R. Grundemann

Missions-Studien

und

Kritiken

[1. Reihe]

Missions-Studien

und

Kritiken

in

Verbindung mit einer Reise nach Indien.

Von

D. R. Grundemann,
Pfarrer zu Mörz bei Belzig.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1894.

Sr. Hochwürden dem Herrn Generalsuperintendenten a. D.

D. R. Kögel

in tiefster Dankbarkeit zugeeignet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Die wissenschaftlichen Erträge meiner Missionsstudienreise durch Britisch Indien suchte ich zunächst den Missionsfreunden in verschiedenen Missionskonferenzen durch Vorträge auf den Hauptversammlungen darzubieten. Später um die Veröffentlichung meiner Erfahrungen angegangen, glaubte ich dem Wunsche durch die Herausgabe dieser Vorträge entsprechen zu können. Vielleicht wäre eine einheitliche Verarbeitung des gebotenen Stoffes in etwas strenger wissenschaftlicher Form angezeigt gewesen. Indessen hätte ich dazu neben der Bearbeitung eines neuen Missionsatlasses, die mich auf ein paar Jahre beschäftigt, kaum Zeit finden können und die Sache würde veraltet sein. Der freundliche Leser wolle daher entschuldigen, daß ich die Form der Vorträge beibehielt. Dennoch habe ich die überarbeitende Hand darangelegt und allerlei Ausstellungen und Einwürfe, welche in den auf die Vorträge folgenden Diskussionen erhoben wurden, berücksichtigt. — Der erste Vortrag wurde mit aufgenommen, weil er die Veranlassung zu der Reise gegeben hatte. Nr. IV, welcher bereits in der Allg. Missions-Zeitschrift erschien, ist hier wieder abgedruckt samt den weiteren Verhandlungen, die sich in jenem Blatte daran knüpften. Ebenso Nr. VII.

Daß ich den Titel Studien und Kritiken wählte, möge man mir nicht auslegen, als ob ich mir anmaßen wollte, über die Mission zu Gericht zu sitzen. Ich wurde vielmehr durch die Sache selbst zum *κρίνειν* gedrängt. Denn vieles, was ich in

Indien von der Mission sah und hörte, zeigte sich ziemlich verschieden von der Vorstellung, die wir uns hierzulande von der Sache machen. Da gilt es zu sondern und zu scheiden. In diesem Sinne möchten meine Mitteilungen den heimischen Missionsfreunden als ein Beitrag zur Bildung einer zutreffenden Vorstellung von der Mission und zur Förderung eines gründlichen Sachverständnisses dienen. Der Herr selbst helfe, daß sie in etwas ihren Zweck erreichen, und mache uns alle immer tüchtiger in klarer, nüchterner Erkenntnis mitzuarbeiten an der Ausbreitung seines Reiches unter den Heiden.

Mörz, 30. November 1893.

R. Grundemann.

Inhalt.

I.

Der Menschen Pläne und Gottes Wege in der Heidenmission.[1])

Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege (Jes. 55, 8). Dies Wort des Herrn (g. H. u. l. B.) weist uns hin auf den großen Unterschied, der besteht zwischen allem Irdisch-menschlichen und dem Himmlisch-göttlichen. So viel der Himmel höher ist denn die Erde, sind auch Gottes Gedanken höher denn unsre Gedanken und Gottes Wege höher denn unsre Wege. Schon in diesen Worten selbst können wir eine Spur davon finden. „Höher" ist hier nicht der Komparativus menschlicher Sprachen, der nur eine andre Stufe auf gleichartigem Gebiete bezeichnet. Nein, das erläuternde Gleichnis: „So viel der Himmel höher ist denn die Erde" deutet uns den nicht bloß specifischen, sondern geradezu generellen Unterschied an, der zwischen allem Menschlichen und Göttlichen besteht. Wir haben für das Göttliche nicht den zutreffenden Maßstab — es ist uns inkommensurabel — wir haben in der menschlichen Sprache dafür keinen zutreffenden Ausdruck, und die Atmosphäre unsres Erdenlebens überhaupt ist ein Medium, in dem die Strahlen der göttlichen Offenbarung nur gebrochen erscheinen. Wohl können wir uns trösten, daß Gottes Gnade schon hier die Menschenseele so umwandeln und erneuern kann, daß sie eine ganz neue Perceptionskraft für das Göttliche empfängt, wie die Apostel zeugen konnten: Wir sahen seine Herrlichkeit — aber trotzdem blieb auch für sie noch der Unterschied beider Gebiete, von dem Paulus in andrer Beziehung sagt: Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Dabei kann es uns nicht wunder nehmen, wenn selbst seitens der Apostel des Herrn Mißverständnisse und Mißgriffe vorgekommen sind und noch viel weniger, wenn dies bei ihren Nachfolgern und den späteren Geschlechtern der Fall war und noch der Fall ist. Konnten selbst die

[1]) Vortrag, gehalten zu Potsdam 1890.

Jünger noch beim Abschied fragen: „Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel?“ so dürfen wir uns nicht wundern, wenn man in den folgenden Zeiten über den Plan Gottes, über seinen Reichsplan, im unklaren war. Wie bei dem durchs Prisma gespalteten Strahl die Einheit in bunte Mannigfaltigkeit aufgelöst wird, so ist im Laufe der Zeit auch in der Christenheit anstatt des einen göttlichen Planes eine Vielheit menschlicher Pläne getreten, die auch durch die noch immer uns anklebende Sünde vielfach verdunkelt und verkehrt sind. Solche menschlichen Pläne sind es, auf die ich heute Ihre Aufmerksamkeit lenken möchte.

Doch Gott sei Dank, daß wir daneben auch unsern Blick richten können auf Gottes Wege, durch die er selbst die Verkehrtheiten seiner Menschenkinder, und auch die der noch in Schwachheit fehlenden Gläubigen, korrigiert. Staunen muß uns ergreifen, wenn wir hier und da sein wunderbares Regiment deutlicher hervorleuchten sehen, wie er mit menschlichen Unzulänglichkeiten und selbst Mißgriffen sein Reich baut — ja unerforschlich sind seine Wege, aber auch unbegreiflich seine Gerichte, die wir hie und da erkennen, ich meine meistens da, wo Menschen in angemaßter Unfehlbarkeit die Direktive des Baues übernehmen wollten.

Ich brauche kein Wort darüber hinzuzufügen, daß die korrigierenden Wege Gottes uns nicht zu einer Entschuldigung dienen sollen für unsre eignen Mißgriffe und Versündigungen. Sie sollen uns vielmehr zur Erkenntnis und zur Buße führen, sowie zur Berichtigung unsrer Pläne; denn schließlich bieten doch Gottes Wege für uns die deutlichste, faßbarste Offenbarung des einen großen Gottesplanes — wobei wir uns an den Ausspruch Gamaliels im Hohen Rate erinnern mögen. Jedenfalls ist es unsre Pflicht und Schuldigkeit, auf Gottes Wege zu achten und uns durch seines Geistes Kraft das gläubige Verständnis für dieselben stärken zu lassen.

Irre ich nicht, so thut dies in unsrer Zeit auch insbesondere not in Bezug auf das Werk, um dessentwillen wir hier vereinigt sind. Darum möchte ich in folgendem versuchen, ein weiteres Nachdenken über der Menschen Pläne und Gottes Wege in der Heidenmission anzuregen.

Gottes Plan hat uns der Herr Jesus im Missionsbefehle ausgedrückt. *Πορευθέντες μαθητεύσατε πάντα τὰ ἔθνη, βαπτίσαντες αὐτοὺς . . . . διδάσκοντες αὐτοὺς τηρεῖν πάντα, ὅσα ἐνετειλάμην ὑμῖν* — und aus der Parallele des Markus dazu *κηρύξατε τὸ εὐαγγέλιον πάσῃ τῇ κτίσει.* Wir können nur bedauern, daß Luther die beiden verschiedenen Ausdrücke *μαθητεύειν* und *διδάσκειν* mit dem=

selben deutschen Worte „lehren“ wiedergegeben hat. Vor dieser Versammlung brauche ich den Unterschied nicht weiter zu erläutern. Es steht fest, daß Jesus befiehlt, die Völker in seine Jüngerschaft oder Anhängerschaft einzuführen mittelst der Taufe — wobei das sprachlich harte, aber sachlich durchaus erforderliche αὐτοὺς (neben τὰ ἔθνη) zu beachten ist, das von vornherein die Massentaufen hätte ausschließen sollen, trotzdem unzweifelhaft die Verchristlichung der Völker als Völker das Ziel bildet.

Μαθητεύσατε machet sie zu μαθηταῖς. Das ist ein schweres Wort! „Hier stock ich schon, wer hilft mir weiter fort?“ möchte ich mit Faust sagen. Wenn hohe Behörden wichtige Verfügungen erlassen, so pflegt den letzteren bald eine Instruktion zu folgen — solchen klebt freilich gelegentlich auch etwas von menschlicher Schwachheit an. Aber der Herr Jesus hat es nicht für gut befunden, den Missionsbefehl durch irgend eine Instruktion erläutern zu lassen. Vermutlich würden an einer solchen die Menschen nur Anlaß genommen haben, mit ihren Plänen noch auf weitere Abwege zu geraten, als es so bei der Ausführung des einfachen Befehles schon geschehen ist. Jeder aber, der irgendwie bei der letzteren beteiligt ist, sollte sich klar zu machen suchen, was nach dem einfachen Wortlaut ein Jünger Jesu, ein μαθητὴς Ἰησοῦ bedeutet. Das Wort μαθητεύω kommt im Neuen Testament einigemal vor. Matthäus sagt es von Joseph von Arimathia αὐτὸς ἐμαθήτευσε τῷ Ἰησοῦ. Nach Johannes (19, 38) freilich war er nur ein heimlicher Jünger. Jesus selbst spricht Matth. 13, 52 von Schriftgelehrten, die Jünger des Himmelreichs geworden. Als Paulus und Barnabas zu Derbe predigten, heißt es μαθητεύσαντες ἱκανούς, sie machten also — trotz ihres kurzen dortigen Aufenthaltes — viele zu Jüngern und jedenfalls ist der Ausdruck μαθητὰς ποιεῖν, den Johannes von Jesu selbst braucht, als gleichbedeutend zu fassen, wenn auch in jener Stelle nur die Auffassung der Pharisäer wiedergegeben ist — da nicht Jesus selbst, sondern seine Jünger die Taufe vollzogen, die auch in dieser Stelle als das Mittel des μαθητεύειν angeführt wird. Wohl mögen diese Stellen des Neuen Testamentes manche Lichtstrahlen wie ein reflektierender Spiegel auf die uns durch den Missionsbefehl gestellte Aufgabe werfen und jedenfalls werden die Missionsleute gut thun, auf dieselben wieder und wieder zu achten. Aber selbst die scharfsinnigste Auslegung würde es nicht zu einer einheitlichen Auffassung bringen. Ich stehe daher hier von einem derartigen Versuche bereitwilligst ab und möchte nur konstatieren, wie in der Ausführung des Missionsbefehls durch die menschliche

Unvollkommenheit sich die einfache Aufgabe in die verschiedenartigsten Pläne zersplittert.

Der russische Pope, welcher eine Anzahl Tungusen, nachdem jedem ein Hemd geschenkt worden, taufte, jedem ein Kreuz umhängte und dann in reichlichem Branntwein mit ihnen das Lebehoch auf den Kaiser von Rußland trank — glaubte auch jene Heiden zu Christen gemacht zu haben, indem er sie zu Russen machte. Der Jesuit, welcher in China, nach einer selbst von einem Bischof empfohlenen Methode, dem kranken Kinde unter dem Vorwande ärztlicher Behandlung mit einem Schwamme die Stirne befeuchtet und dazu die Taufformel murmelt, glaubt ebenfalls den Befehl des Herrn erfüllt zu haben. Ebenso der Methodist, der jene Afrikaner tauft, die deutliche Beweise der Buße geben und freudig bekennen, Frieden gefunden zu haben, was bei näherer Betrachtung darauf hinauskommt, daß der Schwarze mit seiner angebornen Mimik das Geschrei und die Zuckungen der Büßenden sowie das fröhliche Jauchzen und Springen der Begnadigten sich angeeignet hat. Es sind aber von glaubwürdigen Zeugen Beispiele konstatiert, daß solche Getauften nicht einmal die 10 Gebote gelernt hatten und noch nie etwas vom heiligen Abendmahl gehört hatten. Ich würde diese Beispiele nicht anführen, wenn sie die Berechtigung hätten, als unbedeutende Ausnahmen zu gelten.

Ganz im Gegensatz dazu finden wir gelegentlich bei Presbyterianern, Kongregationalisten und Baptisten ein Hinausschieben der Taufe, bis die Katechumenen in die ganzen Tiefen der christlichen Erkenntnis eingeführt sind — wobei ebenfalls viel Täuschung vorkommt, indem namentlich durch die Verschiedenheit der Sprachen, sowie auch des Auffassungsvermögens überhaupt, die größten Mißverständnisse herbeigeführt werden. Nicht weniger Täuschung läuft da mit unter, wo man eine völlige innere Erneuerung, eine aufrichtige, ganze Bekehrung (a full and true conversion) zur Vorbedingung der Taufe macht.

Aber nicht bloß mit Rücksicht auf die Taufpraxis ergeben sich in den verschiedenen Missionen verschiedene menschliche Pläne zum Aufbau des Reiches Gottes, sondern fast noch mehr in der Ausführung des „lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe“. Unter der Mannigfaltigkeit irdischer Verhältnisse und unter der menschlichen Unvollkommenheit hat sich das Reich Gottes auf Erden in seiner sichtbaren Gestaltung zersplittert in viele Einzelkirchen, Konfessionen oder Denominationen. Wir rechnen mit den gegebenen Größen und wollen keineswegs dem utopischen Missionsplane das Wort reden, als könnte einem

Heidenvolke das aus der Schale äußerer Kirchenform losgelöste reine Christentum „an und für sich“ dargereicht werden. Wenn man aber hie und da sehen muß, daß die armselige vergängliche Schale zur Hauptsache gemacht wird anstatt des ewigen bleibenden Inhalts und wenn in den Missionskreisen die Klagen sich mehren nicht bloß über Grenzverletzungen, sondern auch über direktes Eindringen verschiedener Denominationen in die Missionsgebiete andrer — so kann man sich keine Illusionen darüber machen, wie die menschlichen Pläne ein gut Teil abweichen von den Intentionen dessen, der den Missionsbefehl gegeben hat. Derselbe hat ja mit solchem Nachdruck in seinem hohenpriesterlichen Gebete gefleht: „daß sie alle eins seien!“ Darf man es bei den römischen Missionaren nicht anders erwarten, als daß sie ihre Konvertiten ebensosehr zu Anhängern des Papstes und Mariä wie Christi machen, so kann man es doch nur mit Betrübnis sehen, wie in verschiedenen evangelischen Missionen die Unterschiede der Lehre und der Kirchenformen betont und den Heiden als etwas Wesentliches beigebracht werden, so daß diese mehr zu Anglikanern oder Presbyterianern oder Lutheranern oder Methodisten, Baptisten oder Kongregationalisten werden — als zu dem, was sie werden sollten: *Μαθηταὶ Χριστοῦ*, Christen. Ich will gern zugeben, daß es Auswüchse sind, die ich hier andeute, während im ganzen und großen die Vertreter der evangelischen Mission sehr wohl überzeugt sein mögen, daß die konfessionellen Besonderheiten weit hinter der gemeinsamen Hauptsache zurückstehen müssen. Auch will ich denjenigen Missionsverwaltungen die ehrende Anerkennung nicht versagen, die lieber ihre eignen Arbeiter zurückziehen, anstatt auf einem und demselben Felde in Rivalität mit andern zu arbeiten, wie namentlich die C. M. S. (englische Kirchenmission) ein paarmal edler Weise gethan hat. Und doch sind unter den Vertretern der evangelischen Missionsgesellschaften mehrere, welche ja ihre Separatkirche so für die allein wahre Kirche halten, daß sie zu gemeinsamen Verhandlungen mit den Vertretern der andern Gesellschaften, wie z. B. in London 1888, gar nicht kommen, und noch mehr zu bedauern ist es, daß unter den Erschienenen der Mut fehlte, gegen jene angedeuteten Übergriffe mit Entschiedenheit aufzutreten. So wird es noch lange geschehen, daß evangelische Missionare den Heiden sowohl, wie den europäischen Missionsfeinden das ärgerliche Bild zankender und streitender Brüder darbieten.

Aber noch auf eine Erscheinung möchte ich Ihre Aufmerksamkeit lenken, hier, wo wir die menschlichen Pläne in Bezug auf den Bau des Reiches Gottes betrachten. Die mittelalterliche Mission faßte ihre Auf-

gabe, die Völker zu christianisieren, ziemlich buchstäblich und äußerlich auf. In der neuen Mission dagegen überwiegt eine andre Auffassung, nämlich die, aus den heidnischen Völkern sofort Gemeinden von Gläubigen zu sammeln. Nicht die Schaffung einer aus getauften Christen bestehenden Volkskirche, in der dann die weitere Arbeit mit dem Worte Gottes und durch dieselbe das Werk des heiligen Geistes an den Herzen allmählich Glieder zu der Gemeinde der Gläubigen sammelt — nicht die Herstellung solcher Volkskirche, die einem mit Unkraut vermischten Weizenfelde gleicht, gilt als die Aufgabe der Mission. Nein, man bemüht sich sofort, wie ein englisch-presbyterianischer Missionar (Campbell Formosa) es ausdrückt, a pure and spiritual church, eine reine und geistliche Kirche zu sammeln. Also nicht eine Volkskirche, sondern eine puritanische Wahlkirche, mit deren Mitgliedschaft es aufs strengste genommen werden soll, so daß man nicht einmal die getauften Kinder der Mitglieder mitzählt, sondern nur die Abendmahlsberechtigten und jene andern, wenn man sie nicht völlig übergeht, nur anhangsweise aufführt.

Für weite Kreise der englisch-amerikanischen Missionsfreunde ist dieses Verfahren so grundsätzlich geworden, daß man mit dem leisesten Zweifel an der Richtigkeit desselben oft heftigen Anstoß erregt. Dennoch sollten uns einige Gleichnisse des Herrn dagegen sehr bedenklich machen. Wenn er uns Mark. 4, 26 ff. die organische Entwicklung seines Reiches im Bilde des allmählichen Wachstums der Pflanze beschreibt, die zum ersten die Blätter, dann die Halme mit den Ähren und endlich die Körner in den Ähren hervorbringt, so stimmen dazu wohl nicht die Versuche, künstlicherweise Pflanzen zu ziehen, die gleichsam mit der vollen Ähre aus dem Boden sprießen. Auch das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen mit dem ausdrücklichen Verbot einer schon in dieser Zeit vorgenommenen Purifikation und mit Hinweis auf die letzte entscheidende Scheidung, sollte uns gegen die Gründung puritanischer Wahlkirchen unter den Heiden vorsichtig machen — um so mehr, als der Erfolg, wie wir gleich zeigen werden, lehrt, wie viel Täuschung dabei mit unterläuft.

Doch das geduldige Warten auf eine langsame Entwicklung (wie es übrigens auch im Gleichnis vom Senfkorn und vom Sauerteig angezeigt ist) will dem Geschmack vieler Missionsfreunde unsrer Zeit gar nicht passen. Es herrscht bei ihnen im Gegenteil eine Ungeduld, die selbst eifrige treue Männer zu den abenteuerlichsten Plänen verleitet, welche geradezu den Spott und Hohn der Weltkinder provozieren, bei jedem Verständigen aber Kopfschütteln und bei schlichten Christen ernste Betrübnis hervorrufen müssen. So z. B. der Plan, die ganze Welt in

sieben oder schlimmstenfalls in dreißig Jahren zu bekehren. Ich erlaube mir, denselben etwas eingehender mitzuteilen, da er sehr charakteristisch ist (cf. Gr. Entwicklung d. ev. M. im letzten Jahrzehnt S. 52 f.).

Vor einer Versammlung in Detroit 1879 legte Rev. A. T. Pierson folgenden Plan dar. Angenommen, es giebt jetzt 10 Millionen wahrer Nachfolger des Herrn. Laßt uns jeden von ihnen im Laufe des Jahres 1880 nur eine einzige Seele gewinnen, so haben wir am Schluß des Jahres schon 20 Millionen. Wenn von diesen im folgenden Jahre wieder jeder eine Seele gewinnt, so haben wir 1882: 40 Millionen, und wenn es so weiter geht 1887: 1280 Millionen. Danach würde die ganze Menschheit in sieben Jahren bekehrt sein. Aber auch für den Fall, daß die Annahme der 10 Millionen Wiedergeborner nicht zutreffe, wurde ausgerechnet, daß, wenn auch nur ein bekehrter Christ vorhanden wäre, in dreißig Jahren die Bekehrung der Welt absolviert werden könnte. — Man hätte erwarten sollen, daß in der Versammlung einige nüchterne Männer dieser mechanischen Rechenspielerei, die das gestellte Thema: „Mehr geistliches Leben“ vollständig verfehlte, gebührend entgegengetreten wären. Aber im Gegenteil! Die Ausführung scheint nicht nur den vollen Beifall der Versammlung gefunden zu haben, sondern wurde sogar durch die Missionary Review (1880, 180) veröffentlicht, jedenfalls in der Absicht, die praktische Verwirklichung des Planes herbeizuführen.

Zwei Jahre später ging ein andrer Plan durch viele amerikanische und englische Missionszeitschriften, der, wie es scheint, den ausgedehntesten Anklang fand, während nur sehr vereinzelt sich einige nüchterne Stimmen gegen denselben vernehmen ließen. In zwanzig Jahren sollte die Welt evangelisiert sein, wenn nur die Zahl der Missionare auf 10000 vermehrt und 20 Millionen Dollar jährlich für die Mission aufgebracht würden. — Auch in sonst besonneneren englischen Kreisen tritt gelegentlich so ein forzierter Versuch zur plötzlichen Steigerung der Missionsleistungen auf, wie z. B. 1887 die C. M. S. (engl. K.-M.) ihre Einnahmen um die Hälfte des Betrages steigern, also von 4 auf 6 Millionen bringen wollte. Kein gesundes Wachstum geht in solchen Sprüngen, wie der Erfolg lehrte. Oder erinnern wir uns an den Kreuzzug einiger Erweckungsprediger in den höheren Schulen der Vereinigten Staaten, durch welchen über 1500 Zöglinge (darunter 300 junge Damen) so für den Missionsberuf begeistert wurden, daß sie einen Revers über ihren Eintritt in denselben unterschrieben. Auch der Taylorsche Plan, Afrika durch zwei Missionskolonnen gleichsam im Sturm für den Herrn Jesus

zu erobern, ein Plan, der elendiglich zu schanden geworden ist, nebst einer großen Menge andrer Beispiele — alles das zeigt uns eine Ungeduld und einen fieberhaften Eifer im Missionswerk, wie sie zu der stillen allmählichen Entfaltung des Reiches Gottes durchaus nicht stimmen.

Weiter möchte ich hinweisen auf den Einfluß, welchen das in der modernen Luft liegende Streben nach Freiheit und Selbständigkeit und Geringachtung bestehender Autoritäten und Ordnungen in der Mission gewonnen haben. Das englische Missionswesen ist zum größeren Teile, das amerikanische fast ganz vom modernen Liberalismus durchsetzt. Es geht so weit, daß man in jenen Ländern missionsfreundlich und politisch-liberal miteinander identificiert und die politischen Gegner ohne weiteres für Missionsfeinde nimmt. Selbst ein Mann wie der große Livingstone, dem man ein gründlicheres Sachverständnis hätte zutrauen sollen, war in diesem Stücke vollständiger Parteimann, dem das Freihandelsprincip so gut wie unabtrennbar vom Evangelium galt. Sehen wir hier ab von der plötzlichen Emancipation der Sklaven, in der viel blinder, unverständiger Menscheneifer und politisches Parteigetriebe mit edeln christlichen Intentionen vermischt war. Auch in der Missionsmethode spielt das liberale Princip eine bedeutende Rolle. Da finden wir einerseits eine Mißachtung oder völlige Ignorierung aller der in einem fremden Volke bestehenden Ordnungen, auch wenn sie nicht gegen das Evangelium verstoßen. Die gewonnenen Anhänger werden nicht als Glieder eines Volkskörpers, sondern als autonome Individuen behandelt. Es liegt auf der Hand, wie hierdurch der Christianisierung der Völker, die doch der Herr fordert, geradezu ein Riegel vorgeschoben wird. Die Erkenntnis, daß in jeder geschichtlich gewordenen nationalen und socialen Organisation eine — wenn auch durch menschliche Sündhaftigkeit oft unendlich entstellte — Gottesordnung vorhanden ist, hätte manchen missionsmethodischen Mißgriffen vorbeugen sollen.

Andrerseits zeigt sich das liberale Princip in der Selbständigkeit, die man den aus den Bekehrten gebildeten Gemeinden oft schon in einer Zeit gewährt, wo sie für dieselbe noch völlig unreif sind. Ich glaube damit nicht zu viel gesagt zu haben. Wenn man unter einem Dutzend Bekehrter nach Jahr und Tag die presbyterialen Ordnungen einführt, und dieser jungen Gemeinde völlig freie Hand läßt, die wichtigsten Geschäfte durch ihre Organe selbständig zu verwalten, wie z. B. die Kirchenzucht, so kann man sich nicht wundern, wenn schließlich solche unerträglichen Zustände heranwachsen, wie sie jüngst in Kamerun durch

die Baseler Missionare ans Licht gezogen werden mußten. Kirchenzucht wurde wohl geübt, aber der um Ehebruch oder Trunkenheit und Verbreitung von Branntwein ausgeschlossene wurde nach kurzer Frist wieder aufgenommen, nachdem er vor versammelter Gemeinde ohne Scheu seine Sünden bekannt hatte — die andern waren auch fast alle und mehrfach in gleicher Lage gewesen. Als Pendant sei hier der schwarze Christ in Sierra Leone angeführt, der, am Sonntag zu einer Dienstleistung aufgefordert, nicht bloß eine unverschämt hohe Bezahlung, sondern auch noch 1 Sch. extra fordert for breaking the Sabbath-you know! Sie verstehen: für das Brechen des Sabbaths.

Für die jungen Gemeinden, so sehr man von Anfang an darauf bedacht sein soll, sie zur Selbständigkeit zu erziehen, gehört sich für lange Zeit die feste Zucht einer über ihnen stehenden Autorität, aber nicht das selfgovernement, zu dem sie nur sehr allmählich heranreifen. Glauben Sie nicht, daß solche Schäden, wie sie in Kamerun zu Tage getreten sind, allzu vereinzelt seien. Ich könnte Ihnen ganze Missionsgebiete nennen, die zu der Zahl der Heidenchristen bedeutende Kontingente stellen, auf denen es nach meiner Überzeugung nicht viel besser steht, wenngleich nicht Enthüllungen wie dort am Kamerun als Beweise vorliegen. Die verfrühte Verselbständigung führt zu einem trügerischen christlichen Scheine, unter dem sehr viel faul ist.

Ich muß aber noch einmal auf die Geringschätzung des Nationalen zurückkommen. Derselben steht oft ein Aufdrängen europäischer Formen zur Seite, das namentlich bei dem Afrikaner mit seiner angebornen Eitelkeit und seinem starken Nachahmungstalent einen sehr fruchtbaren Boden findet. Oft sind solche Kaffern oder Neger in eleganter Kleidung mit Lackstiefeln und hohem Hut — die goldene Uhrkette darf gewöhnlich nicht fehlen — widerliche Karikaturen und nicht minder die schwarzen Damen, die, nach der neusten Mode aufgeputzt, mit ihrem Staat kokettieren. Uns ist es unverständlich, wie Missionare und ihre Frauen (namentlich emanzipierte Damen befördern solche Erscheinungen) freudestrahlend solche Erscheinungen als Früchte der Mission bewundern können — während man nach schlichter christlicher Auffassung sich in ihrer Seele schämen müßte und sagen, was habt ihr nur aus den Kaffern gemacht? Zu Jüngern Jesu solltet ihr sie machen, aber dazu braucht ihr sie doch nicht zu affigen Gecken und eiteln Zierliesen zu machen!

Ist es überhaupt zu bedauern, daß namentlich die Zöglinge gewisser Missionsinstitute der eignen Nationalität entfremdet und übermäßig europäisiert, oder geradezu anglisiert werden, so wirkt dies um so nach-

teiliger, wenn dadurch die fundamentalsten socialen Ordnungen umgestürzt werden. Ein englischer Missionar erwiderte auf die Frage, ob die Zöglinge seines Mädcheninstituts auch Feldarbeit verrichteten? es sei disgusting — ekelhaft, wenn das schwächere Geschlecht zu grober Arbeit gezwungen werde. Die schwarzen jungen Damen wurden richtig zu Ladies erzogen, und das galt als ein wesentliches Stück Missionsarbeit. Wie nachteilig ein solcher unvermittelter Sprung in der Stellung des weiblichen Geschlechts gerade unter afrikanischen Verhältnissen sein muß, kann nicht zweifelhaft sein, und auch in diesem Stücke können wir wieder nur einen der vom graden Pfade abirrenden menschlichen Pläne sehen.

Aber auch da, wo sich die Missionsmethode recht eigentlich auf jenem graden Pfade zu bewegen scheint, kann sie gelegentlich sich als verfehlt erweisen. Gewiß ist es ein sehr richtiger Gedanke, daß Menschen zu Jesu Jüngern machen ein geistliches Ding ist. Doch aber hat auch die Mission ihre andre Seite, mit der sie der irdisch sichtbaren Welt angehört, und die nur zu großem Nachteil unter einseitiger Betonung des Geistlichen übersehen wird. Es kommt mehrfach vor, daß die Mission an Volksstämmen arbeitet, die von stärkeren Völkerschaften unterdrückt, oder sonstwie durch widrige Verhältnisse geschwächt, unverkennbar ihrem Ende entgegeneilen. Einige Beispiele zeigen deutlich, wie unter solchen Verhältnissen eine besondere Empfänglichkeit für das Evangelium vorhanden ist. So edel es nun auch sein mag, einem Untergehenden durch himmlischen Trost die letzte Erdenstunde zu verschönern, so verfehlt wäre es doch, wenn man in einseitiger Geistlichkeit gar keinen Versuch zur irdischen Rettung machen wollte. Der Samariter, der den Verwundeten nur mit einem der köstlichen Psalmen getröstet und mit ihm gebetet hätte, ihn aber ruhig dabei hätte verbluten lassen, würde zur Karikatur. Noch dringender aber zeigt sich die Notwendigkeit irdischer Hilfeleistung, wenn es sich nicht um ein Individuum, sondern um ein Volksganzes handelt. Wir christianisieren nicht bloß für eine Generation.[1]) Das gepflanzte Christentum soll sich weiter entwickeln und dazu gehört doch vor allen Dingen der irdische Bestand des betreffenden Volkes. Manchen Völkerschaften ist ja allerdings nicht mehr zu helfen. Das steht auf einem andern Blatte. Wo aber die Stärkung eines im Kampfe ums Dasein unterdrückten Stammes noch möglich ist, sollte die Mission sie

---

[1]) Es ist unbegreiflich, wie in dem Berichte der Lond. M.-G. mit vollem Gleichmut die Thatsache mitgeteilt wird, daß auf einem ihrer Gebiete in China nur ein kleiner Bruchteil von den Kindern der Bekehrten auch Christen werden (Rep. 92, 15). Da wird denn freilich die Mission zum Danaidenfaß.

als unabweisbare Pflicht erkennen, denn nur solche Stärkung und Erhaltung sichert den Boden für die weiteren Erfolge der Missionsthätigkeit. Diese Sachlage wird oft übersehen, indem man ausschließlich die Wirksamkeit des Missionars mit dem Worte Gottes in Kirche, Schule und Seelsorge allein vor Augen hat. Oft aber wird sogar geflissentlich alle Hilfeleistung in irdischen Verhältnissen als etwas Ungehöriges abgelehnt. „Wir sind gekommen, um dem Herrn Jesu Seelen zu gewinnen," wird da gesagt, „aber nicht, um uns in eure Ackerstreitigkeiten u. s. w. zu mischen." Mir schwebt ein geradezu erschütterndes Beispiel vor der Seele, wo die Mission sehr schnell bei einem malaiischen Stamme Eingang gefunden hat, bei dem anfänglich nur vereinzelt einige Chinesen lebten. Die letzteren haben vermöge ihrer außergewöhnlichen Beanlagung für den Handel, mit der sie selbst dem Juden und dem Griechen über sein sollen, und vermöge ihrer wenig strengen Grundsätze in Bezug auf Rechtlichkeit, durch Vorschuß geben und die bekannten andern Mittel jene malaiische Bevölkerung jetzt bereits so in Abhängigkeit gebracht, daß man schon absehen kann, wie das Geschäft des Ausschlachtens nach wenigen Generationen vollendet sein wird — so daß man in der schönen Po-sia-Ebene (Formosa) keinen einzigen der jetzt äußerlich fast christianisierten Sek-hoan mehr finden wird. Derselbe Missionar, der dies berichtet, erzählt, wie er die Bitten der Christen um Beistand gegen die Übervorteilungen seitens ihrer Dränger entschieden zurückgewiesen habe und protestiert energisch selbst angesichts dieser Verhältnisse gegen die Zumutung, daß der Missionar seinen Anhängern irgend welchen andern als geistlichen Beistand zu leisten habe — wobei er die allgemein anerkannte und geübte ärztliche Hilfeleistung ganz übersehen zu haben scheint. Es klingt geradezu herzlos, wenn er die Bittenden darauf verweist, daß sie als Christen eben zu leiden hätten.

(Ich kann mich nicht enthalten, hier an die parallele Frage zu erinnern, ob ein Geistlicher mit an den socialen Bestrebungen zum Schutz einer unterdrückten Klasse sich beteiligen dürfe oder nicht? Ein schwedischer Bischof hat sie vor kurzem verneint, worauf der Dichter Björnson sie unter Vorführung von Opfern des Industrialismus so drastisch beleuchtete — sehr zur Stärkung eines antichristlichen Socialismus.)

Die sociale Frage spielt auf einer Reihe von Missionsgebieten eine viel größere Rolle, als für gewöhnlich beachtet wird. Abgesehen von solchen Beispielen, wie das oben angeführte von der Insel Formosa, ist sie besonders brennend in allen denjenigen Gebieten, wo eine europäische

Einwanderung den Eingebornen den ungleichen Kampf ums Dasein aufdrängt. Was hilft es, aus letzteren christliche Häuflein zu sammeln, wenn nicht irgendwie für die Möglichkeit ihrer äußeren Existenz gesorgt wird? Es wäre trostlos, aus der jetzigen Generation einige hundert oder tausend Christen zu sammeln, wenn sie in der nächsten Generation als verarmte Individuen sich zerstreuen und in der folgenden verwahrlost hinter den Hecken und Zäunen ihr Ende finden sollten. Dazu macht man sie nicht zu *μαθηταῖς τοῦ Χριστοῦ*! Und doch ist das leider schon mit vielen heidenchristlichen Gemeinden geschehen. Trifft die Hauptschuld dabei auch immer die unchristlichen Elemente der europäischen Einwanderung, so ist doch die Mission nicht frei von Schuld, wenn sie nichts gethan hat, um ihre Pfleglinge im Kampf ums Dasein zu stärken und ihre sociale Existenz sichern zu helfen.

Ich habe Ihnen eine Reihe von verschiedenartigen Missionsplänen vorgeführt.[1]) Manche tragen den Stempel menschlicher Unvollkommenheit, des Irrtums und der Mangelhaftigkeit deutlich genug an der Stirn, daß wir auf sie das Wort beziehen dürfen: Eure Gedanken sind nicht meine Gedanken!

Versuchen wir nun, dagegen Gottes Wege in der Heidenmission zu erkennen. „Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!“ mögen wir wohl mit dem Apostel ausrufen, wenn wir der Reihe nach die Felder, auf denen die christliche Mission bisher gearbeitet hat, mustern und nach ihren Erfolgen fragen. Die apostolische Mission steht uns als die vollkommenste Thätigkeit dieser Art vor den Augen. Gewiß waren die Apostel zu derselben durch die besondere Ausrüstung mit dem heiligen Geiste und durch die originale Kraft ihres dem Umgange mit dem Herrn selbst entsprungenen Christentums in einer Weise befähigt, wie wir es bei den Epigonen nicht erwarten dürfen. In seltener Weise waren auch die betreffenden Völker für ihr Missionswerk vorbereitet. Nach Menschengedanken hätte man es gar nicht anders erwarten sollen, als daß die von den Aposteln gepflanzten Gemeinden sich durch alle Zeiten weiter entwickeln müßten als Mustergemeinden, die in normaler Entfaltung die Kräfte des Reiches Gottes auf Erden am

---

[1]) Die Reihe ließe sich leicht namentlich durch allerlei besondere Pläne erweitern. Goßners Plan der Mission durch sich selbst erhaltende Handwerker, die Apostelstraße durch Ägypten und andre Stationenketten, Mr. Arthingtons Plan, Tausende von arabischen Testamenten ins Innere Afrikas zu werfen, desselben Plan, die Welt unter die evangelischen Missionsgesellschaften zu verteilen u. dergl., würde auch hierher gehören.

deutlichsten erkennen ließen. Ich brauche nicht näher auszuführen, wie Gottes Wege in Bezug auf die apostolische Kirche so ganz andre waren, als der Menschen Gedanken, so ganz befremdlich anders, daß die Menschen, die sich gar nicht darein finden konnten, es unternahmen, Gottes Wege zu korrigieren — denn das war die unbewußte Absicht der Kreuzzüge, die darum trotz der ungeheuren Anstrengungen der abendländischen Kirche ihren Zweck so völlig verfehlten. Wehmütig mag es uns sein, Stätten, an denen die Apostel die Kirche des Herrn pflanzten, an denen sie das Evangelium nicht bloß verkündigt, sondern auch mit ihrem Blute bezeugt, jetzt in den Händen der Ungläubigen zu sehen, oder an ihnen nur noch ein in toten Formen erstarrtes Christentum zu finden. Aber wir müssen darüber bekennen: Herr, wie gar unerforschlich sind deine Wege!

Blicken wir weiter auf die mittelalterliche Mission, so finden wir wiederum Grund zum Staunen, wenn auch nach der entgegengesetzten Seite. Wenn heute irgendwo so missioniert würde, wie es Augustin unter den Angelsachsen that und Bonifatius unter den Deutschen, oder ein Volk würde heute so mit dem Schwerte in die Kirche gezwungen, wie die Sachsen durch Karl den Großen, den sie als Schlächter bezeichneten — oder wie die Reste der vom deutschen Ritterorden vernichteten Preußen, so würde man eine Anwandlung verspüren von dem, was den Jakobus und Johannes bewegte, als sie im Begriff waren, Feuer vom Himmel auf den Markt der Samariter herabzuflehen.

Wir können uns kaum etwas Verkehrteres denken, als diese Art, das Christentum zu pflanzen. Jene Massentaufen, wie z. B. Augustin an einem Weihnachtsfeste, nachdem er erst ein paar Jahre im Lande gewesen, 10000 Angelsachsen taufte, oder gar jenes abgekürzte Verfahren in Littauen, wo man die mit neuen wollenen Röcken beschenkten Täuflinge truppenweis vorkommen ließ und sie unter je einem und demselben Namen — wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht — mit einer Spritze taufen ließ, können uns nur als Hohn auf den Missionsbefehl vorkommen. Fast noch mehr gilt dies von jener Einführung des Christentums durchs Schwert, welches auch geraume Zeit hindurch den Rückfall ins Heidentum hindern mußte. Auch die so vielfach angewandte Methode der Substitution ist uns ganz unsympathisch, wie z. B. Gregor der Große gebot, „die Tempel der Götzen nicht zu zerstören, sondern der wahren Gottheit zu weihen; auch möge das Volk statt der alten Opferfeste an Kirchweih und Heiligentagen die Stiere zum Lobe des wahren Gottes schlachten und unter grünen Lauben neben der Kirche das frohe Mahl halten, damit diese harten Gemüter durch Beibehaltung der

gewohnten Freude für die inneren Freuden des Christentums allmählich gewonnen würden."[1])

Wenn jetzt irgendwo nach solchen Plänen missioniert würde, so würden wir sicherlich den baldigen Untergang des ganzen Unternehmens voraussagen. Aber Gottes Wege gehen anders. Die Angelsachsen haben sich in der That im Laufe von 1200 Jahren an die innern Freuden des Christentums gewöhnt — bis auf den heutigen Tag zwar noch nicht alle, aber doch viele — und da, wo Karl der Große grausam die Erde mit Sachsenblut tränkte, werden jetzt von großen Scharen gläubiger Christen gesegnete Missionsfeste gefeiert. Aus den Nachkommen der mit Spritzen getauften Littauer haben wir einige unsrer eifrigsten Missionare erhalten. Welch eine wunderbare Wendung! Wer sollte dabei nicht an Josephs Worte denken: „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen." Er kann das verkehrteste menschliche Beginnen noch zurechtbringen und auf die rechten Wege leiten. Ferner sehen wir an diesen Beispielen, wie der Herr seine Kirche in sehr langsamer Entwicklung baut, für die wir uns an ein ganz anderes Zeitmaß gewöhnen müssen, als das ist, welches für unsre menschlichen Verhältnisse sonst genügt. Wie springt die Thorheit des erwähnten Menschenplanes, die Welt in sieben Jahren zu christianisieren, in die Augen, wenn man ihn neben die 1200 Jahre hält, die der Herr verwendet hat, um seine Kirche in England bis auf den neusten Stand zu fördern, ohne daß die Entwicklung ihren Gipfel erreicht hätte. Auch die verschiedenartigen Entwicklungsstufen, ganz entsprechend dem Gleichnis: erst das Kraut, dann der Halm mit der Ähre — können dem aufmerksamen Betrachter der Kirchengeschichte nicht entgehen. Die Reformation ist so ein bedeutungsvoller Entwicklungsknoten. Nicht der Säemann, der die Saat in die Erde streut und vielleicht das Keimen überwacht und pflegt, kann die Ährenbildung herbeiführen — das thut Gott, der das Gedeihen giebt. Wie ganz anders gehen die Menschenpläne, die gern gleich im Keime eine „reine und geistliche" Kirche haben möchten.

Ich glaube, wir Missionsleute können und sollen noch sehr viel lernen aus der Kirchengeschichte, indem wir unsre Pläne korrigieren an den in derselben zu Tage liegenden göttlichen Wegen.

Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß die Entwicklung des Gottesreiches stets in derselben Weise vor sich gehen müßte, wie wir sie bis jetzt in der Kirchengeschichte vor

[1]) Hase, Kirchengeschichte 193.

uns haben. Die Ausbildung der Ähre und der Körner in den Ähren weicht ja auch nicht unbedeutend ab von der Bildung der ersten Blätter der Weizenpflanze. Aber wir haben bereits auch von der Periode, in der wir jetzt stehen, einen Abschnitt hinter uns, der uns schon bedeutende Fingerzeige über Gottes Wege in derselben geben kann — er umfaßt ja schon über hundert Jahre.

Die moderne Mission unterscheidet sich von der mittelalterlichen recht auffallend durch den verschiedenen Plan, nach dem sie arbeitet. Im Mittelalter ging alles extensiv. Man suchte möglichst große Massen in die Kirche einzuführen, ohne auf die innere Beschaffenheit der Bekehrten viel zu geben. In der modernen Mission aber sucht man die einzelnen Seelen zu dem Herrn zu führen und sie zu Häuflein gläubiger Christen zu vereinigen. Fassen wir die älteste unsrer Missionsgesellschaften,[1]) die Brüdergemeinde, näher ins Auge. Sie hat von anfang an in ihrer Heidenmission ganz nach demselben Principe gearbeitet, wie in der Heimat, wo sie sich bemühte, aus der großen Zahl der Namenchristen einzelne Seelen für den Herrn zu gewinnen. Ebenso arbeiten die Brüder unter den Heiden. Nichts hat ihnen allzeit ferner gelegen, als die Bildung einer Volkskirche; waren sie selbst doch aus dem Gegensatz gegen das Volkskirchentum erwachsen. Ebenso gestaltete sich die Mission der englischen Gesellschaften, welche sich um den Schluß des vorigen und den Anfang dieses Jahrhunderts bildeten. Die meisten entstanden im Schoße von Denominationen, die selbst in ziemlich schroffem Gegensatz zur Landeskirche standen. Das Ziel der Mission, einzelne Individuen zu bekehren und sie zu gläubigen Gemeinden zu sammeln, lag so sehr allen, die sich damals mit der noch verachteten Sache beschäftigten, im Blute, daß jede anderweitige Auffassung als völlig unsinnig mit dem entschiedensten Proteste zurückgewiesen sein würde. Selbst die im Bereiche der englischen Kirche sich bildende Church Missionary Society stand ganz auf diesem Standpunkte. Dasselbe gilt von den auf dem Kontinente entstehenden Gesellschaften, die, von den betreffenden Landeskirchen oft heftig befeindet, nicht im mindesten geneigt waren, diese oder etwas Ähnliches als Vorbild ihres Missionsziels zu nehmen.

Die Mission der Neuzeit hat nun hundert Jahre lang gearbeitet und nicht vergeblich. Mehr als zwei Millionen Seelen zählen

---

[1]) Von der S. P. G. sehe ich ab, weil sie ursprünglich Kolonial-Mission trieb und sich nur gelegentlich auch der Heiden annahm.

die aus der Heidenwelt gesammelten Gemeinden. Man sollte nicht anders erwarten, als daß sie lauter Häuflein gläubiger Christen seien — wenn man auch mit ihnen als Anfängern in vielen Stücken Nachsicht haben müsse. Ich will keineswegs bestreiten, daß es auch solche heidenchristlichen Gemeinden giebt. Aber sie sind in verschwindender Minderzahl gegenüber den anderen, in denen nichts anders erzielt worden ist, als die Zustände der oft geradezu verabscheuten Volkskirchen.

Wie wunderbar sind Gottes Wege, der die ernsten Arbeiten seiner Kinder so ganz anders wendet und ihr heißes Flehen in so ganz andrer Weise erfüllt, als sie es sich dachten! Volkskirchen und zum größten Teil solche der niedersten Stufe sind in überwiegendem Maße die Frucht der bisherigen modernen Missionsarbeit.

Wenn wir bei einem Überblick über die Statistik der von der evangelischen Mission gesammelten heidenchristlichen Gemeinden nur diejenigen hervorheben, auf welche jene Bezeichnung unzweifelhaft Anwendung findet, ergiebt sich die stattliche Zahl von 1570000 Seelen, während von den übrigen 454000 Seelen (ich habe hier noch die Zahlen von 1883 gebraucht, da die neueren noch nicht vollständig zusammengestellt vorliegen) — also von jenem kleineren Viertel aller evangelischen Heidenchristen auch noch sehr viele sind, die wir nach wohlwollendster Schätzung doch nur in die Rubrik der Namen- oder Gewohnheitschristen einreihen können.

Zu jener ersten Klasse rechne ich in Indien Tinneweli und Travankore, wo die Schanars meistenteils in ganzen Dorfschaften zur christlichen Kirche herüberkommen mit mindestens 150000 Seelen, das Telugugebiet, wo die amerikanischen Baptisten trotz ihrer sonst so strengen Taufpraxis sich des Massenandranges nicht erwehren konnten und große Scharen nach verhältnismäßig kurzer Vorbereitung tauften. Sie haben nun, wenn man die Kinder der Getauften mitrechnet, dort jedenfalls auch gegen 150000 Seelen. Die 50000 Kols der deutschen und englischen Gemeinden stehen kaum auf einer andern Stufe, desgleichen 150000 christliche Karenen, bei deren Christianisierung ebenso wie bei den Kols die sociale Lage bedeutend mitwirkte. In der Minahassa auf Celebes ist, dank den treuen Arbeiten deutscher Pietisten, die ganze Bevölkerung bis auf einen kleinen Bruchteil christlich geworden; aber die 80—90000 christlicher Alifuren bilden auch nur eine Volkskirche, in der die unter der Leitung ihrer Stifter sich regenden Lebenskräfte bedenklich zurückgehen, besonders seitdem sie ein Teil der Staatskirche der nieder-

ländischen Kolonien geworden ist. Die polynesischen Inseln sind durchweg christianisiert. Aber auch hier trat meist unter Mitwirkung politischer Verhältnisse die Entscheidung der Bevölkerung für den neuen Glauben im ganzen und großen ein, und das Christentum der Insulaner zeigt auf den meisten Inselgruppen noch einen recht niedrigen Stand. Damit haben wir wieder 250 000 Seelen, die in das Gebiet der Volkskirchen gehören. Auch in Afrika treffen wir dergleichen an. Die 107 000 eingebornen Methodisten resp. Kongregationalisten in Südafrika heben sich zwar als besondere Denominationen von der Gesamtbevölkerung ab, sind aber weit entfernt davon, als gereinigte Wahlkirchen namenchristlichen Massen gegenüber zu stehen. Vollends bilden die christlichen Madagassen — im ganzen gegen 300 000 — größtenteils eine noch sehr mangelhafte Volkskirche und schließlich finden wir in Westindien, dessen schwarze Bevölkerung unter dem Einflusse der Emanzipation für das Christentum gewonnen wurde, zwar eine ganze Reihe verschiedener Denominationen mit ihren Unterschieden in Kirchenverfassung und Kultus und daneben noch einen Teil der Bevölkerung, der außerhalb des Schattens der Kirche lebt und stirbt (großenteils solche, die von verschiedenen Kirchengemeinschaften ausgeschlossen sind). Aber auch hier ist der Unterschied der im Kirchenverbande stehenden von den andern keineswegs so, daß jene auch nur annähernd als die Vertreter der wahren Kirche gelten könnten. Besonders lehrreich ist das Beispiel von Suriname, wo die Mission der Brüdergemeinde allein arbeitete. Mit großer Treue und Hingebung und vielen Opfern haben die Brüder über hundert Jahre lang ihr Werk gethan, um dem Herrn Jesu Seelen zu gewinnen. Sicherlich, sie haben nicht vergeblich gearbeitet. Es sind viele ihrer Anhänger im Glauben an den Erlöser selig heimgegangen. Aber betrachtet man das Ergebnis der Arbeit im ganzen, so findet man nicht Häuflein gläubiger Seelen, ausgesondert von der sie umgebenden Sphäre der gottlosen Welt, sondern im Gegenteil eine verweltlichte Volkskirche, die viel, viel schlimmer ist als die namenchristliche Landeskirche, aus der sich die Brüder in ihre Gemeinden retteten. Hier sehen wir so recht, wie unter Gottes Fügung das Gegenteil von dem eingetreten ist, was Menschen mit bestem Willen beabsichtigten. Gottes Wege anders als der Menschen Pläne!

Ich hoffe, Sie haben mich nicht mißverstanden. Es lag mir bei der gegebenen Charakterisierung der heidenchristlichen Gemeinden nichts ferner, als die Erfolge der Mission herabzusetzen oder gar als nichtig zu bezeichnen. Ich halte nämlich von den Volkskirchen gar nicht so gering,

und diejenigen, welche das Ergebnis der modernen Missionsarbeit sind, erscheinen mir besonders schätzenswert, was ich durch eine dreifache Vergleichung belegen möchte, wenn ich sie hier auch nur kurz andeute. Ein ganz gewaltiger Unterschied nämlich tritt uns entgegen, wenn wir diese jungen Volkskirchen mit den noch heidnischen Teilen der Bevölkerung zusammenstellen. Trotz aller ihrer Unvollkommenheiten, Mängel und Sünden stehen sie ganz auffallend weit über den noch in den Banden des Aberglaubens gefangenen Heiden. Vergleicht man aber die heutigen heidenchristlichen Gemeinden mit dem Zustand, in welchem sich die mittelalterlichen Missionsgemeinden in dem entsprechenden Alter befanden, so neigt sich abermals die Wage sehr zu Gunsten der heutigen. Im Mittelalter fanden sich selbst da, wo die christlichen Formen dem Volke mit Gewalt aufgezwungen wurden, in einigen Fällen noch nach ein paar Jahrhunderten heidnische Sitten und Gebräuche in Übung. Im großen und ganzen aber sind in unsern Missionsgemeinden solche mit überraschender Entschiedenheit abgestellt, wenn auch einzelne Züge sich weiter schleppen — wie sie ja selbst in unsern heimatlichen Gemeinden im Laufe eines Jahrtausends nicht ganz verschwunden sind. Damit komme ich auf die dritte Vergleichung, nämlich unsrer hiesigen Gemeinden und der jungen Gemeinden auf den Missionsfeldern. Eine bedeutende Ungleichheit würde uns nicht befremden dürfen, so wenig als der Abstand eines schwachen Kindes von einem erwachsenen Mann. Das muß auf alle Fälle auch zugegeben werden, daß bei den Missionsgemeinden noch in vielen Beziehungen die gleichmäßige Ausbildung des christlichen Lebens fehlt. Oft sind nur etliche Züge desselben und zum Teil unverhältnismäßig weit entwickelt, während die übrigen noch sehr zurückgeblieben sind. Es hält aber sehr schwer, ein auf die in den verschiedenen Weltteilen gesammelten Gemeinden zutreffendes allgemeines Urteil zu finden. Viele stehen in sittlicher Beziehung allerdings außerordentlich tief, während sie in treuer Erfüllung der kirchlichen Pflichten als Muster aufgestellt werden können. Bei einigen ist die christliche Erkenntnis, sowie auch allgemeine Bildung zu einem überraschenden Maße gefördert, andre zeichnen sich durch einen Eifer zur weiteren Verbreitung des Christentums oder durch eine Opferwilligkeit aus, welche oft die heimatlichen Gemeinden in den Schatten stellt. Neben solchen hellen Zügen aber finden sich, wie angedeutet, in befremdender Ungleichmäßigkeit Sünden der Unkeuschheit, Lügenhaftigkeit, Mangel eines durchgebildeten Familienlebens und besonders empfindlich Mangel ernster Kinderzucht. In manchen

Gemeinden sind die Verführungen zur Trunksucht eine Pestbeule, während in andern mit Erfolg dagegen gekämpft wird, Unwirtschaftlichkeit und leichtsinnige Sorglosigkeit und Schuldenmachen giebt in manchen Gegenden viel Anlaß zur Klage, während die Christen in andern auch in ihren äußeren Verhältnissen gut vorankommen; auf einigen Gebieten ist die Eitelkeit und Nachäffung europäischer Mode ein schwerer Schade, während anderwärts die Kleiderfrage gar nicht berührt zu werden braucht.

Bei alledem aber wage ich es, kühnlich zu behaupten, daß sich auch auf manchen derjenigen Missionsgebiete, die ich unter der Rubrik der Volkskirchen aufführte, einzelne, und zwar nicht ganz wenige, Gemeinden finden, die im mittleren Durchschnitt die Vergleichung mit Landgemeinden unsrer heimatlichen Kirche wohl aushalten können, ja sich in manchen Beziehungen den letzteren überlegen erweisen.

Noch mehr vielleicht würde die Vergleichung zu Gunsten jener ausfallen, wenn wir einzelne geförderte Mitglieder derselben einzelnen Christen heimatlicher Gemeinden gegenüber stellten.

Dieser letztere Umstand ist besonders ermutigend. Unsre jungen Volkskirchen auf den Missionsfeldern sind nicht so tot, wie die Gegner des Volkskirchentums dies überhaupt behaupten wollen. Unsre Zeit ist von Vorurteilen gegen dasselbe erfüllt, deren Entstehung in einer Zeit, als die Kirche schwer an der Krankheit des Rationalismus daniederlag und sich das christliche Leben in die Konventikel rettete, recht erklärlich war, ebenso wie in England der Kampf der Sekten gegen die Kirche (der übrigens keineswegs nur ein religiöser Kampf war) solche Vorurteile befördern mußte, die vollends in dem Lande höchster kirchlicher Zersplitterung, in Amerika, eine förmliche Brutstätte fanden und sich zur äußersten Erbitterung zuspitzten. Habe ich es doch selbst hören müssen, daß von dieser Seite unsre Landeskirche als des Satans Braut bezeichnet wurde. Auch bei uns läßt sich heutzutage eine englisch-amerikanische Strömung verspüren, die, alles Landes- und Volkskirchentum verwerfend, das alleinige Heil in dem Freikirchentum sieht. Hüten wir uns davor. Im Spiegel der Mission können wir lernen, daß Gottes Wege auf den Bau seines Reiches in Form von Volkskirchen gehen, wie ja auch der Missionsbefehl mit seinem *ματηϑεύσατε τὰ ἔϑνη* klar genug darauf hinweist.

Gottes Wege führen überall zu organischer Entfaltung. Er läßt nicht die bloßen reinen Nahrungsstoffe aus der Erde wachsen, sondern in langsamer Entwicklung gehen die Blätter voran, die schließlich nutzlos zu verwelken scheinen und der Halm, der teilweis als Stoppel zur Erde

zurückkehrt, teilweis als Dünger eine von der Bestimmung des Korns gar abweichende Verwendung findet. Dennoch aber waren die verwelkten Blätter und der verwesende Halm auch Träger der Kohlenhydrate, des Fibrins und Eiweiß' und wie die andern Nahrungsstoffe heißen, die, durch alle Organe der Pflanze verarbeitet, zuletzt in dem Korne abgelagert sind, das uns das tägliche Brot liefert. Wie thöricht wäre ein Versuch, direkt aus der Erde wachsende Körner ohne Spreu, Stroh und Stoppeln zu erzielen. Gottes Wege korrigieren solche thörichten Pläne.

So in der Mission. Darum bin ich weit entfernt, in den auf unsern Missionsgebieten entstehenden Volkskirchen ein entmutigendes Zeichen zu sehen. Ich kann mir (namentlich englische und amerikanische) Missionsfreunde vorstellen, die äußerst bestürzt werden würden, wenn sie mit eignen Augen einmal den wirklichen Zustand der Missionsgemeinden sehen sollten, den sie sonst durch die Brille rosenfarbiger Berichte in ganz anderm Lichte zu sehen gewohnt sind. Dem nüchternen Beobachter mag auch vieles betrübend und schmerzlich sein. Aber daß sich in den heidenchristlichen Gemeinden Spuren geistlichen Lebens finden, die hie und da in einzelnen Bekehrten und in einzelnen Zügen des Gemeindelebens eine deutlicher ausgeprägte Gestalt gewinnen, ermutigt uns. Mag auch bis jetzt solch eine Gemeinde im großen und ganzen nur dem noch ährenlosen Kraute gleichen (und NB. mag auch nach dem andern Gleichnisse des Herrn noch sehr viel Unkraut zwischen dem Weizen stehen) — so wissen wir: auch das Kraut sammelt schon die Stoffe, die dereinst zum Korne werden, und jeder Landmann weiß, je kräftiger das Kraut wächst, desto mehr wird das Unkraut zurückgedrängt und in Schranken gehalten.

Unter solchen Betrachtungen können wir uns über die anscheinend verfehlten Erfolge unsrer Heidenmission beruhigen. Gottes Wege sind es, die zur Sammlung von Volkskirchen führen. Gott dem Herrn können wir es überlassen, wie und wie bald oder wie spät er in denselben sein Reich zu weiteren Stufen der Entwicklung gelangen läßt.

Es ließen sich noch in manchen andern Beziehungen Gottes Wege in der Heidenmission nachweisen, die ganz anders gehen als der Menschen Pläne: wie er bei übermäßiger Betonung der äußeren Formen (der konfessionellen Seite) Verknöcherung zuläßt, unter der das Leben erstarrt, wie er bei vorzeitiger Verselbständigung die volle Unselbständigkeit zu Tage kommen läßt, wie er da, wo man das Europäisieren und Anglisieren als integrierenden Teil des Christianisierens übt, oder wo man

die äußeren, namentlich die socialen Verhältnisse vornehm übersieht — wie er da schwere Mißerfolge zuläßt.

Doch die Zeit verbietet mir, heute auf diese Punkte einzugehen, da ich, zum Schlusse eilend, noch einiges über die praktische Verwertung der angestellten Betrachtung zu bemerken habe.

Würde unser Thema vor einer Konferenz von Missionsleitern behandelt, so wären die Gesichtspunkte, welche sich daraus für die Missionsmethodik ergeben, in den Vordergrund zu stellen. Hier aber sehe ich davon ab und möchte mich an den ganzen Kreis der heimatlichen Missionsgemeinde wenden mit der Bitte: Achtet mehr und sorgfältiger auf die Wege Gottes in der Mission. Schärfet die Augen zu einer nüchternen Betrachtung derselben. Lernet die Mission und die Missionsgemeinde kennen, wie sie in Wirklichkeit ist, und täuscht euch nicht mit dem Bilde, das ihr euren Wünschen gemäß euch mit eurer Phantasie zurechtgemacht habt. Es ist erstaunlich, wie wenig man findet von zutreffender Vorstellung von den Verhältnissen auf dem Missionsgebiete. Selbst die berufenen Träger des Missionsinteresses stehen zum Teil noch unter dem Banne einer falschen idealisierenden Vorstellung, wie man denn immer noch auf Missionsfesten Berichte hören kann, nach denen die Gemeinden der bekehrten Heiden viel besser zu sein scheinen, als die Christen hier bei uns zu Lande. Der Mangel an eingehenderer Beschäftigung mit der Sache, also in Praxi die Vernachlässigung der Missionsberichte, ist daran schuld. Ich habe mir vorgesetzt, diesen wunden Punkt jedesmal zu berühren, so oft mir der Herr noch verstatten wird, vor einer derartigen Versammlung von dem Missionswerke zu sprechen. Darum erlauben Sie mir — insonderheit Sie, liebe Amtsbrüder, die herzliche Ermahnung: „Ceterum censeo, lesen Sie ihre Missionsblätter.“ Meiden Sie die verlockende anekdotenhafte Darstellung der Mission, die manchen schon im falschen Generalisieren zu Lug und Trug verführt hat.

Daß die wichtigsten deutschen Missionsblätter sich bemühen, die ungeschminkte Wahrheit zu geben, darf ich bezeugen, wenngleich es oft in diesem Stücke recht schwer ist, den menschlichen Wünschen und Plänen die Zügel anzulegen und unserm Herrgott in Anerkennung seiner Wege die Ehre zu geben. Doch das ist ein Privatissimum, welches wir, die wir berufen sind, im Dienste der heiligen Missionssache die Feder zu führen, uns fleißig im Kämmerlein sollen halten lassen von dem Geist der Wahrheit, der auch uns in alle Wahrheit leiten soll.

Ich darf nicht verschweigen, daß ein großer Teil der Missionsberichterstattung diese einfachste, fundamentalste Lektion noch nicht gelernt hat. Daß in katholischen Berichten in majorem gloriam ecclesiae Thatsachen geschminkt, aufgeputzt und vergrößert werden bis zur offenbarsten Unwahrheit und alles Ungünstige geschickt verschwiegen und bemäntelt wird, überrascht uns nicht. Aber daß viele evangelische Blätter, besonders englische und amerikanische, in dieser Weise verfahren, muß für uns höchst betrübend sein. Oft merkt man es der parteiischen Darstellung an, wie sie sich bemüht, dem Leser ein möglichst leuchtendes Bild von der Sache zu liefern und schrecklich ist es, wenn gelegentlich geradezu gesagt wird: so wünscht es das christliche Publikum und wir müssen seinen Wünschen gerecht werden, um dem Missionswerk die nötigen Mittel nicht entgehen zu lassen.

Wenn ich die englischen und amerikanischen Blätter nannte, so ist es meine Pflicht zu sagen, daß es auch unter ihnen ehrenwerte Ausnahmen giebt. Im ganzen aber kann ichs dem deutschen Missionswesen nachrühmen, daß seine Berichterstattung sich in weit höherem Maße einer nüchternen Objektivität befleißigt. Möge ihr der Herr darin immer weiter helfen, daß sie immer mehr seine Wege aufweisen lernt anstatt menschlicher Wünsche und Pläne!

Dazu gehört insonderheit, was ich allen Missionsfreunden von Herzen wünsche, ein recht großes Maß Geduld, das uns bewahre vor solchen schwärmerischen, von ungöttlicher Hast gedrängten Plänen, wie ich sie erwähnte. Die rechte Demut, die erkennt, wie geringfügig unsre winzige Arbeit gegenüber dem all unser Verstehen und alle unsre Maße übersteigenden großen Werke ist, diese Demut bildet den Kern der Geduld. Da wird man froh, wenn man auf der großen Uhr des Reiches Gottes den Zeiger um einige Sekunden vorwärts schreiten sieht, und erwartet nicht die vollen Stunden schlagen zu hören, oder das Werk bis an die Vollendungsstunde fördern zu helfen. Wir verstehen es, wie in früheren Jahren, als eben unter der Herrschaft der angedeuteten menschlichen Pläne die nüchtern-objektiven Berichte über die Mission fehlten, wie zu jener Zeit ein teurer Gottesmann, wonnetrunken in der ersten Liebe für die heilige Sache, singen konnte:

Auf, laßt uns Zion bauen
Mit fröhlichem Vertrauen,
Die edle Gottesstadt!
Wenn wir ans Werk erst gehen,
Wird sie bald fertig stehen.
Wohl dem, der mitgebauet hat!

„Bald“ — ja nach göttlicher Zeitrechnung, nach der tausend Jahre wie eine Nachtwache sind. „Bald“, so hoffe ich auch dereinst singen zu können, wenn ich droben in den Gesang der Engel einstimmend des Herrn wunderbares Walten rühmen darf. Aber so lange ich hier in der irdischen Gemeinde bin, singe ich lieber:

Wenn wir ans Werk recht gehen
Wird sie einst fertig stehen.

Und wenn mir jemand vorrechnet, wie die ganze Welt in sieben Jahren bekehrt werden kann, daß dem Ende nichts mehr im Wege stehe, so strafe ich seine thörichte ungöttliche Ungeduld.

Möge der Herr uns alle stärken in der rechten Geduld zu treuer Arbeit für sein Reich und uns immer mehr helfen, durch Erkenntnis seiner Wege unsre Pläne zu berichtigen. Da wird zwar alles, was wir thun können, in unsern Augen immer geringer werden. Aber dennoch werden wir uns nicht entmutigen lassen, sondern im fröhlichen Vertrauen auf ihn, der alles macht, weiter bauen und wissen, daß auch von uns einst gelten wird:

Wohl dem, der mitgebauet hat!

In der nachfolgenden Diskussion fanden die Ausführungen des Vortrags zum Teil sehr lebhaften Widerspruch. Mehrere Mitglieder der Konferenz betonten, daß die Mission nur die Aufgabe haben könne, ein Christentum voll Glaubenskraft den fremden Völkern einzupflanzen, nicht aber ihnen bloß die äußeren Formen desselben zu bringen. Dagegen war zu sagen, daß in den geringen Anfängen des Christentums in bloß volkskirchlicher Form die Lebenskraft doch vorhanden sei, ebenso wie die im Samenkorn latente Keimkraft. Dieser Gedanke aber verfing wenig und im Eifer der Diskussion ließ sich einer der Redner zu dem Ausspruch hinreißen: „Wenn die Mission in Heidenländern nichts anderes schaffte, als unsre jämmerlichen (volkskirchlichen) Verhältnisse, so würde ich für die ganze Sache überhaupt danken!“

Zwei in der Versammlung anwesende Missionare hatten zwar auch allerlei Einwendungen, bezeugten aber, daß ich im Grunde mit meinen Ausführungen recht habe. Doch fügte der eine von ihnen hinzu: „Wenn du auch dreißig Jahre lang die Mission studiert hast — wie es wirklich auf dem Missionsfelde aussieht, weißt du doch nicht.“ Bei dieser

Äußerung kam mir die innere Gewißheit, daß es meine Pflicht sei, die Mission an Ort und Stelle als Augenzeuge kennen zu lernen. Wenn ich auch nicht hoffen konnte, bei einem kürzeren Aufenthalte eine so eingehende Kenntnis zu gewinnen, wie sie ein Missionar nach jahrelanger Arbeit besitzt, jedenfalls mußte eine fleißige Beobachtung und Erkundigung nach möglichster, besonderer Vorbereitung mir doch einigermaßen einen Einblick in die wirklichen Verhältnisse öffnen. Die äußeren Schwierigkeiten des Unternehmens ließen sich bald überwinden. Den größeren Teil der Kosten hatte ich in den gesammelten Erträgen bisheriger missionslitterarischer Arbeiten. Das Preußische Kultusministerium gab für diese Studienreise eine namhafte Subvention, das Königliche Konsistorium gewährte mir die Vertretung im Pfarramte durch ordinierte Vikare und die betreffenden Missionsleitungen (auch englische und amerikanische) gaben mir die wärmsten Empfehlungen, die mir in Indien die ausgedehnteste Gastfreundschaft eröffneten. Allen, die in dieser Sache mitgeholfen haben, werde ich immer dankbar bleiben; vor allem aber soll mein Dank nicht erkalten gegen den Herrn der Mission selber, der in Gnaden das Unternehmen gelingen ließ und unter seinem Schutz mich sicher geleitet und zur Heimat zurückgeführt hat.

Die Wahl des zu besuchenden Feldes war nicht schwer. Indien ist nicht nur leichter als irgend ein anderes Missionsgebiet von einiger Bedeutung zu erreichen, sondern hat durch seine Mannigfaltigkeit vor andern den Vorzug. Alle Zeit, die mir bis zum Herbste übrig blieb, habe ich auf specielle Vorbereitungen verwendet, die Berichte über die zu besuchenden Missionen und zwar oft viele Jahrgänge durchgearbeitet, und in den Auszügen manche Punkte notiert, auf die sich die Beobachtung und Erkundigung vornehmlich zu richten hatte. Nebenher trieb ich einige bescheidene Sprachstudien, die ja freilich nicht eine Erlernung der betreffenden Sprachen für den praktischen Gebrauch, sondern nur einen Einblick in ihren Bau bezwecken konnten. Auch das Wenige, was ich mir aneignen konnte, ist mir öfter doch recht erwünscht gewesen.

Über Genua reisend, traf ich Anfangs Oktober 1890 in Bombay ein, wo ich mich einige Tage aufhielt. Mein nächster Aufenthalt war zu Ahmednaggar, bei den Missionaren des Amerik. Board. Sodann besuchte ich Narsingpur (damals noch schwedische Station), Allahabad, Laknau, Agra (Sikandra), Benares, Ghasipur, von wo ich über Purulia nach Tschota Nagpur kam. Der Kolsmission widmete ich drei Wochen. Nur wenige Tage hielt ich mich in Kalkutta auf und ging direkt mit dem Dampfer nach Madras. Von dort habe ich nicht bloß die an der

Bahnlinie liegenden Stationen der Leipziger Gesellschaft, sondern auch Trankebar, sowie ein paar abgelegenere Außenstationen, zu Ochsenwagen, besucht. Von Madura kam ich nach Tinneweli, Nazareth und Megnanapuram — dann zurück nach Tritschinopoli und hinüber nach der Westküste, wo ich die Baseler Stationen: Waniyankulam, Kodakal, Kalikut, Tschombala, Talatscheri, Kananur, Mangalur, Mulki und Udapi sah, und mit einem Abstecher nach Goa über Bidschapur nach Bombay zurückkehrte. Hier bestieg ich am 20. Februar 1891 den italienischen Dampfer und traf in der Woche vor dem Palmensonntag in der Heimat ein. In Indien hatte ich also nicht ganz 5 Monate zugebracht. In der nächsten Generalversammlung unsrer Konferenz, nach Ostern, hielt ich den folgenden Vortrag, der hier nach den von mir für die freie Rede gemachten Notizen neu bearbeitet, veröffentlicht wird.

II.

Was ich in Indien gesehen und gehört habe.[1])

Es ist keine leichte Aufgabe, die auf einer fast halbjährigen Reise gemachten Beobachtungen in den knappen Rahmen eines Vortrages zusammenzudrängen, um mit demselben die Verhältnisse eines fremden Landes zu charakterisieren, zumal wenn die Reise durch ausgedehnte verschiedenartige Gebiete ging. Die 1000 deutsche Meilen, die ich in Indien größtenteils zu Eisenbahn, aber auch zu Ochsenwagen, zu Pferde und im Bote zurücklegte, dürften einer Reise über Petersburg, Stockholm, Amsterdam, Paris, Madrid und Rom ziemlich gleichkommen. Schon die Beobachtung war durch diese Verschiedenheit sehr erschwert. Ich würde einen tieferen Einblick in die Verhältnisse gewonnen haben, hätte ich meine ganze Zeit auf ein und dasselbe Gebiet konzentrieren können. Auf den meisten Missionsstationen, die ich besuchte, konnte ich nur 2—3 Tage bleiben und es ist unvermeidlich, daß bei einem so kurzen Aufenthalte dem Fremden sich alles mehr oder weniger im Sonntagsgewande zeigt. Es bedarf eingehender Erkundigungen, um die gewöhnlichen Verhältnisse kennen zu lernen. — Auch die Sprache bildet ein bedeutendes Hindernis. Ich habe es oft lebhaft bedauert, daß ich mit den Eingebornen (mit Ausnahme der wenigen, die englisch sprachen,) nicht direkt verkehren konnte sondern daß der Gedankenaustausch durch den Dolmetscher stattfinden mußte.[2]) Ich verhehle mir daher gar nicht, daß das Gewicht meines Berichtes nicht überschätzt werden darf. Ja, als ich in

---

[1]) Bearbeitung eines am 14 April 1891 in Berlin gehaltenen Vortrags.

[2]) Ich habe zwar etwas Hindi und Tamil gelernt und die darauf verwendete Zeit und Mühe ist mir nicht leid geworden. Mancher braune Christ hatte seine Freude daran, wenn ich ihm auch nur ein paar Worte in seiner Sprache sagte, und mir ist es eine köstliche Erinnerung, daß ich in einer Gemeinde bei der Austeilung des heiligen Avendmahls in Hindi mitwirken und ebenso eine Taufhandlung verrichten durfte. Auch ist ja der Einblick in den Bau der Sprache für die Kenntnis des Volkes einigermaßen förderlich. Doch war ich nicht imstande mich auch nur in bescheidenen Grenzen mit Eingebornen direkt zu unterhalten.

Bombay das Schiff zur Rückreise bestieg, hatte ich das lebhafte Gefühl, ich sei nun erst soweit gekommen, daß ich mit rechtem Nutzen eine Reise durch die indischen Missionsgebiete antreten könnte.

Hiernach dürfte es als ungehörig erscheinen, wenn ich meine Reiseerfahrungen öffentlich mitteile, als Material zur Gewinnung eines sachgemäßen Urteils über die Mission in Indien. In der That ist mir selbst die Fähigkeit, auf Grund dieser kurzen Beobachtungen ein Urteil abzugeben, bereits mehrfach abgesprochen worden. Es ist aber doch wohl nicht recht, mich so ohne weiteres mit den Globe trotters zusammenzustellen. Seit 30 Jahren habe ich die Mission zu meinem Specialstudium gemacht und dabei auch Indien in manchen Beziehungen genauer kennen gelernt. Meine Zeit dort aber habe ich keineswegs als Vergnügungsreisender zugebracht, sondern in angestrengter Arbeit. Ich habe mich nicht bloß mit dem begnügt, was mir gerade unter die Augen kam, sondern mich durch eingehende Fragen bemüht, aus dem reichen Erfahrungsschatze meiner lieben Gastfreunde, der Missionare, und wo Gelegenheit war, auch von andern Europäern etwas zu gewinnen. Dabei bestrebte ich mich möglichst vorurteilsfrei die Sachen kennen zu lernen, wie sie wirklich sind. Man kann nicht von allen, die selbst jahrzehntelang im Lande gewesen sind, sagen, daß sie sich den vorurteilsfreien Blick bewahrt haben. Mancher hat sich nach und nach zu einer gewissen Befangenheit an Verhältnisse gewöhnt, für die ihm die Kritik garnicht mehr in Frage kommt. Ich meine, daß ein Fremder, der sich scharf zu beobachten bemüht, einiges in der That genauer zu erkennen vermag, als im Lande ansässige Leute, die sich in täglicher Wahrnehmung an viele Dinge gewöhnt haben.

Ein Freund hat behauptet, ich hätte in Indien nur gesehen, was ich sehen wollte; mein Urteil sei hier schon fertig gewesen, für das ich dort nur die Beläge gesucht habe. Ich darf bezeugen, daß es sich nicht so verhält, und daß ich in Indien meine mitgebrachten Vorstellungen in vielen Beziehungen habe korrigieren müssen, wie dies auch aus den folgenden Mitteilungen ersichtlich sein wird.

So glaube ich denn meine Reiseerfahrungen im Dienste der Missionssache auch in weiteren Kreisen bekannt machen zu dürfen, ohne eitler Selbstüberhebung schuldig zu werden und will versuchen, so viel als möglich, auch hier die wichtigsten Züge derselben mitzuteilen. Wenn ich dabei einzelne Thatsachen erwähne, so bitte ich nicht unbillige Generalisierung zu vermuten. Es sind das eben typische Züge und zu manchen derselben ist mir das Zeugnis beigefügt: „so machen sie es alle“ — ein

Urteil, für das ich selber hier und da eine Einschränkung beantragen möchte.

Doch beginnen wir mit dem, was dem Fremdling zunächst in die Augen fällt, mit der Landschaft. Ich kann nicht verhehlen, daß ich in Bezug auf dieselbe eine Enttäuschung erfahren habe. Die Vorstellung von dem Wunderland in immerwährender tropischer Üppigkeit und Fülle, mit Palmenhainen und Gärten voller Blüten und Früchte hatte ich längst korrigiert. Aber doch hätte ich nicht geglaubt, daß ich durch so ausgedehnte dürre Gebiete reisen müßte, wo die Landschaft, trotzdem daß die (allerdings gering ausgefallene) Regenzeit eben erst vorüber war, so wenig Spuren von Grün zeigte, sondern einen vorwiegend braunen, oft geradezu roten Ton, und wo man stundenlang reisen konnte, ohne eine Palme zu sehen, während über die versengte Fläche einzelne akazienartige Dornenbäume, die Vettern der afrikanischen Wüstenvegetation, zerstreut erschienen. Wohl gestaltet sich das Bild erfreulicher in Gegenden, wie die Gangesebene mit ihren reichen Fruchtfeldern und vollends in Malabar, das wirklich nur ein großer Palmenhain und Fruchtgarten ist. Aber auch hier selbst sind während der größeren Hälfte des Jahres die Blätter meistens mit dichtem roten Staub bedeckt. Nach dem Regen freilich kleidet sich auch selbst die rote Sandwüste von Tinneweli mit überraschender Schnelligkeit in frisches Grün, wie ich im Laufe von zwölf Stunden selbst erlebte. Aber die Regenzeit bringt nicht immer nur Annehmlichkeit. In manchen Gegenden regnet es so anhaltend, daß der Europäer zuweilen eine Woche und länger nicht aus dem Hause gehen kann und um im Hause zu lesen, oft bei Tage Licht anzünden muß. In dem aufgeweichten roten Thonboden ist dann fast nicht vorwärts zu kommen und die mit brausenden Fluten gefüllten Strombetten sind unpassierbar, wo man vor kurzem ohne Schwierigkeit durch das seichte Wasser waten konnte. Wenn die Sonne die Wolken zerreißt, lacht sie freilich über einer wunderbaren Üppigkeit und Fülle. Dann sieht man wirklich grüne Landschaften und in manchen Gegenden zeigen weit und breit die bewässerten Reisfelder bis gegen die Ernte hin ihr unbeschreiblich intensives Maigrün. Aber die Sonne sendet sofort ihre Strahlen wie Pfeile, gegen die der Europäer sein Haupt mit dem dicken Tropenhut und mit dem weißen Sonnenschirm zur Sicherung seines Lebens schützen muß. Nur auf den Bergen etwa 7—8000 Fuß über dem Meere giebt es etwas wie Frühlingsluft. Ich habe diese Inseln in der Tropenglut nicht kennen gelernt;[1]) aber nach deren Beschreibungen liebe und

[1]) Obgleich ich ein begeisterter Freund von Gebirgen bin, habe ich es mir ver-

schätze ich sie als die Asyle für die Missionare, die dort ihre in der Hitze verbrauchten Kräfte wieder sammeln können und bin überzeugt, daß viel mehr und systematischer allen Missionaren dazu Gelegenheit gegeben werden sollte.

Charakteristisch ist für Indien die Form ausgedehnter zerklüfteter Randgebirge, deren schroffe, sonderbar gestaltete dunkle Felsgebilde sich oft sehr malerisch von dem leuchtend blauen Himmel abheben. Großenteils sind die Berge kahl oder nur mit niedrigem Gestrüpp bewachsen, das auch mit dem Namen „Dschangel" (Jungel) bezeichnet wird, bei dem wir nicht an den tropischen Urwald Südamerikas oder des indischen Archipels denken dürfen. So kommt er in Vorderindien nur in beschränktem Maße vor. Zwar giebts auch Wälder mit mächtigen alten Baumriesen, die aber meist vereinzelt stehen, umgeben von dem hohen, gefiederten Bambusgebüsch und andern mannigfaltigen Vegetationsformen — aber unter Dschangel versteht man jede von Vegetation überzogene kulturlose Strecke. So giebt es Grasdschangel von mächtigem 10—12 Fuß hohem Grase. Leider herrscht auch in Indien noch immer trotz des englischen Regiments das Waldbrennen[1]), um Platz für Ackerland zu schaffen. Ich bin selbst einmal mitten durch solchen Waldbrand mit der Eisenbahn gefahren und habe mehrfach das großartige Schauspiel in der Dunkelheit von ferne beobachtet — immer mit aufrichtigem Bedauern der dadurch angerichteten Verwüstungen.

In manchen Gegenden aber ist der Wald völlig verschwunden. Ein Ältester zeigte mir einen völlig kahlen Granitberg, auf dem in seiner Jugendzeit noch in dichtem Walde Bären hausten. Ähnliche kahle Berge und schroffe schwarze Granitklippen überragen vielfach das Hochland, welches sich hinter solchen Randgebirgen ausbreitet. So in Tschota Nagpur, 2—3000 Fuß über dem Meere, dessen hohe Lage das Klima etwas erträglicher macht. Weit und breit sind dort flache Terrassen angelegt, und berieselt mit dem Wasser munterer Bergbäche in fruchtbare Reisfelder verwandelt. Andre ausgedehnte Flächen, unterbrochen von

---

sagt, solche in Indien zu besuchen. Eines Morgens erwachte ich in der Nähe von Palghât in einer großartigen Alpenlandschaft. Ich schnallte mein Bettzeug zusammen und sprang aus dem Eisenbahnwagen, um hier einen Tag zu verweilen — aber nach wenigen Minuten schob ich etwas niedergeschlagen mein Bündel in den Wagen zurück und sagte mir: du bist nach Indien gekommen, um die Mission zu sehen und nicht die Berge.

[1]) In sonderbarem Gegensatz dazu steht der gradezu rohe Eifer, mit dem man in andern Gebieten (Tschota Nagpur) alte Kulturländereien unter einfacher Vertreibung der Bevölkerung wieder aufforstet.

einem tief in den zähen Thonboden eingegrabenen Netz von Rinnsalen, dienen zur Weide der Herden. Hier und da sieht man die in den Hainen von Fruchtbäumen versteckten Weiler sowie oft ausgedehnte Pflanzungen des beliebten Mangobaums. Außer in jenen schroffen Klippen tritt der Granit oft in flachen Platten zutage, die zur Anlage der Dreschplätze benutzt sind.

Weniger günstig gestaltet sich die Gegend da, wo keine Bewässerung möglich ist, wie auf weite Strecken in Dekhan, wo nur bescheidene Hirsearten (zum Teil hochwachsend, = Kaferkorn) den wertvollen Reis ersetzen. Dagegen bilden die Niederungen großer Ströme einen auffallenden Gegensatz wie z. B. das Kaveri-Delta, eine unabsehbare Ebene, die größtenteils dreimal im Jahre im frischen Grün der jungen Reisfelder erglänzt, überall unterbrochen von Palmengruppen und reichen Fruchthainen. Aber auch in solchen so gesegneten Gegenden stellt sich oft genug ein schroffer Wechsel ein, so daß die natürliche Bewässerung durch künstliche mittelst ungezählter Menschenhände ersetzt werden muß, wozu überall sinnreiche Einrichtungen getroffen sind — und doch wird oft genug bei aller Arbeit der Zweck nicht erreicht, so daß aus den hoffnungsgrünen Saatfeldern versengte gelbe Strohfelder werden, ehe der Reis nur abgeblüht hat.

Ein merkwürdiges Land voll schroffer Gegensätze und befremdend schneller Wechsel! Glaubt man eine Erscheinung erfaßt zu haben, so wandelt sie sich oft — wie die Farbe des Chamäleons — in ihr Gegenteil. Allmähliche Übergänge, mildernde Zwischenstufen fehlen. Das sengende blendende Sonnenlicht erlischt fast plötzlich — jahraus jahrein um die sechste Stunde mit geringer Abweichung. Mehrfach sah ich beim Verschwinden des roten Feuerballs den letzten Strahl in lebhaftem Blaugrün aufflammen. Dann entwickelt sich am westlichen Himmel bis fast zum Zenith hinauf ein wunderbares, schnell wechselndes Farbenspiel in intensiven Tinten, die durch den Pinsel des Malers fixiert uns ganz unglaublich und völlig naturwidrig vorkommen würden. Aber schon nach fünfzehn Minuten sind alle Farben verglommen; mit überraschender Schnelle brechen die Schatten herein und bald herrscht vollständig Nacht, durch die vom Firmament die Sterne funkeln und auf Erden (besonders zu gewissen Jahreszeiten) tausende von Leuchtkäfern ihre Lichtlein erglühen lassen, wenn nicht der Mond mit seinem intensiven Silberlicht die Sonne ablöst. Ebenso schroff wie der Eintritt der Nacht ist der Anbruch des Tages — nur daß ihn doch meistenteils die erquickende Kühle begleitet, die man am Abend gewöhnlich vermißt.

Doch sehen wir uns näher nach den Menschen um. Ihre Wohnstätten spielen in der indischen Landschaft bei weitem nicht die Rolle, die wir bei uns von Städten und Dörfern gewohnt sind. Man kann gut ein paar Stunden mit der Bahn fahren, ohne etwas derart zu bemerken. Allmählich lernt man darauf achten. Sieh, die breite, horizontale Rauchwolke über dem Haine von Fruchtbäumen deutet das dort versteckte Dorf an und der Mangel an vertikalen Rauchsäulen, wie wir sie von Jugend auf zu sehen gewohnt sind, bezeugt, daß Schornsteine in Indien unbekannt sind. — Endlich saust der Zug an einem Häuflein niedriger Lehmhütten vorüber, die dem vollen Sonnenbrande ausgesetzt sind. Die armen Kastenlosen, die dort wohnen, glauben es gar nicht, daß auch ihnen der milde Schatten einer Tamarinde oder gar eines Mangobaumes samt seinen köstlichen Früchten beschieden sein könnte. Der Grund und Boden gehört ihnen ja nicht; wie sollten sie dazu kommen, einen Baum zu pflanzen? Höchstens steckt das schwarze Weib in der Regenzeit ein paar Kürbiskerne unter die Dachtraufe, und die mitleidige Ranke überzieht das schadhafte Strohdach bald mit ihren breiten Blättern, zwischen denen nach einigen Monaten große gelbe Früchte reifen — ein gradezu typisches Bild für die Wohnungen der ärmeren Klassen.

Doch dort, nur 100 Schritte weiter leuchten zwischen den Bäumen weiß getünchte solide Steinhäuser hervor. Dort wohnen die Besitzenden von höherer Kaste. Gleich auf den ersten Blick tritt uns auch hier der schroffe Gegensatz entgegen, der Indiens Bevölkerung in einer uns unfaßbaren Weise scheidet und zersplittert. — Auch die Städte entsprechen zumeist unsern Erwartungen nicht. Selbst Benares imponiert nicht durch großartige Tempelbauten. Dergleichen habe ich fast nur im Tamillande gesehen, wo manche Stadt von mächtigen Pagoden überragt ist. Sonst spielen die Tempel meist nur eine bescheidene Rolle und haben im indischen Landschaftsbilde jedenfalls nicht eine unsern Kirchtürmen entsprechende Stellung. Im Norden sieht man großartige Bauten aus den Zeiten mohammedanischer Herrschaft, und noch mehr weite Trümmerfelder da, wo einst das reiche Leben blühender Großstädte waltete.

Doch sehen wir die Menschen selbst etwas näher an. Auf den Straßen und Basârs der großen Städte und besonders auf den Stationen der Eisenbahn hat man gute Gelegenheit, die Bevölkerung in ihren verschiedenen Schichten zu beobachten. Der Missionsfreund wird dabei seine hergebrachte Vorstellung in mancher Beziehung berichtigen. Auf den ersten Blick erscheinen die Heiden gar nicht so besonders abschreckend, wenn man auch viel Fremdartiges zu sehen bekommt. Wer mit der Er-

wartung hinauskommt, überall Verkommenheit, und Verderbtheit, Greuel und Laster zu sehen, wird überrascht durch den Anblick vieler gut gekleideter Menschen, die sich durchaus anständig und ordentlich benehmen, meist mit einer gewissen würdevollen Ruhe, die gelegentlich sogar recht vorteilhaft absticht von dem hastigen Treiben, wie es unter ähnlichen Verhältnissen im europäischen Verkehr zu herrschen pflegt. Zwar fehlt es unter den Vertretern der niederen Schichten der Bevölkerung nicht an recht wüst aussehenden Gestalten, mit unordentlich um den Kopf hängenden Haaren, mit stumpfem und rohem Gesichtsausdruck, und bei den Männern ist die Bekleidung oft auf ein winziges Stückchen Zeug beschränkt. Aber man gewöhnt sich sehr bald an solchen Anblick, da die Nacktheit durch den dunkelbraunen Ton der Hautfarbe, die selbst wie eine Art Bekleidung erscheint, gemildert wird. Frauen sieht man nicht in unanständiger Blöße, mit Ausnahme der Walddörfer von Aborigines, wo allerdings viele Heidenweiber noch mit unbedecktem Oberkörper gehen. An den genannten Verkehrsstätten kommt dergleichen nicht vor. Das Anstößigste für den Fremden ist vielleicht der Anblick der kleineren Kinder, die allgemein ganz unbekleidet, oft aber um so auffallender mit Schmuck behangen sind. Die Sitte erklärt sich daher, daß das Kind eigentlich auf der linken Hüfte der Mutter rittlings sitzend seinen Platz hat, und an dem Gewande der Mutter zugleich seine Bekleidung findet.

Auffallend ist der Unterschied der Hautfarbe. Dort kommt ein wohlbeleibter Brahmane daher, dessen leicht hellbräunliche Haut sich nur wenig von der des Südeuropäers unterscheidet. Er ist nur mit einem bis über die Hüften reichenden Lendentuche bekleidet, während über die glatt rasierte Brust ein feiner schleierartiger Shawl mit eingewebtem Goldstreifen hängt, der gelegentlich um den bis auf eine Locke rasierten Kopf als Turban geschlungen wird. Um den Hals hängt ihm die heilige Schnur, auf der Stirn hat er das mit grellem Zinnober oder mit grauer Asche von Kuhmist aufgemalte Kastenzeichen, je nach dem Gotte, dem er dient. In den Ohren blitzen oft große Diamanten oder wertvolle Perlen. Seine Frauen, die ihn begleiten, sind noch mehr mit Schmuck behangen. Auch sie tragen das unschöne Kastenzeichen, haben aber überhaupt das hübsche Gesicht mit gelber Safranschminke entstellt. Ihre Kleidung könnte kaum schöner und mit Berücksichtigung der Landesverhältnisse zweckmäßiger gedacht werden. Ein feines, luftiges Gewand mit kunstvoller, bunter Kante umhüllt den ganzen Körper in tausend anmutigen Falten, die oft an eine griechische Statue erinnern. Dieselbe Tracht findet sich bei allen indischen Frauen mit Ausnahme derjenigen der niedrigsten Kasten, nur

daß in Farbe und Stoff (Seide und Baumwolle), sowie in der Art, das lange zusammenhängende Stück Zeug umzunehmen viele Verschiedenheiten vorkommen. Die unzähligen Kastenunterschiede finden auch darin ihren Ausdruck.

Sonst erkennt man die niederen Kasten keineswegs an geringerer Kleidung. Bei den Männern der Handels- und Gewerbe-Kasten, bei Unterbeamten, Bauern u. dergl. sieht man vielfach genähte, rockartige Kleidungsstücke, die ursprünglich nicht indisch, jedenfalls auf mohammedanische Einflüsse zurückzuführen sind. Beinkleider aber werden von den nationalgesinnten Indern fast überall verschmäht, und die europäisierten Landsleute gerade wegen dieses Kleidungsstückes verspottet. Dahin gehört auch das Tragen von Strümpfen und Schuhen, das bei Frauen zuweilen sogar als ein Zeichen preisgegebener Ehre angesehen wird. Trotz dieser Antipathie gegen fremde Trachten findet sich in gewissen Kreisen doch ein starkes Streben mehr oder weniger den Europäern es gleich zu thun, besonders bei solchen, die ein Amt mit regelmäßiger Besoldung erlangt haben, oder diesem Ziele (vielleicht darf es als das höchste — oder wenigstens als das verbreitetste indischer Wünsche bezeichnet werden) entgegendrängen. Charakteristisch ist bei der studierenden Jugend ein steifes schwarzes Sammtkäppchen mit bunter Stickerei in den grellsten Farben.

Alle mittleren Kasten zeigen eine dunklere Hautfarbe in mannigfacher Abstufung, die bei der dravidischen Bevölkerung des Südens bis ans dunkle Kaffeebraun geht. Dort giebt es übrigens auch solche Brahmanen. Vor allen aber sind die außerhalb des arischen Systems stehenden Eingebornen, die aber unter sich selbst auch mancherlei Kastenunterschiede gebildet haben, so dunkel, daß wir sie mit unserm nicht recht zutreffenden gewöhnlichen Ausdruck als „schwarz“ bezeichnen möchten. Der Name „Paria“ ist ein europäisches Gebilde. Im Tamulenlande werden sie Pareier (singul. Pareien) genannt. Sonst finden wir sie als Holeier, Puleier, Tscherumer, Tschamâr, Mâdiga, Mehtar ꝛc. — überall elende Menschen, auf deren Hütten wir schon einen Blick warfen. Auf der Eisenbahnstation sehen wir die Männer als Kulis, die froh sind, wenn sie durch Koffertragen ihre fünf Pfennige verdienen können. Oft sieht man es den abgezehrten Gestalten, die nur mit einem schmalen, schmutzigen Zeugstreifen ihre Blöße bedeckt haben, an, daß sie Hunger leiden. Unter andern Verhältnissen, wenn sie für einige Zeit reichlichere Nahrung haben, die sie ohne die mindeste Fürsorge für die Zukunft verbrauchen, erscheinen ihre Körperformen bald gerundet, bis vielleicht nach wenigen Wochen wieder der Hunger die Knochen hervortreten läßt. Auf den Gesichtern,

die auch in diesen Schichten, wie überhaupt in Indien, für uns durchaus nichts von einem abstoßenden Typus (wie sonst etwa manche Afrikaner) haben, zeigt sich freilich viel Roheit, Stumpfheit und Elend. Unbeschreiblich ist oft der Schmutz und die Lebensgewohnheiten wie z. B. das Verzehren des gefallenen Viehs, das in der Hitze sehr schnell in Verwesung übergeht, bringt für andere Menschen — vollends für solche, die den Fleischgenuß überhaupt als ein grobes Verbrechen ansehen — einen Abscheu mit sich, der die Schroffheit des Kastenunterschieds einigermaßen erklären mag.

Auf die Reinlichkeit werden in Indien große Stücke gehalten und einer sieht sich dadurch in pharisäischer Selbstgerechtigkeit weit über andere erhaben. Dabei ist die Reinlichkeit (die bei näherer Bekanntschaft allseitig mit dem religiösen Leben verknüpft erscheint) jedoch nach unsern Begriffen etwas zweifelhafter Art. In dem mit grünem Schlamm überzogenen heiligen Teiche stehend sieht man Männer und Frauen sich selbst und ihre Kleider waschen, auch sofort an derselben Stelle mit dem in der hohlen Hand geschöpften Wasser den Mund reinigen und schließlich dieses nach ihren Begriffen heilige Naß selbst trinken — alles das gilt als Akt der Reinigung. Auffallend ist auch der Anblick der Leute, welche morgens, vor ihren Thüren hockend, mit einem an einem Ende zerkauten Stückchen Holz sich die Zähne putzen. Kein Inder (vielleicht mit Ausnahme mancher Parias) würde Speise zu sich nehmen, bevor er diese Reinigung vollzogen. Mit der linken Hand werden ohne Scheu sehr unsaubere Verrichtungen ausgeführt, ohne sie gründlich zu waschen, denn nach einer Art fatalistischer Auffassung ist sie nun einmal dazu bestimmt, während die rechte immer sehr sorgfältig gereinigt wird. Sie ist die „Reishand“, mit der man ohne weitere Vermittlung den täglichen Reis zum Munde führt, während man einen Europäer mit Staunen eine Gabel oder einen Löffel gebrauchen sieht, den vielleicht schon viele andre Menschen vor ihm im Munde gehabt haben. Der Anblick eines Europäers, der eine Briefmarke mit seinem Speichel befeuchtet, erregt bei dem Inder geradezu Ekel. Dagegen wählte z. B. einer, der seinem europäischen Gaste den Genuß eines heimatlichen Butterbrodes verschaffen wollte, ohne Bedenken den Zeigefinger der rechten Hand, um die Butter aufzutragen. In Gesellschaft anderer den Schmutz unter den Nägeln der Zehen herauszukratzen halten selbst höherstehende nicht für unanständig. Ebensowenig das Kratzen und Jucken infolge von Belästigung durch das reichlich vorhandene Ungeziefer verschiedener Art. So ließen sich noch manche Züge anführen, die auf Reinlichkeitsbegriffe weisen, die von den unsrigen ganz

verschieden sind. Europäisierte Inder gewöhnen sich wohl für den Verkehr an die betr. europäischen Formen; dahinter aber bleiben die indischen Begriffe in voller Kraft.

Ich deutete schon an, daß gewisse Verhältnisse in den verschiedenen indischen Gebieten sehr verschieden sind. Dies gilt z. B. auch von der Stellung der Frau. Freilich die derselben zu Grunde liegende Anschauungsweise ist überall die gleiche. Die Frau wird nicht als ein dem Manne ebenbürtiges Wesen betrachtet, sondern steht in der Reihe aller lebenden Wesen mehrere Stufen unter ihm. Erst durch den langwierigen Prozeß der Seelenwanderung könnte sie die volle Menschenwürde erlangen, wenn sie als männliches Wesen wiedergeboren würde — oder in ungetrennter Gemeinschaft mit ihrem Gatten kann sie an der Erlösung aus aller wechselvollen Endlichkeit, die er erreicht, teilnehmen. Daher die Wittwenverbrennung, die zum großen Schmerz für tausende von Frauen jetzt nicht mehr erfolgen darf.

In der Wirklichkeit gestaltet sich die Stellung der Frau nicht überall gleicherweise. Nur in den nördlichen Teilen ist das Senanawesen in seiner ganzen Strenge ausgebildet, aber wir machen uns auch über die dortige Ausdehnung desselben leicht übertriebene Vorstellungen. Es ist doch nur ein Bruchteil der weiblichen Bevölkerung, der in jenen Kerkern gefangen gehalten wird, während man im öffentlichen Leben gleichfalls Frauen in nicht geringer Zahl antrifft. Im Süden aber bewegen sie sich überhaupt viel freier. Von den vielen heiter schwatzenden, lachenden und singenden Weibern gewinnt man nicht eben den Eindruck, daß sie sich besonders unglücklich fühlen, und wer gelegentlich ihr furchtbares Keifen und Zanken hört und wäre es auch nur von ferne, und ohne die entsetzlich gemeinen Ausdrücke zu verstehen, wird sie nicht für unterdrückte, wohl aber für tief gesunkene Wesen halten.

Immerhin bekommt der Fremdling auch manchen freundlichen Zug an der heidnischen Frauenwelt zu sehen, wie Mutterliebe, Fleiß, Geschicklichkeit, ein häusliches Sorgen und Walten, obwohl dies sehr verschieden ist von der Fürsorge einer deutschen Hausfrau. Fast überall in Indien ist das häusliche Glück durch Mangel an Wirtschaftlichkeit und durch Verschuldung getrübt. Bei näherer Betrachtung erkennt man, wie dieser Schade in mannigfachster Weise mit dem ganzen Volksleben verwachsen ist. Der Einzelne ist durch Sitte und Herkommen zu Aufwendungen namentlich bei allerlei Festlichkeiten, vor allen bei den Hochzeiten gezwungen, die weit über seine Mittel hinausgehen. Gleich beim Anblick einer Frau wird man durch den vielen Schmuck an sociale Mißstände

der schlimmsten Art erinnert. Diese Ringe an Händen und Füßen, Fingern und Zehen im Nasenflügel und in den Ohren nebst Ketten, Perlenschnüren, Bommeln und Gehängen erscheinen uns keineswegs geschmackvoll, und wer einmal das Gewicht von solchen Fußringen prüft und mehrere Kilogramm findet, wird nicht umhin können, diese armen Frauen zu bedauern. Ein ganz unermeßliches Kapital von vielen Milliarden liegt tot in dem Schmucke der indischen Bevölkerung, denn auch Männer tragen gern ein paar blitzende Diamanten in den Ohren und mächtige goldene Fingerringe. Frauen aber, die für mehrere tausend Rupies[1]) an ihren Fingern tragen, sind nicht selten. Selbst bei Leuten, die monatlich nicht mehr als 20—30 R. einnehmen, finden sich Schmucksachen, deren Wert dem halben Jahreseinkommen gleicht. Aber auch die Armen mögen nicht ohne Schmuck leben, und da sie edle Metalle und echte Juwelen nicht erschwingen können, schaffen sie sich allerlei nachgeahmte Flitter an. Das thun selbst Leute, die zu Zeiten dem bittern Hunger ausgesetzt sind. Es ist unglaublich, welche ungeheuren Summen in derartigem Tand vergeudet werden, der sehr bezeichnend den Namen „Lügenschmuck“ trägt.

Mit dem Schmuck aber hängt aufs engste zusammen: der Wucher. Wenn irgend Geld über den gewöhnlich nur geringen Kassenvorrat hinaus gebraucht wird, wandert ein Stück Schmuck zum Pfandleiher, der bereitwillig bares Geld giebt, das mit ungeheuren Prozenten (jährlich bis zu 75 Prozent = monatlich 1 Anna von der Rupie) verzinst wird. Unter diesen Verhältnissen kann man verstehen, wie große Kreise der indischen Bevölkerung in drückender, finanzieller Abhängigkeit stehen. Selbständigkeit ist überhaupt in Indien etwas Fremdartiges.

Auch von dieser Seite muß eine wichtige Einrichtung, die ich hier nicht übergehen darf, beleuchtet werden, die Kaste. Das Individuum gilt nichts; nur als Mitglied eines zusammengehörigen Verbandes hat es seine Bedeutung. So gestaltet sich die Stellung zur Familie oder vielmehr zu der in einem Hauswesen vereinigten Sippschaft, und vollends zur Kaste, die nach dieser Seite einen socialen Verband bildet, dessen Mitglieder sämtlich für jedes einzelne derselben solidarisch eintreten. Es ist für einen Fremden sehr schwer, den Bann zu durchschauen, mit dem die Kaste den Inder gefangen hält. Gewöhnlich betont man bei uns, daß sie ein religiöses Institut ist. Das ist richtig. Doch in

---

[1]) 1 Rupie zu 16 Anna galt zur Zeit meiner Reise etwa 1,50 M. Der Wert ist seitdem durch das Sinken des Silberpreises weiter zurückgegangen.

Indien ist fast alles religiös. Essen und trinken, kochen und viele andre Verrichtungen des alltäglichen Lebens sind durch religiöse Normen geregelt. Aber man kann nicht sagen, daß in denselben thatsächlich das religiöse Moment die Hauptsache bilde. So ist auch die Kaste, wie sie dem Beobachter im wirklichen Leben entgegentritt, vorwiegend ein sociales Institut. Auch bei uns herrschen sociale Unterschiede, die den Kastenunterschieden entsprechen. Nur die unerhörte Schroffheit der letzteren ist uns so ganz fremdartig.

Manche glauben wohl, daß die Kaste durch die europäische Civilisation erschüttert sei und verweisen auf die Eisenbahn, welche Bramahnen zwingt, mit Parias in einem und demselben Wagen zu reisen. Aber man muß die grimmigen Mienen der Ersteren gesehen und ihr Fluchen gehört haben, um sich zu überzeugen, daß der Bramahnensinn dadurch nicht überwunden wird. Noch heute verliert der Bramahne durch die Eisenbahnfahrt im Grunde seine Kaste, nur sind die Restituierungsregeln vereinfacht und erleichtert, indem statt der sonstigen umständlichen, unangenehmen und kostspieligen Ceremonien jetzt die einfache Waschung genügt, um die Kastenreinheit wieder zu gewinnen. Man ist nur in gewissen Formen etwas lazer geworden; die Kaste selbst steht bis jetzt unerschüttert da. Ganz unverständlich erscheint für uns namentlich die gewerbliche Kaste, die sich den wohlgemeintesten Plänen zur Hebung der Wohlfahrt hemmend in den Weg stellt. Es kommt oft vor, daß Menschen lieber in der drückendsten Lage bleiben, ja lieber Hungersnot leiden, als sich entschließen mit einer Arbeit, die ihre Väter nicht gethan haben, ihr gutes Brot zu verdienen.

Die Religion ist ein wichtiger Faktor des indischen Lebens, viel mehr, als sich dies von den europäischen Völkern sagen läßt, durch welche der Strom der Religionslosigkeit immer breiter dahinzieht. Die Zahl der von europäischem Unglauben beeinflußten Eingebornen ist bis jetzt in Indien verhältnismäßig sehr gering. Wohl giebt es viele, die auch ohne die fremde Aufklärung mit den Formen ihres Götzendienstes zerfallen sind und die über ihre Götzen selbst lachen und spotten, die aber trotzdem durch die Macht der Kaste bei ihren Ceremonien erhalten werden. Doch weit und breit im Volke ist eine Bereitwilligkeit vorhanden, auf religiöse Besprechungen einzugehen, die für uns etwas Beschämendes haben muß. Dort schämt man sich nicht offen nach der unsichtbaren Welt zu fragen, was doch sicherlich anerkennenswert ist, mögen auch die Vorstellungen darüber von den unsrigen sehr verschieden sein. Auch in den Tempeln sieht man oft einen heiligen Ernst und eine tiefe

Andacht, die sich selbst durch die außergewöhnliche Anwesenheit eines europäischen Besuchers nicht stören läßt. Mit herzlichem Mitleid erfüllen uns solche Spuren inniger Frömmigkeit, wenn wir sie sehen müssen vor so einem unsinnigen und abscheulichen Götzenbilde, oder gar vor dem Lingam (Phallus), den auch Frauen ehrerbietig mit heiligem Wasser kühlen und Blumenopfer bringend inbrünstig küssen. Glücklicherweise ist die plastische Darstellung symbolisch stilisiert und läßt das Urbild nicht erkennen. Ein christlicher Bramahne sagte mir, daß er die Bedeutung erst von den Missionaren erfahren habe — an einem andern Ort behauptete freilich der Missionar, sie sei allgemein bekannt.

Jedenfalls dürfen wir nicht meinen, daß die indische Mythologie, selbst in dem Umfange, in welchem sie bei uns leicht zugänglich ist, im Volke lebendig sei; noch weniger, daß die zum Teil schönen Lieder der Weden noch jetzt gebraucht werden. Der Götzendienst besteht zum größten Teil aus unverstandenen Ceremonien, über die auch die Priester meist keine genügende Auskunft geben können. Erst durch europäische Forschungen angeregt, haben sich in neuerer Zeit kleine Kreise dem Studium der alten religiösen Litteratur (Sanskrit) zugewendet. Verbreiteter ist das der zahlreichen jüngeren Schriften, mit mancherlei philosophischen Versuchen. Im Volke aber leben nur eine Menge Göttergeschichten, die gern gehört und erzählt werden, oft freilich mit Vorliebe gerade die unsauberen. Aber kein ausgeprägtes Lehrsystem wird durch religiöse Unterweisung im Volke fortgepflanzt. Trotzdem wird das Volksleben von gewissen religiösen resp. philosophischen Vorstellungen beherrscht. Man ist zuweilen überrascht, wie auch ungebildete Leute sich in pantheistischem Sinne aussprechen und wie fest solche Vorstellung sitzt, wie z. B. die von der Seelenwanderung.

In Wirklichkeit aber ist die Volksreligion weit und breit abergläubische Geisterfurcht, Zeichendeuterei, Wahrsagerei und Zauberei. Trotz der komplizierten Ceremonien, die gewohnheitsmäßig mitgemacht werden, trotz der großartigen Feste, die man feiert, trotz Wallfahrten und Bußübungen steht im ganzen und großen auch die Hindu-Bevölkerung heutzutage auf einem nicht viel höheren Standpunkte als die dem Dämonendienst ergebenen Aboriginer. Diese haben von jenen mancherlei Formen angenommen, aber auch von ihren Gebräuchen scheint manches bei der Hindubevölkerung Eingang gefunden zu haben.

Soll ich auch noch etwas über die Charaktereigentümlichkeiten der Inder sagen, so könnte ich geradezu behaupten, daß sie überhaupt keinen Charakter haben. Mangel an Energie, ein weiches schwäch-

liches Wesen ist ihre Signatur. Hier zeigt sich wohl die Wirkung des erschlaffenden Klimas, dem gegenüber man sich an einen (wie mir scheint) gradezu unsinnigen Gebrauch von Reizmitteln (z. B. spanischen Pfeffer) gewöhnt hat — aber auch die Nachwirkung eines tausendjährigen despotischen Regiments, das die Entwicklung freier Persönlichkeit unmöglich machte. Überall findet sich eine seltene Schmiegsamkeit und Unterwürfigkeit und dabei eine großartige Schlauheit und Verstellungskunst, die einem biederen deutschen Gemüte geradezu widerlich wird. Doch darf man die andre Seite nicht übersehen: eine wunderbare Geduld und Ergebung ohne Klage, die uns noch viel wertvoller sein würde, wenn sie nicht durch und durch fatalistisch wäre. Im übrigen aber ist die Freundlichkeit, Gutmütigkeit und Gastlichkeit anzuerkennen und ich würde unrecht thun, wenn ich den Indern nicht das Zeugnis geben wollte, daß sie in vielen Beziehungen liebenswürdige Leute sind. Besonders haben mir die freundlichen Kinder mit dem offenen Blick ihrer großen, schwarzen Augen das Herz abgewonnen. Freilich sobald eine gewisse Altersgrenze überschritten ist, scheint eine Veränderung einzutreten, als wenn von einer Blüte der anmutige Duft abgewischt ist.

Viel energischer als die Hindu sind die Aboriginer. Der Unterschied springt in die Augen, wenn man nach längerem Verkehr mit Ersteren zum ersten mal eine Gruppe z. B. von Kols sieht, muskulöse, kräftige Gestalten, auf deren Gesicht auch zum guten Teile sich eine größere Thatkraft ausprägt. Dieser Unterschied des Naturells verdient von seiten der Mission alle Beachtung.

Was die Moral der Inder betrifft, so tritt dem Beobachter vor allem eine bodenlose Verlogenheit entgegen. Die Lüge scheint zur zweiten Natur geworden. Sprichwörter sagen, daß man ohne sie nicht fertig werden könne.[1]) Man vermißt jede Wertschätzung und Achtung der Wahrheit. Zur Mitteilung dessen, was er von der objektiven Wirklichkeit weiß, scheint sich niemand verpflichtet zu fühlen; ein jeder redet nur nach subjektiver Erwägung dessen, was ihm nützlich ist. Wird jemand einer Lüge überführt, so schämt er sich nicht, lächelt vielmehr, als wolle er zugestehen, daß sein Widerpart doch schlauer gewesen sei, als er selbst. Entsetzlich ist das falsche Schwören. Die englische Regierung, welche in ihren Gerichtshöfen den religionslosen Eid hat, der rein äußerlich und geschäftsmäßig abgemacht wird, scheint damit dem Unwesen sogar Vorschub zu leisten. Es ist eine ganz bekannte Sache, wie man einen Zeugen, der beliebiges beschwört, oft für 2 Anna (20 Pf.) kaufen kann.

[1]) Z. B.: 32 Lügen auf den Tag, oder einen hungrigen Magen.

Schlimm sind die Vergehungen gegen das sechste Gebot. Das, was wir unter Keuschheit verstehen, ist den Indern ganz unverständlich. In Bezug auf das Geschlechtsleben gilt ihnen eine Naturnotwendigkeit, gegen die der natürliche Mensch nicht ankämpfen zu können meint. Nur von Büßern und Heiligen erwartet man Enthaltung und sieht sie als eine wunderbare verdienstliche Tugend an. Von weiblichen Wesen wird sie überhaupt nicht als innere, sittliche Entscheidung erwartet, sondern als die mechanische Wirkung der äußeren Schranken, durch welche die Übertretung verhindert wird. Hiermit steht die Kinderverheiratung in Verbindung, sowie die entsetzliche Verachtung, der die Witwen verfallen, wobei die oben angedeutete Auffassung des weiblichen Geschlechts mitwirkt. Die herrschende Unzucht, die sich freilich vor der Öffentlichkeit verhüllt, soll furchtbare Ausdehnung haben und im Volke große Verwüstung anrichten.

Bezüglich des siebenten Gebotes mögen die gröberen Vergehungen in Indien nicht gerade viel häufiger sein als in andern Ländern, um so mehr aber gilt dies von den feinen. Betrügerei und Übervorteilung ist ganz an der Tagesordnung, wie z. B. Diener bei den Einkäufen für ihre Herrschaft ganz regelmäßig ihre gewissen Prozente für sich nehmen, oder etwa die gestern ersparten Eier sich heute als neue vom Basâr gekauft nochmals bezahlen lassen. Dergleichen wird gar nicht für unrecht gehalten.

Endlich sei noch das über alle Begriffe hinausgehende Schimpfen, Fluchen und Schwören in den gemeinsten Ausdrücken erwähnt. Vielfach sind derartige Redensarten so viel gebraucht, daß sie im alltäglichen Verkehr ganz harmlos, z. B. als Ausdruck des Erstaunens, angewendet werden. Am schrecklichsten erscheinen solche Zungensünden, wo erzürnte Weiber unmenschlich, wie Furien, auf einander losfahren.

Doch ich komme zur Hauptsache: **was ich von der Mission gesehen habe.**

Auch hier muß ich vorweg bemerken, daß es sehr schwer ist, ein einheitliches Urteil abzugeben, da manche bedeutende Unterschiede in der Missionsarbeit der verschiedenen Denominationen und manche Verschiedenheiten des Missionsobjekts nicht geringe Abweichungen zur Folge haben. Hier versuche ich, mich auf die allgemeinsten Züge zu beschränken, wie sie sich mehr oder weniger bei allen evangelischen Missionschristen in Indien finden. Trotzdem werden bei manchen näheren Andeutungen die Besonderheiten der betreffenden Gebiete sich nicht verwischen lassen.

Was die äußere Erscheinung der eingebornen Christen betrifft,

machen wir uns von ihnen leicht übertrieben günstige Vorstellungen, als müßte man ihnen ihren Unterschied von den heidnischen Landsleuten sofort ansehen. Aber abgesehen von äußeren Unterscheidungszeichen (das Fehlen der Kastenmarke und in manchen Gegenden des Schmuckes) wird man nach dem bloßen Ansehn sich leicht irren. Es giebt auch Heiden, denen man das verderbte Heidentum nicht ansieht und hinter deren freundlichen Gesichtern man ein christliches Herz vermutet, andrerseits findet man in manchen abgelegenen Walddörfern, oder unter den Christen, welche aus dem kastenlosen Teil der Bevölkerung stammen, manche Gestalten von verkommenem Aussehn und mit Stumpfheit und Roheit auf den Gesichtszügen. Habe ich doch selbst Christenfrauen gesehen, die mit unbedecktem Oberkörper gingen und ihre blaue Tättowierung von der braunen Haut natürlich nicht hatten loswerden können, obgleich sie sonst allen Schmuck abgelegt hatten.

Es ist auch unbillig, von Heiden, die zum Christentum gekommen sind, schon nach wenigen Jahren eine völlige Umwandlung zu erwarten. Die äußere Erscheinung ist oft sehr bedingt durch die äußeren Verhältnisse, die durch den Übertritt zum Christentum oft wenig oder gar nicht geändert werden, und auch die innere Umwandlung, vermöge deren der Gesichtsausdruck ein Spiegel des Glaubenslebens wird, vollzieht sich nicht eben schnell und nicht überall gleichermaßen. — Dennoch kann ich versichern, daß ich auf verschiedenen Missionsfeldern einzelnen Christen ins Angesicht geschaut hatte, bei denen allerdings das zutraf, was der Missionsfreund in der Heimat generalisierend gern von allen erwarten möchte, ein Wiederschein von christlicher Liebe und inniger Frömmigkeit, die sich merklich von der natürlichen Menschenfreundlichkeit eines gutmütigen Heidengesichts unterscheidet und vollends von dem Ausdruck der Andacht, wie man ihn in heidnischen Tempeln beobachten kann.

Ebenso kann ich bezeugen, daß man beim Anblick größerer Gruppen gewöhnlich die Christen schon durch den Gesamteindruck erkennt. Stehen auf der einen Seite ihrer 50 und auf der andern ebenso viele Heiden, so wird man meistens keinen Augenblick im Zweifel sein, welche die Christen sind, wenngleich einzelne unter ihnen nicht eben geeignet erscheinen, solches Urteil zu begründen.

Es ist übrigens auf den verschiedenen Missionsfeldern noch mancher Unterschied. Hie und da läßt die Reinlichkeit viel zu wünschen übrig, während sie anderwärts bereits sehr bedeutende Fortschritte gemacht hat. In diesem Stücke übt die Gewöhnung an eine reinere Sonntagskleidung jedenfalls eine bedeutende Wirkung aus. Aber es werden

keineswegs damit die oben angedeuteten, von den unsern so abweichenden indischen Reinlichkeitsbegriffe umgewandelt. Bei Kindern, die in der Kostschule jahrelang an die gleichmäßige Reinhaltung beider Hände gewöhnt worden sind, wirkt z. B. die erwähnte Unterscheidung der rechten und linken Hand nach. Selbst Kindern, die ganz klein in ein christliches Waisenhaus kommen, liegt dieselbe — man möchte sagen — im Blute.

So ist es mit vielen Lebensgewohnheiten, die von den Christen unverändert beibehalten werden. Sie sitzen, wie ihre Landsleute, mit gekreuzten Beinen, oder in hockender Stellung auf dem Fußboden, und wenn man sie nötigt, etwa in der Kirche, auf Bänken zu sitzen, so kommt es wohl vor, daß hier und da jemand erst ein Bein heraufzieht und vielleicht auch das andre folgen läßt. Auch sie essen ihren Reis mit den Fingern, auch sie trinken, ohne das Gefäß mit den Lippen zu berühren, auch sie haben ihr nächtliches Lager auf der Matte am Fußboden, auch sie kauen Betelblätter mit Kalk und Arekanuß und speien ebenso wie die Heiden den roten Speichel mit vieler Geschicklichkeit von sich. Auch bleibt ihnen eine gewisse Vorliebe für Kuhmist, die sicherlich auf heidnischem Grund und Boden erwachsen ist, ebenso wie ihre vorwiegend vegetarianischen Gewohnheiten. Die eingewurzelte Abneigung gegen Fleischgenuß ist in einigen Fällen so groß, daß bei gegenteiligen Versuchen Erbrechen erfolgt. Es versteht sich von selbst, daß derartige Lebensgewohnheiten, die gegen das Wesen des Christentums in keiner Weise verstoßen, durch die Mission nicht zu beseitigen sind.

In einigen Missionen gilt freilich eine Methode, die das Christianisieren mit dem Europäisieren identifiziert. Da bekommt man denn leider Gestalten zu sehen, die für den verständigen Missionsfreund wenig erfreulich sein sollten, z. B. junge Mädchen mit Strümpfen und Lackstiefeln, die in solchem Aufzuge nach indischer Auffassung bedenkliche Vorurteile erwecken. Hier und da sieht man selbst Christenfrauen nach Pariser Mode gekleidet, die sehr zu ihrem Nachteil abstechen von ihren nach Landessitte gekleideten Schwestern, die an antike Gewandstatuen erinnern. Fast noch geschmackloser sieht so ein brauner Herr aus mit europäischem Hut, den Kneifer auf der Nase, die dürren Beine in gemusterten Beinkleidern, die Füße in Stiefeln, ein Rohrstäbchen in der Hand. Das Volksbewußtsein reagiert gegen solche Karikaturen, die im Tamil als „Hosenleute“ bezeichnet werden. Die meisten Missionen suchen auch solche Entnationalisierung zu verhindern und namentlich geben sich die deutschen Missionare Mühe, in ihren Gemeinden die schlichte Landestracht und Lebensweise aufrecht zu erhalten. Leider regt sich trotzdem

auch unter solchen Verhältnissen bei manchen eingebornen Christen eine bedenkliche Sucht, es in Kleidung den Europäern gleichzuthun. Ich sah ein sonst braves Waisenmädchen, das bald nach der Verheiratung mit einem Handwerker, in einem europäischen Kleide erschien. Solange sie in der Anstalt war, hatte sie dazu keine Gelegenheit gehabt; sobald sie aber nicht mehr unter Aufsicht stand, konnte sie dem Wunsche ihrer Eitelkeit nicht länger widerstehen. Tiefer blickende Missionare erkennen die Gefahr für die Ausbreitung des Christentums, die in solcher Entfremdung der eingebornen Christen von der Landessitte liegt. Die sauerteigartige Wirkung des Evangeliums wird dadurch gehemmt, indem solche Christen im Grunde wie Fremde aus dem Zusammenhange des Volkslebens ausgesondert werden. Glücklicherweise ist diese Gefahr nicht allgemein und in den abgelegeneren Dörfern ist gewöhnlich nichts derart zu verspüren.

Den hervorragendsten Unterschied zwischen Christen und Heiden findet der Beobachter zunächst im kirchlichen Leben. Der christliche, mit dem Gemeindegottesdienste gefeierte Sonntag ist mitten in dem indischen Volksleben eine ganz neue Erscheinung. Die jungen Christen haben sich sehr bald daran gewöhnt und den Feiertag lieben und heiligen gelernt. Man findet auf allen indischen Missionsgebieten einen rühmlichen Kirchenbesuch, der die Gemeinden der alten Christenheit, und zwar nicht bloß die der Großstädte, recht beschämen muß. Ich sah z. B. von einer 1000 Seelen zählenden Gemeinde 700 in der Kirche. Dies ist um so mehr anzuerkennen, als manche Kirchgänger sogar einen weiten Kirchweg zu machen haben. Es ist ein herrlicher Anblick z. B. bei den Kols, die Gemeinden im feierlichen Zuge stundenweit her zur Stationskirche wallfahrten zu sehen, wobei ihre Fahnen als Wahrzeichen vorangetragen und unterwegs schon manche christliche Lieder gesungen werden. Wer dieselben Leute in der Woche halb nackt an der Arbeit gesehen hat, ist erstaunt, wie sie jetzt meist in sauberen, weißen Kleidern erscheinen.

Der Anblick einer im Gotteshause versammelten braunen Gemeinde, die mit gespannter Aufmerksamkeit andächtig der Predigt lauscht, ist geradezu erhebend, mag uns auch die auf Matten sitzende oder hockende Schar, rechts die Männer, links die Frauen, recht fremdartig erscheinen, ebenso wie die Kinder, die neben den Eltern oft harmlos spielen, und die Säuglinge, welche von den Müttern ganz ungeniert an die Brust genommen werden. Gelegentlich versucht so ein kleiner Schreihals wohl die andächtige Gemeinde zu stören; aber die Leute sind so an Kindergeschrei gewöhnt, daß sie wenig darauf achten. Schlimmstenfalls geht die Mutter hinaus, um ihren Liebling draußen zu beruhigen. — Sehr ein=

drücklich war mir der Ernst und die Andacht der Gemeinde bei der Feier des heiligen Abendmahls. In einem Falle gingen gegen 200 Kommunikanten dicht an mir vorüber, ohne daß auch nur ein einziger auf die fremdartige Erscheinung des weißen Herrn einen neugierigen Blick geworfen hätte.

Etwas anders als auf den Hauptstationen gestaltet sich der Gottesdienst der abgelegenen Dorfgemeinden, die ihre eigne Kirche haben. Die letztere ist oftmals ein armseliges Lehmgebäude mit Stroh oder Blätterdach, über das manche Missionsfreunde erstaunen oder erschrecken dürften, zumal wenn es lange nicht repariert wurde. Dann gleicht es wohl einer baufälligen Scheune. Auch die in dem fensterlosen Raume[1]) versammelte Gemeinde entspricht oft recht wenig unsern Erwartungen, ebenso wie der Kirchengesang, der hier und da mit Trommeln, Becken und andern indischen Instrumenten begleitet wird. Die dazu gehörigen indischen Melodien sind uns höchst unsympathisch. Aber auch in solchem Gottesdienste wird die Predigt des braunen Pastors oder Katechisten mit Andacht gehört, und auch hier kann man bei billigen Erwartungen seine herzliche Freude haben — oft mehr, als wenn in einem Christendorfe, dessen Bewohner knapp ihren täglichen Reis haben, mit dem Gelde der Missionsfreunde eine große, kunstvolle, gotische Kirche erbaut ist, deren Instandhaltung die Mittel der Gemeinde weit überschreiten, so daß, falls die sociale Lage sich nicht vollständig ändert — wie es gar nicht zu erwarten ist — nur der traurige Gedanke bleibt, daß man nach Generationen hier eine schöne Kirchenruine finden wird, neben der dann vielleicht auch solch eine, den Verhältnissen entsprechende Lehmkirche steht. — Ich habe rührende Zeichen der Liebe zu solchen unscheinbaren Gotteshäusern gefunden, als Zufluchtsstätten, wo es Trost und Frieden giebt mitten in einem elenden, freudlosen Dasein. Ich vergesse nicht einen alten blinden Mann zu Nadukotei, der sonst kein Obdach hatte, nun aber in dem schlichten Kirchlein bei Tag und Nacht sich aufhalten durfte, wie er mit Lob und Dank den Psalmspruch anführte: „Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest.“ In manchen Gegenden haben die Christen morgens und abends in der Kirche gemeinsame Andacht, wodurch begreiflicherweise das Gemeinschaftsbewußtsein sehr gestärkt wird.

Alles das sind sehr erfreuliche Züge des kirchlichen Lebens bei den heidenchristlichen Gemeinden. Die bereits berührte finanzielle Seite der letzteren gestaltet sich freilich nicht überall gleichermaßen befriedigend.

---

[1]) Z. B. bei den Kols; in den entsprechenden südindischen Kapellen hat man einige vergitterte Luken.

Rühmend zwar soll auch hier einzelner indischer Christen und wohl auch ganzer Gemeinden gedacht sein, die für ihre Kirche und für das Reich Gottes überhaupt Opfer bringen, welche viele europäische Christen und Gemeinden sehr beschämen müssen. Eine richtige Missionsmethode bringt in diesem Stücke sehr gute Früchte, und ich kann nicht umhin, hier anerkennend der Arbeiten des (kongregationalistischen) Amerikanischen Board zu gedenken, welcher seine Anhänger von vornherein daran zu gewöhnen sucht, daß sie die Kosten ihrer kirchlichen Bedürfnisse selbst bestreiten. Andre Missionen bemühen sich ebenfalls in dieser Richtung, haben aber ein schweres Hindernis an den Nachwirkungen einer verfehlten Methode, nach welcher anfänglich die Christen durch eine übel angebrachte Wohlthätigkeit verwöhnt wurden. Man hat damit ein Geschlecht herangezogen, das nie imstande ist, auf eignen Füßen zu stehen, und es werden mehrere Generationen hingehen müssen, ehe dieser Schaden wieder gut zu machen ist.[1]) Wenn man auch auf die große Armut der Christen alle billige Rücksicht nimmt, sollte man doch nicht übersehen, daß sie oder ihre Eltern und Vorfahren einst verhältnismäßig nicht unbedeutende Summen für ihre Götzendienste oder Zaubereien und Wahrsagereien aufgebracht haben. Aber leider zeigt sich mehr oder weniger auf verschiedenen Missionsgebieten ein Zug, den man geradezu als Unverschämtheit bezeichnen muß. Ein Missionar sagte mir — und er sprach dabei ganz allgemein von dem betreffenden, ausgedehnten Gebiet: „Die Christen sehen uns als Milchkühe an, die sie nicht bloß aufs Beste ausnutzen möchten, sondern sie versuchen es, uns auf alle Weise zu plagen, um möglichst viel aus uns herauszuquetschen." Ich möchte limitierend hinzusetzen, daß auch dort (wahrscheinlich nicht wenige) besser gesinnte Gemeindeglieder vorhanden sind, die aber meist nicht den Mut haben, der Majorität offen entgegen zu treten. — Wer die in deutschen Landgemeinden mit Kirchensteuern gemachten Erfahrungen vergleicht, wird übrigens auf jene jungen Heidenchristengemeinden nicht alsbald einen Stein werfen. — Ich erwähne noch von Tschota Nagpur, wie schwer es auch dort hält, die Bei-

---

[1]) Ein Katechist wagte es zu predigen über die vier Zeitalter der Mission. Das goldene war, als noch der verehrte Gründer der Station dort wirkte. Er gab alles; die Christen brauchten nichts zu geben. Seine Nachfolger verlangten von den letzteren schon etwas — aber gaben noch immer das meiste: da war das silberne Zeitalter. Es folgte das eherne, als die Missionare mehr forderten, als sie gaben. Nun aber sei schließlich das unerträgliche eiserne angebrochen, da die Missionare nichts mehr geben wollten, sondern alles von der Gemeinde verlangten. — Der Mann wurde seines Amtes entsetzt. Die Gesinnung aber, die er ausdrückte, lebt in manchen Gemeinden und läßt sich nicht so leicht beseitigen.

träge zur Fundierung der Pastoren- und Lehrergehalte allmählich zusammenzubringen, wie reichlich aber andrerseits das für kirchliche Zwecke bestimmte Ernteopfer in Garben und Körnern bereitwilligst dargebracht wird. Dreiviertel Stunden bewegte sich der Zug in Rantschi um den festlich geschmückten Altar, vor dem die Gaben in mächtigen Haufen aufgespeichert wurden, und auf den jeder auch noch seine Kupfermünze niederlegte. Selbst Schulkinder, die sonst nichts hatten, wollten nicht zurückstehen und opferten eine Stahlfeder oder einen Schieferstift. Entsprechende Züge von Opferwilligkeit ließen sich noch von einigen andern Gebieten anführen.[1])

Zeigt das kirchliche Leben in vielen Stücken sehr erfreuliche Früchte der Mission, so wird der Beobachter auch durch mancherlei Spuren von innerem, christlichem Leben oft in rührender Weise überrascht. Freilich bei genauerer Kenntnis der Verhältnisse wird der erste Eindruck in einigen Beziehungen etwas gedämpft. Das Gebet nimmt eine bedeutende Stelle im Leben der indischen Christen ein. Ich glaube, daß weite Kreise der alten Christenheit in diesem Stücke von jenen beschämt werden. In manchen Häusern haben sie regelmäßige Morgen- und Abendandachten und versäumen nicht das Tischgebet. Wo Kranke sind, wird für sie gebetet — und es werden auffallende Beispiele von Gebetsheilungen berichtet.[2]) Man würde jedoch zu weit greifen, wollte man bei allen diesen Krankengebeten das volle geistliche Verständnis voraussetzen. Ohne Zweifel kommt in solchen Fällen manches echte Glaubensgebet vor Gottes Thron; vielfach aber haftet dem Beten noch viel Schwachheit an, und es wird sicherlich oft als ein Mittel angewendet, das nun einmal der Christensitte gemäß in Krankheitsfällen anzuwenden ist. Daß ein Parallelismus mit den bei den Heiden von Zauberern verrichteten Ceremonien vorliegt, wird leider auf einigen Gebieten durch die nicht seltenen Rückfälle bestätigt; manche Christen sind, wenn das Gebet nicht zu helfen

---

[1]) In einigen Fällen ist die Nachwirkung alter, aus der heidnischen Zeit stammender Opferwilligkeit nicht zu verkennen. Vergl. unter Nr. V den tamulischen Wohlthätigkeitstopf.

[2]) In Tschota Nagpur kommen solche besonders in der Zeit der ersten Bewegung der Mundas zum Christentum häufig vor. Der Älteste Boas entfaltete damals eine ähnliche Thätigkeit wie einst Blumhardt in Boll. Auch er nahm Kranke in sein Haus (auch Heiden, wenn sie versprachen nach der Genesung Christen zu werden) und betete für sie. Als später die Erfolge nachließen, sprach er sich verständigermaßen dahin aus, daß Gott anfänglich dieses Mittel gebraucht habe, um das Volk in sein Reich zu führen. Nachdem sie aber sein Wort hätten und aus demselben den Weg zur Seligkeit lernen könnten, sei solch ein Hilfsmittel nicht mehr in der Ausdehnung nötig, wie in jener Anfangszeit.

scheint, schwach genug zum heidnischen Zauberer ihre Zuflucht zu nehmen, wenn auch meist im geheimen. Die Mission schreitet wohl mit strenger Kirchenzucht gegen solche rückfälligen Christen ein, doch läßt sich damit die innere Schwachheit nicht beseitigen.

Ich wurde in einem Dorfe vor ein krankes Christenkind geführt, das auf einer Matte am Boden lag und man bat mich für das Kind zu beten. Ich versprach für dasselbe in meinem Gebete Fürbitte zu thun, da ich doch nicht in der Landessprache laut beten könne. Aber die Leute wünschten gerade ein lautes Gebet und zwar von mir, nicht von dem mich begleitenden Katechisten, der ja hätte in ihrer Sprache beten können. Ich weiß nicht, ob ich recht that, ein Gebet in englischer Sprache (die wenigstens der Katechist verstand) zu verrichten; aber ich konnte die Bitte nicht abschlagen, obgleich ich den Eindruck hatte: „Es sind Kinder, bei denen noch viel Schwachheit im Spiel ist.“ Einen ähnlichen Eindruck erhielt ich in einer andern Gemeinde, die ich mit einem Missionar einer dort nicht arbeitenden Gesellschaft besuchte, als in jener Gegend große Dürre herrschte. Wir hatten am Sonntage in der Kirche um Regen gebetet und erwachten in der folgenden Nacht infolge der Tropfen, die von dem schadhaften Dache reichlich auf unsere Lagerstätten fielen. Am andern Morgen sahen wir viele fröhliche Gesichter. Als es aber bekannt wurde, daß wir alsbald wieder abreisen wollten, wurden wir dringend gebeten, noch länger zu bleiben, mit so deutlicher Beziehung auf den Regen, so daß ich zu meinem Freunde sagte: „die lieben Leute scheinen uns für Regenmacher zu halten.“ Auch jener teilte diese Auffassung.

Nach diesen beiden Beispielen kommen mir jene indischen Christen in Bezug auf das Beten wie schwache Kinder vor. Oft aber erhält man zunächst einen ganz anderen Eindruck. Nicht wenige der braunen Christen sind nämlich sehr geübte Beter, die sich ohne Bedenken öffentlich vor der versammelten Gemeinde mit großer Gewandtheit hören lassen. In vielen unsrer heimatlichen Gemeinden würde man kein einziges Mitglied finden, das es ihnen darin gleich thun könnten. Dennoch glaube ich, man darf nicht einseitig nach solchen fließenden öffentlichen Gebeten urteilen. Ich bezweifle gar nicht, daß darunter viele wahre, gläubige Herzensgebete sind. Aber man wird doch sehr bedenklich, wenn man in manchen gewandten Betern später Leute kennen lernt, die in sittlicher Beziehung schlimme Schwachheiten an sich haben, oder sich sogar groben Anstoß und Ärgernis zu schulden kommen lassen — wie ich z. B. von einem solchen, einem braunen Pastor, mit Lug und Trug um hundert Rupies beschwindelt wurde. Dabei handelt es sich nicht bloß um solche

einzelne Ausnahmefälle, sondern sittliche Schwachheit ist die vorwiegende Signatur, und erstarkte christliche Charaktere sind die Ausnahmen. Unter diesen Verhältnissen wird man jene Gebetsfertigkeit im allgemeinen nicht als ein normal entwickeltes Stück christlichen Lebens ansehn können. Da ich in keinem Falle der Sprache genügend mächtig war, um die Gebete im Zusammenhange zu verstehen, so kann ich über dieselben kein sicheres Urteil abgeben. Ich vermute aber, daß sie sich meistenteils aus Wendungen und Redensarten zusammensetzen, die aus den Gebeten der Missionare entnommen sind. Der Inder hat eine große Begabung zum Kopieren, die in diesem Stücke bedeutend mitwirken dürfte. Da liegt es denn nahe, in solchen fließend dahinrollenden Gebeten mehr die Wirkungen einer mechanisch angeeigneten Fertigkeit, als den Ausdruck eines innerlich entwickelten gläubigen Gebetslebens zu sehen.[1]) Mehrere Missionare, zu denen ich diese Auffassung äußerte, bestätigten dieselbe. Damit will ich aber keineswegs behaupten, es gäbe unter den indischen Christen keine aufrichtigen, gläubigen Beter. Ich denke, es giebt solche — ganz abgesehen von den erwähnten öffentlichen Gebetsleistungen — ernste Beter im Kämmerlein, vielleicht vor den Menschen unbekannt, aber wohlbekannt dem Vater, der ins Verborgene sieht. Doch nach der Gestalt, welche die Entwicklung des christlichen Lebens dort in Indien bis jetzt gewonnen hat, glaube ich nicht, dies von der Mehrzahl annehmen zu dürfen, so wenig als ich dies von unsern Durchschnitts-Gemeinden in der Heimat vermag.

Ähnlich wie mit dem Beten verhält es sich überhaupt mit der „Sprache Kanaans“ die großenteils von den indischen Christen sehr fließend gesprochen wird. Sie eignen sich dieselbe sehr leicht an. Ich will darin nicht immer schlaue Berechnung sehen. Aber unwillkürlich und unbewußt nehmen sie bald eine Reihe von Ausdrücken an, von denen sie bemerken, daß sie auf den Missionar einen guten Eindruck machen. Man kann von den Missionaren, wie sie aufs Arbeitsfeld hinauskommen, gewöhnlich nicht sagen, daß sie stark seien in Menschenkenntnis und Unterscheidung der Geister. Die meisten von ihnen dürften anfänglich nicht selten sich durch die schönen Redensarten täuschen lassen. Manche werden bald durch Erfahrung klug; einige aber befinden sich noch nach jahrelangem Aufenthalt im Lande in solcher optimistischen Verblendung, daß sie sich von schlauen, braunen Brüdern und Schwestern mit schönen,

[1]) Leider kommen ja auch in der heimatlichen Christenheit gelegentlich Gebete vor, von denen sich ähnliches sagen läßt, und die gerade im Gegensatz zu der Weisung des Herrn (Matth. 6, 7) die vielen Worte zur Hauptsache machen.

christlichen Worten hinters Licht führen lassen. Ich meine, man sollte sehr vorsichtig sein, wo es sich um Beurteilung des Christentums der Eingebornen nach ihren christlichen Reden handelt.

In einem andern Stücke aber kann ich den indischen Christen rückhaltloser meine Anerkennung zuteil werden lassen. Ihre Bibelkenntnis ist oft überraschend und vielleicht bedeutender, als man dies von dem Durchschnitt der gewöhnlichen Christengemeinden hierzulande sagen kann; wenigstens da, wo die Missionsschule in gutem Gange ist und der Katechumenenunterricht gründlich und in ausreichendem Maße erteilt werden kann, pflegt es so zu sein. Die Missionsgebiete, auf denen große Scharen übertreten, zu deren Unterweisung die verwendbaren Kräfte weitaus nicht genügen und wo man sich auf das Notdürftigste beschränken muß, werden billigerweise hierbei ausgenommen.

Dasselbe gilt von der Bekanntschaft mit der christlichen Glaubenslehre. Inwieweit dieselbe nicht bloß äußerlich angeeignet, sondern in eigner Herzenserfahrung lebendig geworden ist, läßt sich schwer ergründen. Auch in der Heimat müssen wir uns ja oft trösten mit dem Gedanken, daß es Stufen des Glaubens giebt, und daß der heilige Geist selber sein Werk in den Menschenseelen hat, das wir nicht durschauen können. Spuren von den Anfängen wirklichen Glaubens lassen sich übrigens an manchen der jungen Christen recht deutlich erkennen, in der Freudigkeit und Ruhe, der sie sich erfreuen, wenn sie durch den Eintritt in die christliche Gemeinde von der finstern Macht des Heidentums losgekommen sind. Besonders bei den sonst von Dämonenfurcht erfüllten Kols spürt man nun die volle Sicherheit, mit der sie dem Herrn Jesu vetrauen als dem Herrn, der stärker ist als alle Teufel. Das ist ein schöner, kindlicher Glaube; freilich bedarf er noch weiterer Entwicklung und wahrscheinlich der Läuterung von manchen sich einmischenden alten Vorstellungen, die zu dem echten Glauben wenig passen dürften.

* * *

Hier wäre die Stelle, etwas über Katechumenat, Katechumenenunterricht, über die christliche Kinderzucht und die Missionsschule zu sagen.

Daß die Katechumenen sehr ungleich über die indischen Missionsfelder verteilt sind und daß es hier in Strömen rauscht, während es dort nur schwach tröpfelt, war mir längst nicht unbekannt; aber als Augenzeuge bin ich doch erschrocken, wenn ich auf mancher Station, die bereits eine bedeutendere Gemeinde hat nur ganz vereinzelt ein paar Taufbewerber fand — wo also das Wachstum ganz überwiegend von dem Überschuß

der Geburten über die Todesfälle (oder sonst andere Verminderungs-ursachen) abhängen mußte. Vollends aber war es mir peinlich, wenn auf einer Station überhaupt kein Bewerber vorhanden war und schon seit Jahren keiner gewesen war. Wo aber solche in größerer Zahl sind, da stammen sie entweder noch aus der Hungerszeit, oder sie suchen den Übertritt zum Christentum infolge socialer Verhältnisse, wie die gruppenweis oder scharenweis kommenden Angehörigen niederer Kasten und Kastenloser oder Aboriginer. In solchen Fällen entsteht leicht eine Bewegung, die gewiß religiöse Momente enthält, in der jedoch eine nüchterne Betrachtung, nicht eine Erweckung in dem Sinne, welchen dieser Begriff bei uns hat, erblicken wird. Ich verstehe es sehr wohl, wie Missionare, die mit ihrem Herzblute für die Sache eintreten und mit brennender Sehnsucht um die Bekehrung der Heiden jahrelang gebetet haben, unter solchen Verhältnissen nicht die kalte, nüchterne Kritik an erster Stelle walten lassen, und daß sie vorwiegend die religiösen Funken ins Auge fassen. Der Sache würde jedenfalls nur gedient sein, wenn man in diesem Stücke völlige Nüchternheit übte. Gerade alte, erfahrene Missionare haben sich darüber ganz unzweideutig ausgesprochen. Bischof Caldwell hat seinerzeit in überzeugender Weise ausgeführt, wie die Heiden eben das Heilsverlangen, welches wir als Voraussetzung der Bekehrung fordern, noch gar nicht haben können, daß sie in ihrem verkehrten Sinne zunächst immer etwas anderes suchen. Das Heil, um das es sich im Christentum handelt, dämmert ihnen erst auf, wenn sie in der christlichen Gemeinschaft stehen. Man verweist dagegen wohl auf das religiöse Suchen und Sehnen, wie es sich in Indien oft in ergreifender Weise zeigt. Aber zunächst ist zu beachten, daß solche Erscheinungen im Verhältnis zum Volksganzen doch nur sehr vereinzelt sind und daß man von ihnen aus nicht den Wunsch größerer Scharen, Christen zu werden, beurteilen darf. Andrerseits aber ist jenes Sehnen und Ringen der Büßer (muktike waste — der Erlösung wegen) ganz etwas anderes, als Heilsverlangen in unserm Sinne. Daher sind ziemlich viele Fälle von Büßern bekannt, die hoffnungsvolle Taufbewerber waren oder selbst getauft wurden und hernach (zum Teil in ärgerlicher Weise) abfielen; nur wenige Fälle hört man von solchen, die wirklich dauernd gute Christen geworden sind. Übrigens sind es nicht bloß Büßer, die sich gelegentlich als heilsverlangende Taufbewerber einfinden. Schlaue Heiden merken sehr gut, was die Missionare wünschen, und versuchen betreffendenfalls sich ganz diesen Wünschen zu akkommodieren. Ein sehr erfahrener Missionar sagte mir, daß wenn einer komme, um Christ zu werden und beantworte die Frage nach dem Grunde

seines Entschlusses dahin, daß er ein großer Sünder sei und gern selig werden wollte, so könne man sicher sein, daß man es mit einem Heuchler zu thun habe; sage dagegen einer, er sehe, daß die Christen in manchen Beziehungen es gut hätten und vorwärts kämen, so habe man es wenigstens mit einem in diesem Stücke aufrichtigen Menschen zu thun, aus dem noch etwas werden könne, während man von dem andern nicht allzuviel erwarten dürfe.

Ich bin überzeugt, daß wir fehl greifen, wenn wir unsern Begriff Bekehrung auf die aus dem Heidentum zum Christentum Übertretenden anwenden. Sicherlich sind viele Kranke zu dem Heiland gekommen, die noch keine Ahnung hatten von der besten Gabe, die sie bei ihm finden sollten. Dem scheinen mir die Verhältnisse der Mission zu entsprechen und was ich darüber in Indien sah und hörte, hat mich in dieser Auffassung bestärkt. Ausnahmen will ich für diesen Punkt, wie für alle übrigen meines Berichtes ausdrücklich konstatieren.

Über den Katechumenenunterricht bemerke ich, daß die Praxis sehr verschieden ist. Oft muß die Vorbereitung durch einen Gehilfen während weniger Monate und die schließliche Prüfung des Missionars genügen. Auch unter solchen Verhältnissen giebt man sich alle Mühe, daß nicht unwürdige Glieder in die Gemeinde kommen. Dagegen lernte ich einen Missionar kennen (dessen Gemeinde aus sechs Personen bestand), welcher seit — wenn ich nicht irre — vier Jahren eine Katechumenin unterrichtete, derselben aber kürzlich auf ihre Bitte um die Taufe den Rat gegeben hatte, lieber noch ein Jahr zu warten. Anderwärts bringt der Katechet die von ihm vorbereiteten Katechumenen für mehrere Wochen oder Monate auf die Hauptstation, wo sie vom Missionar selber weiter unterwiesen werden. Soviel ich wahrnehmen konnte, sprechen die gemachten Erfahrungen dafür, die Taufbewerber nicht zu lange warten zu lassen. Es wurde mir bezeugt, daß solche, die anfänglich mit einer Freudigkeit gekommen seien, im Laufe einer zweijährigen Unterweisung sichtlich erschlafft wären und daß sie nachher weniger geeignet schienen, als zu einer Zeit, in der die Frische ihres Entschlusses (die man ja auch als eine „erste Liebe fassen kann) noch nicht verflogen war.

Die Missionsgemeinden ergänzen, (resp. vermehren) sich großenteils schon lange nicht mehr bloß durch Katechumenen, sondern durch die eignen Kinder. Die Kinderzucht ist als ein wichtiges Missionsmittel zu pflegen. Leider kann man vielfach beobachten, daß sie noch recht mangelhaft ist. Die Affenliebe, welche sonst die indischen Eltern zu beherrschen pflegt, ist leider in nicht geringem Maße auch in den christlichen Gemeinden

noch vorhanden. In ihrer Schwachheit putzt man die Kinder oft über die Verhältnisse heraus und auf einigen Gebieten wird schon an den Kindern übertriebener Aufwand an Schmuck gemacht. Es hält hart, den Kindern etwas zu verbieten und das Verbot strenge durchzuführen. Im allgemeinen hört man überall darüber klagen, daß die Kinderzucht noch recht im argen liege. Erst in dem Maße wie die Christen selbst mehr zu energischen christlichen Charakteren heranreifen, wird man eine Besserung erwarten dürfen. Dabei will ich nicht verschweigen, daß ich selbst christliche Familien kennen gelernt (namentlich die brauner Pastoren und Katechisten, aber auch einfacher Gemeindeglieder), wo die Wirkungen des christlichen Familienlebens auch an den Kindern sichtlich zutage traten.

Was die Schule betrifft, könnte ich viel Erfreuliches berichten, besonders von der wirklich christlichen Gemeindeschule. Doch ich muß mich kurz fassen. Bekanntlich sind in Indien die Missionsschulen in überwiegendem Maße Heidenschulen. Weit und breit geht durch die Bevölkerung ein Trachten nach Bildung, die zur Erlangung eines besoldeten Postens im Regierungsdienste oder sonst im öffentlichen Leben erforderlich ist. Die Bildung selbst ist nur Mittel zum Zweck; die monatliche Besoldung ist die Hauptsache. Die Regierung hat nur religionslose Schulen. Die Mission hat nun zahlreiche, zum Teil ausgedehnte Schulen in großartigen Gebäuden eingerichtet, in denen das durch die Examina normierte Ziel ebenfalls erreicht wird — nebenbei aber auch biblische Geschichte und andre religiöse Fächer gelehrt werden. Da die Bedingungen in den Missionsschulen günstiger sind als in andern, und die Bildung gründlicher ist, event. sicherer zum Ziele führt, so haben diese übrigens von der Regierung subventionierten Anstalten viel Zulauf. Tausende lassen sich das Anhängsel des christlichen Unterrichts gefallen. Man darf sich von den Wirkungen dieser Schulen keine übertriebenen Vorstellungen machen. Es sind nur sehr wenige Taufbewerber, die aus ihnen hervorgehen. Bei manchen Schülern mag etwas von innerer Überzeugung geweckt sein; aber die äußern Verhältnisse verhindern die Entscheidung. Bei vielen von ihnen bleibt das Heidentum unerschüttert. Es ist in Missionskreisen schon öfters gefragt worden, ob solch eine Schulthätigkeit von der Mission betrieben werden dürfe? Daß sie vieles wider sich hat, um so mehr, als sie durch den Schematismus des englischen Schulwesens eingeengt und gewißermaßen verkümmert wird — dürfte zuzugeben sein. Immerhin scheint es mir ein Werk der Not zu sein, daß man, so lange die Regierungsschulen ein religionsloses Geschlecht heranziehen, etwas dagegen thut und die Gelegenheit nicht unbenutzt läßt, etwas vom Evan-

gelio grade den einflußreichen Volkskreisen einzuflößen. Mag auch diese Bemühung nur eine sehr indirekte Missionsthätigkeit sein und auf absehbare Zeit wenig sichtbare Früchte bringen, sie gehört doch mit zu den Vorbereitungen, wie sie auch ärztliche Thätigkeit und Senanaarbeit bilden. Wenn dadurch der Boden gründlich bereitet oder das Fundament gelegt ist, wird seiner Zeit die Bauarbeit günstiger und schneller fortschreiten, als da, wo man ohne viel Beachtung des Baugrundes sofort darauf losgebaut hat. Diese stille wirkenden, indirekten Arbeiten sollten, wie ich glaube, mehr als es bisher geschieht, unterstützt und gefördert werden, mögen sie auch eine Saat auf Hoffnung sein, wie sie freilich niemand gern betreiben wird, der die Vollendung der Evangelisation aller Länder und Völker im Laufe der nächsten Jahrzehnte beabsichtigt.

Ich bedaure mich über die beiden erwähnten Zweige nicht des weiteren aussprechen zu können. Es genüge zu bezeugen, daß man die ärztliche Mission überall willkommen heißt, sowie auch die Senanaarbeit immer mehr offene Thüren findet. Dagegen hört man inbetreff der direkten Missionsarbeit in manchen Gegenden viel klagen, daß sie noch immer auf einem felsenharten Boden arbeitet. So besonders die Basârpredigt. In manchen Gegenden wird sie fleißig, mit tüchtigen Kräften getrieben, ohne sichtbare Früchte zu bringen und das manchmal schon seit Jahren und Jahrzehnten. Der frühere Widerstand ist meistenteils gemildert, hier und da auch ganz verschwunden. Die Bevölkerung hat sich an die Predigt gewöhnt; es findet sich meistenteils ein Kreis von Zuhörern; auch solche, die bereitwillig auf eine Besprechung eingehen — anderwärts kommt es gelegentlich auch wohl zu heftigen Disputationen; aber die Zahl der Taufbewerber, welche durch Basârpredigten namentlich in den Städten gewonnen werden, ist doch sehr gering. Mehr Erfolg hat die Heidenpredigt auf den Dörfern, wo zuvor noch wenig oder gar nicht das Evangelium verkündigt wurde. Aber die namhaften Erfolge, welche die Fortschritte der indischen Mission ausmachen, wie sie in der Statistik erscheinen, liegen immer da, wo die sociale Frage mitwirkt und sind auf gewisse einzelne Felder beschränkt.

Viele der bisher gewonnenen Missionsgemeinden haben von außen keinen Zuwachs; ja es giebt solche, die schon seit Jahren sich vermindern. Ich war auf einer Station, zu der früher bereits 600 Getaufte gehörten, nun aber waren noch knapp 400 vorhanden. So betrübend solche Thatsachen sind, nützt es nichts, sie zu verschweigen. Sie sollten vielmehr anregen zur Prüfung, ob früher in der Methode gefehlt worden ist,

und wie man es etwa besser machen könnte. Dazu Mittel und Wege zu zeigen würde über die Grenzen dieser Darstellung hinausgehen.

Doch ich muß zur Charakterisierung der bestehenden Missionsgemeinden noch einiges hinzufügen. In socialer Beziehung nehmen sie überall eine gehobene Stellung ein. Viele Christen sind aus den unteren Volksschichten gekommen. Sie sind sich dessen sehr wohl bewußt, daß sie nun höher stehen als früher, oder als ihre Väter standen. Dies zeigt sich besonders in Bezug auf die niederen Gewerbe, die Niemand von den Christen betreiben will. Aussprüche wie z. B.: „Wenn ich Wäscherei betreiben wollte, hätte ich ja nicht Christ zu werden brauchen" — sind uns im Grunde unverständlich; aber sie werden in Indien thatsächlich gethan und drücken die Gesinnung aus, welche zum großen Teil die dortigen Christen beherrscht. Sehr auffallend ist es für den Neuling, daß die Dienstleute der Missionare vorwiegend Heiden sind, nur in Tschota Nagpur fand ich fast durchgehend christliche Dienstboten. Solche sind sonst überhaupt schon schwer zu haben; und dann machen sie dem Missionar viel mehr Not, als die heidnischen, mit denen er eben nur auf geschäftlichem Fuße zu stehen braucht — womit nicht gesagt werden soll, daß man sich nicht bemüht, diese Heiden möglichst unter den Einfluß des Evangeliums zu bringen. Sie nehmen mit teil an den Hausandachten, und man sucht ihnen auf alle Weise im Verkehr freundlich ans Herz zu kommen. Aber man hat für sie nicht solche Garantien zu übernehmen, als wenn man Gemeindeglieder im Hause hätte, die sich hie und da etwas zu schulden kommen lassen.

Viele von den Christen, die nicht aus den untersten Schichten stammen, haben durch den Übertritt mit ihrer Kaste ihre ganze sociale Stellung und die Gelegenheit, ihren Unterhalt zu erwerben, verloren. Es gehört mit zu den schwierigsten Aufgaben der indischen Mission, diesem Übelstande abzuhelfen und ihren Angehörigen eine angemessene sociale Stellung schaffen zu helfen. Von der Selbsthilfe ist meistens nicht viel zu erwarten. Was oben über die Energielosigkeit der Inder überhaupt gesagt ist, trifft naturgemäß auch noch auf die jungen Christen zu, die auch meistens es als selbstverständlich ansehen, daß der Missionar, dem sie sich mit kindlicher Ergebenheit anschließen, als Mâbâp (Muttervater, d. i. ein Wesen, das die beiden Begriffe in sich vereinigt) die volle Fürsorge für sie übernehme. Auf einigen Gebieten ist diese Frage teilweise dadurch gelöst, daß man Christen mit einer festen Besoldung in den Missionsdienst genommen hat. Es sind ungesunde Verhältnisse, wenn,

wie mir ein Missionar von dem betreffenden Felde sagte, 90 Prozent aller Christen finanziell von der Mission abhängen.

Viel glücklicher ist die Lösung durch Missionsindustrie wie sie am erfolgreichsten auf dem Baseler Gebiete betrieben wird. Hier wird in Ziegeleien und Webereien und einigen andern gewerblichen Anstalten den Christen Gelegenheit gegeben, in recht auskömmlicher Weise ihren Unterhalt zu erwerben. Manche Missionsfreunde daheim, welche die Mission einseitig als eine rein geistliche Sache ansehen, murren über dieses Sichabgeben mit weltlichen Dingen. Könnten sie mit eignen Augen die segensreichen Wirkungen der Industrie sehen, so würden sie vermutlich wünschen, daß sie eine viel weitere Ausdehnung gewinne. Sie ahnen nicht, wie unter andern Verhältnissen die Christen großenteils in drückende Verschuldung und in die Krallen der Wucherer geraten. Da begegnet man socialen Verhältnissen, die uns unfaßbar sind. Eine Missionsgesellschaft hat zum Schutz ihrer Katechisten, Lehrer rc. die Einrichtung getroffen, daß ihnen durch die Missionare gegen ein deponiertes Pfand ein Darlehn gegeben wird. Dasselbe muß mit 12 (zwölf!) Prozent verzinst werden. Würde man das Geld für 5—6 Prozent hingeben, so würden viele sich möglichst viel Darlehn nehmen und es gegen mindestens 15 Proz. wieder ausgeben.

In manchen Gegenden mag es nicht ganz so schlimm stehen. Bei manchen aus den Aboriginern gekommenen Christen, die bei ihren einfachen Lebensgewohnheiten verharren, mögen sie auch sonst unter socialem Drucke stehen und sich kümmerlich durchschlagen müssen, ist die Gefahr des Schuldenmachens nicht so groß, wie auf andern Feldern. Aber ich muß leider bekennen, den Eindruck gewonnen zu haben, daß die indischen Christen zum größeren Teile unter Schulden leiden.

Die Ursache davon ist oft deutlich genug in dem Trachten nach hohen Dingen zu erkennen. Auf einer Station hatte sich die in der Normalschule erzogene Tochter des Nachtwächters mit einem Katechisten verheiratet. An ihrer Wiege war ihr sicherlich nicht gesungen, daß sie sich dürfe viel bedienen lassen. In ihrer neuen Stellung glaubte sie nicht ohne eine Dienstfrau fertig werden zu können, sie könne doch nicht selber das Essen kochen. Dies Beispiel ist bezeichnend für viele der indischen Christen. Ich bestreite wiederum nicht, daß es einzelne wahrhaft demütige Männer und Frauen unter ihnen giebt und ich könnte hervorragende Beispiele mit Namen nennen. Im großen und ganzen[1]) aber muß ich sagen, sie

[1]) Auch hier bitte ich den oft berührten Unterschied zwischen Hindu und Aboriginern im Auge zu behalten; auf letztere trifft das Urteil in geringerem Maße zu.

verstehen es nicht und haben keine Neigung dazu, sich herunter zu halten zu den Niedrigen.[1]) Auch ist viel selbstbewußtes und eitles Wesen vorhanden und die Mahnung: „Etwas mehr Bescheidenheit!“ wäre auch für die indischen Christen sehr am Platze.

Bei allen diesen zum Teil recht betrübenden Schattenseiten aber sind die Wirkungen des Evangeliums in jenen heidenchristlichen Gemeinden ganz unverkennbar. Vor allem springt ein reineres Familienleben in die Augen. Ich könnte manche ansprechende Genrebilder zeichnen von dem, was ich in Christenhäusern auf verschiedenen Missionsfeldern gesehen habe. Insbesondere bemerkenswert ist die veränderte Stellung der Frau. Ich sah die Wittwe eines Katechisten, die geachtet und in Ehren ganz allein in ihrem Häuschen wohnte. Man halte eine beliebige heidnische Wittwe selbst aus vornehmer Familie daneben, so zeigt sich eine Veränderung, die wir nicht hoch genug anschlagen können. Dasselbe gilt von christlichen Töchtern in heiratsfähigem Alter, die sich unbescholten gehalten haben — etwas für den heidnischen Inder Unfaßbares.

Dennoch darf man auch in dieser Beziehung nicht generalisieren, und meinen das Weib habe in der christlichen Gemeinde in Indien ganz die Stellung wie bei uns. Altes Herkommen wirkt auch dort noch vielfach nach. Wir erwarten gemeinsame Mahlzeiten in den Christenhäusern — aber finden sie nur höchst selten, während fast überall die Frau das Essen für den Mann und die erwachsenen Söhne besorgt, aber sich zurückzieht, um erst, wenn jene fertig sind, mit den Töchtern und kleineren Kindern ihre Mahlzeit zu halten. Schön ist das nicht. Aber noch liegt die durch Jahrhunderte befestigte Sitte so tief im Volksbewußtsein, daß die Mission sie auch bei den Christen noch nicht hat beseitigen können. Die Frauen selbst fühlen sich dadurch noch gar nicht zurückgesetzt. — Hie und da versucht man auch in Indien die Frauenfrage in Gang zu bringen und in amerikanischem Sinne eine radikale Lösung herbeizuführen. Dergleichen Versuche können nur die gesunde Entwicklung stören und richten Verwirrung an.

Wenn ich meinen Bericht einigermaßen vollständig erstatten wollte, so müßte ich mich noch über manches andre aussprechen. Besonders verdient die Stellung der Missionsgemeinden zur Kaste eine eingehende Er-

[1]) Daß in manchen Missionsschulen namentlich Mädchen verwöhnt werden, so daß sie nachher in die betreffenden Standesverhältnisse nicht mehr hineinpassen, ist leider eine unbestreitbare Thatsache. Um so erfreulicher ist solch eine Anstalt, wie ich sie in Mulki sah, wo die Mädchen zielbewußterweise zu braven, christlichen Bauernfrauen herangebildet werden, die sich keiner Arbeit schämen.

örterung. Für diesmal fehlt jedoch bei weitem die Zeit zur Behandlung dieser schwierigen Frage, die ich daher für eine andre Gelegenheit aufspare. Auch ausführlichere Mitteilungen über das, was ich von den sittlichen Zuständen der Gemeinden beobachten und erfragen konnte, muß ich aufschieben[1]) und kann hier nur kurz bemerken, daß in allen Beziehungen bedenkliche Schwachheiten zutage treten. Wohl kann nach der Verbrecherstatistik den Christen im Verhältnis zu Heiden und Mohammedanern ein sehr günstiges Zeugnis ausgestellt werden. Begnügt man sich aber nicht mit der äußerlichsten Rechtschaffenheit, sondern forscht nach den Früchten der Heiligung, so ist man überrascht, in welchem Maß Lüge, Unehrlichkeit und Sünden gegen das sechste Gebot, auch unter den Christen noch vorkommen. Dabei handelt es sich nicht etwa bloß um die Thaten einzelner schwacher Glieder, sondern das sittliche Bewußtsein der Gemeinden im großen und ganzen erscheint oft noch nicht zu dem vollen Ernst in der Verurteilung solcher Sünden gereift zu sein. Vielfach werden die Übertreter mit großer Nachsicht behandelt und entschuldigt. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet stehen jene Gemeinden allerdings noch eine Stufe tiefer, als die Durchschnittsgemeinden unsrer Landeskirchen.

Ein billig denkender Beurteiler wird dies auch gar nicht anders erwarten. Man legt einen unrichtigen Maßstab an, wenn man verlangt, die Mission solle in wenigen Jahrzehnten dort aus den Heiden solche Gemeinden Erweckter gesammelt haben, wie sie in der heimatlichen Christenheit erst auf Grund einer jahrhundertelangen volkskirchlichen Entwicklung sich bilden konnten. Letztere ist gleichsam das Saatfeld, auf dem zu seiner Zeit Halme emporschießen, an denen Ähren reifen. Vernünftigerweise kann man nicht alsbald nach der Aussaat schon Ährenfelder erwarten, sondern muß sich mit Saatfeldern begnügen, die ihre weitere Entwicklung noch vor sich haben.

Solchen Saatfeldern glichen die Gemeinden, die ich in Indien gesehen habe, einige wie vom Frost geschädigt oder unter ungünstigen Umständen sich kümmerlicher entwickelnd, andre fröhlich aufsprießend, wie die unvergeßlichen jungen Reisfelder im grünen Hoffnungskleide. Und wenn

[1]) In dem mündlichen Vortrage wurden auch über diese beiden Punkte weitere Mitteilungen gemacht. Die über den letzteren sind hier unter Nr. V reproduziert. Eine öffentliche Behandlung der schwierigen Kastenfrage aber muß ich mir vorbehalten, bis ich Zeit zu einer gründlicheren Vorbereitung zu finden hoffe. Seitdem ich aus Indien zurück bin, ist es mir noch nicht gelungen, meine Tagebücher vollständig durchzuarbeiten.

ich dazwischen schon manche einzelne reifende Ähren erblicke, Wunder göttlicher Gnadenwirkung über alles menschliche Erwarten, so kann ich das freudige Zeugnis geben, daß ich bei allen Schwächen und Schattenseiten, die ich nun als Augenzeuge näher kennen gelernt habe, durchaus an dem Werke nicht irre geworden bin, sondern mehr denn je dafür begeistert alle meine Kraft für dasselbe einsetzen möchte. Ja, wenn ich nicht Frau und Kinder hätte, und wenn mir nicht in unserer Missionskonferenz meine besonderen Arbeiten zugewiesen wären, so würde ich überhaupt nicht aus Indien zurückgekommen sein, sondern hätte mit Hand an die Arbeit gelegt, da, wo der Arbeiter so wenige sind.

Gott gebe, daß alle, die an der Arbeit hüben und drüben beteiligt sind, immer mehr loskommen von allen dem Werke so hinderlichen Illusionen; daß sie mit voller Nüchternheit der Wirklichkeit und ihren Aufgaben ins Auge schauen und in Selbstverleugnung die eignen Pläne preisgebend nur nach dem Einen trachten: gehorsam dem Befehle des Meisters die Völker zu seinen Jüngern zu machen.

III.

Die Selbstverleugnung in der Mission.[1])

„Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen.“ Nach diesem Satze des alten Wandsbecker Boten werden auch Sie, v. Z., heute von mir allerlei interessante Erzählungen erwarten, da ich unlängst von einer Reise nach Indien zurückgekehrt bin. Ich fürchte jedoch, es könnte mir ähnlich ergehen, wie dem Herrn Urian im Claudiusschen Gedichte. So lange dieser nämlich nur interessante Mitteilungen von seinen Reiseerlebnissen in fremden Ländern macht, hat er ein dankbares Publikum. Sie wollen immer mehr hören und der Chorus fordert ihn jedesmal auf: „verzähl' er doch weiter, Herr Urian“. Sobald er jedoch aus seiner Reisegeschichte die Moral zieht und dieselbe den Zuhörern als Spiegel vorhält, schlägt die Stimmung plötzlich um, und mit dem kategorischen: „verzähl' er nicht weiter, Herr Urian“ kommt die Sache schnell zum Schluß.

Das bloße Berichten und Schildern scheint hier, vor einer Versammlung berufener Fachleute, nicht meine Aufgabe zu sein. Ich habe eine Missionsstudienreise gemacht. Hier ist es am Platze, etwas von den missionswissenschaftlichen Erträgen der letzteren darzulegen. Der Kern aller meiner Erfahrungen aber gestaltet sich, wie ich glaube, von selbst zu einer Moral, wie bei dem Reisebericht des Herrn Urian; nur werde ich mich hüten, dieselbe so schroff, ja geradezu unhöflich zu formulieren, wie jener es that. Wenn mich also mein Thema von der Selbstverleugnung reden heißt, so erwarten Sie nicht bloß zu hören von der Selbstverleugnung der Missionare im Heidenlande. Ich habe Ihnen vielmehr in viel umfassenderer Weise eine Selbstverleugnung vorzuführen, die von jedem, der es irgendwie mit der Mission zu thun hat, auch von uns allen erfordert wird.

---

[1]) Vortrag, gehalten in der Missionskonferenz zu Stettin 1891 und mit Zusätzen in Roda 1892; hier überarbeitet.

Das sollte nun ja freilich einen Christen nicht befremden dürfen; denn die Selbstverleugnung ist ja die Wurzel alles wahren Christentums. Ein jeder von uns macht im Christentum um so weitere Fortschritte, je voller und tiefer er die Mahnung des Herrn versteht und befolgt: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir" (Matth. 16, 24). Wir sollten doch alle dem Apostel Paulus die Worte „ich bin mit Christo gekreuziget" (Gal. 2, 19) aus eigner Erfahrung nachsprechen lernen. Unsre Taufe verpflichtet uns ja zur täglichen Ersäufung des alten Adams. In diesem Abthun des alten Menschen — im Kampf gegen den Egoismus, besteht ja die tiefste Selbstverleugnung, mit der dann immer auch die Weltverleugnung Hand in Hand geht, wie St. Paulus von dem gekreuzigten Christus schreibt: durch welchen mir die Welt gekreuzigt ist, und ich der Welt (Gal. 6, 14).

Es ist selbstverständlich, daß dieser grundlegende Begriff des Christentums in der Mission eine besondere Bedeutung hat. Wer Mission treiben will, darf nicht auf den Wegen der Weltkinder wandeln, die nur das Ihrige suchen. Von einem Missionar erwartet man doch mit Recht, daß er nicht bloß einen Anfang gemacht hat mit dem paulinischen: „Ich lebe, aber doch nun nicht ich; sondern Christus lebt in mir" (Gal. 2, 20). Man setzt von ihm besondere Fortschritte in solch einem geheiligten Christenleben voraus, ohne die er für seinen hohen Beruf nicht geschickt sein würde. Dies ist in der That in unsern heimatlichen Missionskreisen so anerkannt, daß man sich ohne weiteres unter einem Missionar einen Mann von gefördertem Christentum, ja oft von einer aparten Heiligkeit vorstellt.

Der rechte Missionar wird sich von der letzteren Vorstellung nicht beirren lassen. Hier und da aber mag es vorkommen, daß einem aus dem Heiligenschein, mit dem man ihn umgiebt, Anfechtungen und Kämpfe erwachsen, welche ihm hätten erspart bleiben können, wenn alle Missionsfreunde in diesem Stücke den rechten nüchternen Blick hätten, und jeder die Forderung der Selbstverleugnung auf sich selber in seinem Beruf und Stande hier in der Heimat mit demselben Ernste anwendete, wie er sie an dem, der zu den Heiden hinausgeht, bewundert. Es kann sogar vorkommen, daß der dem Missionar gestreute Weihrauch geradezu seine Demut in Gefahr bringt. Ein junger Missionar schrieb an einen Freund in der Heimat, auf dem Missionsfelde sei ihm erst das wahre Christentum völlig aufgegangen, wobei er sich über seinen alten Seelsorger das Urteil erlaubt: der sei wohl erweckt, aber richtig bekehrt sei er noch nicht.

Leider kommt dergleichen nicht bloß bei jungen Anfängern vor. Ein alter Missionar, dessen Name noch heute von vielen mit Bewunderung genannt wird, fragte einen eben hinausgekommenen jungen Bruder, ob er auch aus Europa noch den alten Menschen mitgebracht habe? Auf das demütige Bekenntnis, daß er mit demselben noch viel zu kämpfen gebe, antwortete jener: „Wart, ich will ihm den Garaus machen; droben in den Dachbalken will ich ihn aufhängen." Ich selbst stand 1865 dem hochgefeierten (von andrer Seite aber gröblich verlästerten) Manne gegenüber und er fing sofort an, seine Sonde auch in meine Seele zu senken, um zu erforschen, ob ich schon richtig bekehrt sei. Wenn ich an seine sonderbare Erscheinung — die behäbige Gestalt im weiten kaftanähnlichen Gewande mit breitem, weißen Klappkragen — an den wohlgepflegten, langen Bart und die schweren goldenen Uhrketten denke, so kann ich mich noch immer nicht des Eindrucks erwehren, daß auch dieser eifrige Arbeiter und Streiter den alten Menschen in Indien nicht ganz los geworden war.

Diese beiden Beispiele mögen zeigen, wie die Arbeit in der Mission nicht eo ipso eine exceptionelle Stellung in Bezug auf die innerste Selbstverleugnung garantiert. Wir sollten in diesem Stücke nüchtern werden. Dasselbe Maß von Selbstverleugnung, das wir von dem Missionar fordern, ist auch uns zur Aufgabe gestellt; und wer es damit ernst nimmt, wird auch den Missionar mit keinem andern Maße messen wollen, als dem, mit dem er sich selber mißt.

Mit den vorstehenden Ausführungen möchte ich jedoch nicht etwa denjenigen, allermeist völlig unberufenen, Kritikern Vorschub leisten, die immer a priori den Charakter der Missionare zu bemängeln bereit sind. Vielmehr freue ich mich, aus meiner Reiseerfahrung den Arbeitern, wie ich sie auf dem Arbeitsfelde selbst kennen lernte, das Zeugnis geben zu können, daß sie sich als treue demütige Nachfolger des Herrn bewähren und daß ihnen selbst jeder Heiligenschein, mit dem die Freunde in der Heimat ihr Bild zu umgeben suchen, tief zuwider ist. Meistens haben sie vielfach Gelegenheit, die eignen Schwachheiten zu fühlen, mit denen sie noch zu kämpfen haben, und hundert kleine Anfechtungen, wie sie bei uns im alltäglichen Leben sich als Hindernisse auf der Bahn des Christen finden, sind auch ihnen nicht erspart. Daß sich unter den Schwachheiten auch vorgefaßte Meinungen, unerkannte Einseitigkeiten u. dergl. finden, sollte uns nicht befremden.

Vielleicht aber ist es für manchen Missionsfreund doch schon gewissermaßen ein Stück Selbstverleugnung, wenn er unter einem Missionar sich nicht etwas Apartes denken soll, sondern soll ihn sich in aller

Nüchternheit vorstellen wie einen gewöhnlichen Christenmenschen bei uns zu Lande.

Doch genug von jener tiefsten Selbstverleugnung, die ohne Unterschied die Aufgabe eines jeden Christen ist. Etwas anders stellt sich die Sache, wenn wir die Weltverleugnung ins Auge fassen. Der Missionar muß in der That vieles aufgeben: sein Vaterland, seine Freundschaft und was daran und darum hängt. Es ist ein Opfer, das wir nicht verkennen wollen, und alle Achtung vor jedem, der im Glaubensgehorsam gegen seinen Gott und Heiland dieses Opfer bringt. Indessen machen wir uns doch vielfach auch darüber unrichtige Vorstellungen. Bei andern Nationen, die schon lange überseeische Besitzungen haben, ist es gar nichts Außergewöhnliches, wenn jemand in irgend einem Berufe sein Vaterland verläßt und in die Ferne zieht. Uns Deutschen imponiert das Weltmeer noch viel zu sehr. Auswandern wird als etwas Schreckliches angesehen, und nur für das Los heruntergekommener Menschen gehalten. In unserm Volksbewußtsein liegt ein tiefgewurzeltes Vorurteil gegen die Berufsthätigkeit im Auslande, mit dem gelegentlich auch die Mission ganz eigentümlich beleuchtet wird, wie z. B. von jener Mutter, die den Generalsuperintendenten inständig bat, ihrem Sohne, dem Kandidaten, eine Pfarrstelle zu geben, da er sonst den verzweifelten Schritt thun, wolle unter die Heiden zu gehen. Es wird hohe Zeit, daß wir uns von diesem Vorurteile los machen, beiläufig schon um unsres Kolonialwesens willen, das mit demselben nie auf einen grünen Zweig kommen könnte. In Missionskreisen hat der die ganze Welt umspannende Reichs-Gottes-Gedanke einigermaßen das Vorurteil überwunden; aber es fehlt auch da noch oft eine klare Schätzung der wirklichen Verhältnisse. Bei den Fortschritten des Weltverkehrs ist es jetzt kaum etwas Größeres, nach Indien zu gehen, als wenn in früheren Zeiten etwa ein Norddeutscher in seinem Berufe nach Süddeutschland übersiedelte. Es kommt doch bei uns manchmal vor, daß einer sich um seines Geschäftes willen von Eltern und Geschwistern auf 10—15 Jahre trennt. Auch aus unserm Vaterlande ziehen um des irdischen Gewinns willen viele ins Ausland. Da sollte es doch immer weniger als eine außerordentliche Selbstverleugnung gelten, wenn jemand als Missionar hinausgeht.[1])

[1]) Immerhin will ich gern anerkennen, daß die Trennung von der Heimat viel Schweres mit sich bringt. Am meisten möchte es empfunden werden, daß trotz des entwickelten Weltverkehrs manche Missionare monatelang auf die Briefe aus der Heimat warten müssen.

Ebenso werden die Gefahren des Missionsberufs noch vielfach überschätzt. Es hört sich schlimmer an, als es in Wirklichkeit ist, wenn einer unter die Heiden geht. Man denkt bei diesem Ausdruck wohl an Wilde, oder gar Menschenfresser. Selbst wo es sich um sogenannte Naturvölker handelt, gewährt meistens schon der europäische Einfluß einen ausgedehnten Schutz und die Fälle von Martyrium der Missionare werden immer seltener.[1]) In Indien aber, einem alten Kulturlande, wo noch dazu die englische Regierung in höchst anerkennenswerter Weise Friede und Ruhe aufrecht erhält, ist Leben und Eigentum der Europäer ebenso sicher, wie in Europa. Freilich muß man auf der Station seinen Wächter haben. Ich kann aber aus eigner Erfahrung sagen, daß man sich gelegentlich so einem braunen Heiden (z. B. einem Fuhrmann) mit größerer Gemütsruhe anvertrauen kann, als unter Umständen einem beliebigen Unbekannten in einer deutschen Großstadt.

Freilich giebts auch in Indien böse Leute, die einen recht ärgern und viele Steine in den Weg legen können, und die Hüter der öffentlichen Sicherheit, die Polizisten in ihren dunkelblauen Uniformen mit gelbem Turban, sind oft selbst dabei beteiligt, trotz des großen Respekts, mit dem sie vor jedem Europäer in großer Unterwürfigkeit salutieren. Die Missionare haben an den Brahmanen meist recht bittere Feinde, ebenso wie vielfach an den Großgrundbesitzern, und beide arbeiten ihnen auf alle mögliche Weise entgegen. Aber dabei ist die persönliche Sicherheit nicht gefährdet.

Noch geringer sind die Gefahren vor wilden Tieren. Ich habe keinen Tiger gesehen und glaube, daß nur wenige von den Missionaren einmal einen solchen zu Gesicht bekommen. Auch eine giftige Schlange sah ich nicht. Zu andern Jahreszeiten freilich zeigen sich diese Reptilien sehr häufig, und es muß ja unheimlich sein, wenn sie bis in die Schlafstuben kommen. Aber bei zahlreichen Schlangenabenteuern habe ich doch nicht gehört, daß ein Missionar in Indien infolge eines Schlangenbisses gestorben sei. Von den Eingebornen freilich fallen jährlich viele den Schlangen zum Opfer, besonders weil sie immer barfuß gehen; der Europäer hat schon durch seine Kleidung einen bedeutenden Schutz. Oft aber haben ja allerdings Missionare sehr deutliche Veranlassung, den gnädigen Schutz ihres Meisters zu preisen.

---

[1]) In China sind freilich in neuerer Zeit wieder einige Missionare ermordet, andere gemißhandelt worden. Doch wurde durch die Vertreter der europäischen Mächte wirksamerweise eingeschritten. Auch sind manche weitere Ausbrüche verhindert worden.

Manchen meiner lieben Gastfreunde würde bange sein, wenn sie es wüßten, daß ich nun auch über die Entbehrungen der Missionare nach meinen Beobachtungen etwas sagen will. Es ist mir mehr als einmal bei Tische mit einer gewissen Ängstlichkeit bemerkt worden: „Sie müssen nicht denken, daß wir das alle Tage so haben." Natürlich wird so ein seltener Besuch aus der Heimat festlich gefeiert. Als Kuriosum sei der Fall erwähnt, in welchem eine Schwester mir zu Ehren eine für eine außergewöhnliche Gelegenheit aufbewahrte Delikatesse opferte, wahrscheinlich ein Freundesgeschenk. Es war mir peinlich, daß die Konservebüchse gerade Spargel enthielt, gegen den ich von Jugend auf eine starke Abneigung habe. Um aber der lieben Schwester ihre Freude nicht zu verderben, habe ich mir die kleine Selbstverleugnung auferlegt und meine Portion verspeist, ohne eine Miene zu verziehen.

Alles, was mir in dieser Art geboten wurde, habe ich lediglich als einen Ausdruck der Freude über meinen Besuch angesehen, in dem das Interesse und die Liebe der heimischen Missionsgemeinde verkörpert erschien. Überhaupt hat man mir vielfach einen Empfang bereitet, der mich hätte eitel machen können, wenn ich mir nicht immer gesagt hätte: „es gilt nicht dir, sondern der Sache". So bin ich denn weit entfernt, mich an meinen lieben Gastfreunden so zu versündigen, wie weiland die berühmte Reisende Ida Pfeifer, die auch von deutschen Missionaren als Landsmännin mit Freuden aufgenommen, als Dank dafür später in die Welt hinausposaunte, die Missionare führten ein sehr bequemes, luxuriöses Leben.

Von manchen englischen Missionaren möchte sich ja allerdings dergleichen sagen lassen; ich weiß von solchen, die drei- bis viermal so viel Gehalt beziehen, wie ein deutscher. Es war erst kürzlich wieder einmal in den anglo-amerikanischen Missionskreisen eine Bewegung, um die Missionare zu größerer Einfachheit zu verpflichten. Dagegen führte freilich ein amerikanisches Blatt aus: die menschlichen Bedürfnisse seien sehr verschieden. Mancher könne mit 1000 Dollar im Jahre fertig werden, während andere 3—4000 gebrauchten. Nun könne man doch Personen der letzteren Klasse, die sich für den Missionsberuf anböten, nicht abweisen, da sie doch ebenso tüchtige und treue Missionare sein könnten, wie die, welche einfachere Lebensgewohnheiten haben. Ich glaube nicht, daß diese Beweisführung für uns überzeugend sein wird. — Eine Kommission, welche von der englischen Methodistenmission in dieser Angelegenheit nach Indien geschickt wurde, hat nichts ausgerichtet, sondern die Anklagen gegen das großartige Leben der Missionare als unbegründet dargestellt.

Andrerseits aber ist schon lange eine extreme Reaktion im Gange. Es giebt in England und Amerika viele Missionsfreunde, die mit Gesellschaften, welche ihren Arbeitern so große Gehälter zahlen und deren Organisation überhaupt bedeutende Mittel erfordert, nichts zu thun haben wollen, vielmehr nur unabhängige Missionare unterstützen. Besonders sind die sogenannten Glaubensmissionare beliebt, Männer oder Damen, die ohne irgend welche Garantie für die nötigen Geldmittel unter die Heiden gehen, im alleinigen Vertrauen auf den Herrn, dessen Reich sie ausbreiten wollen, und der seine Diener wohl versorgt. Dieser Standpunkt leidet offenbar an Unklarheit und solche Unternehmungen werden noch bedenklicher, wenn die Glaubensmissionare rührende gedruckte Berichte an ihre heimatlichen Freunde schicken, in denen geschildert wird, wie sie und ihre Kinder Hunger leiden. Der volle Glaube sollte dergleichen Mittel als Eingriffe in das göttliche Weltregiment verschmähen. — Aber abgesehen von solchem der rechten Nüchternheit ermangelnden Treiben giebt es Missionare, die sich mit vielem Ernste bemühen, im Rahmen der apostolischen Einfachheit zu arbeiten und sich alle irgendwie entbehrlichen Bequemlichkeiten zu versagen. Aber auch für solche liegt die Gefahr der Übertreibung nahe. Man übersieht, daß die heutigen Verhältnisse ganz anders zugeschnitten sind, als die, unter welchen die Apostel lebten und wirkten. Es kommt leicht dahin, daß man mit selbstgewählten Entbehrungen das eigne Leben schädigt und die so wichtige Arbeitskraft verringert. Bei aller persönlicher Anerkennung, die solchen Männern und Frauen gezollt werden mag, liegt doch die Verirrung des Systems auf der Hand. Es kommen auf dem Missionsfelde Beispiele von asketischer Selbstverleugnung vor, die sich den alten Asketen fast an die Seite stellen lassen. Ich habe den Amerikaner Bowen in Bombay nicht mehr kennen gelernt; aber schon seine Photographie zeigt eine Gestalt, der man sofort die mangelhafte Ernährung ansieht. Alle Achtung vor diesem Manne, der viel gearbeitet und gefastet und seine Kräfte im Dienste des Herrn verzehrt hat. Aber vielleicht hätte er mehr geleistet, wenn er in aller Nüchternheit die Wege einer nicht mehr ganz evangelischen Askese vermieden hätte.[1])

---

[1]) Den Indern freilich imponieren solche Gestalten. Ein heidnischer Rechtsanwalt sagte mir im Eisenbahnwagen geradezu, die Missionare würden mehr Erfolg haben, wenn sie ein Leben der Weltentsagung führten. Die Erfolge solcher Akkommodation könnten jedoch nur sehr bedenklich sein. Die Missionare würden damit zu Büßern, Sanyasi, Fagire, die man nach der hergebrachten indischen Auffassung verehren würde. Der Predigt von dem alleinigen Heil aus Gnaden durch den Glauben

Ich habe die beiden Extreme angedeutet. Das Richtige wird auch hier in der Mitte liegen. Es ist einfach Pflicht und Schuldigkeit der heimatlichen Missionsgemeinde, bezw. der betreffenden Missionsleitung, dafür zu sorgen, daß die Leute, welche als ihre Stellvertreter unter die Heiden gesandt sind, ihr tägliches Brot in angemessener Weise erhalten. Reichtum und Überfluß braucht man ihnen nicht zu gewähren; aber vor Armut und Mangel sollte man sie bewahren. Dies ist ja im wesentlichen der leitende Gesichtspunkt, nach welchem unsre deutschen Gesellschaften verfahren. Wie ich das Leben unsrer Missionare auf dem Arbeitsfelde kennen gelernt habe, muß ich bezeugen, daß im großen und ganzen von einem luxuriösen Leben gar nicht die Rede sein kann. Gegenüber andern in Indien lebenden Europäern haben sie ein sehr bescheidenes Dasein, und es wird ihnen oft recht schwer, sich auf dem socialen Niveau zu erhalten, welches eine einflußreiche Stellung zu den Eingebornen erfordert. Bei einem Gehalte von 3000 M., das sie durchschnittlich beziehen, kann man in Indien keine Sprünge machen. Das mit demselben mögliche Leben liegt sogar oft ein paar Grad unter der goldenen Mitte abwärts, in der Richtung nach der soeben charakterisierten Askese zu. In der That müssen sich unsre Missionare in Indien manches versagen, was zur Erhaltung von Kraft und Gesundheit nur billig wäre. Ich habe auf meiner Reise gelegentlich auch an den Ausspruch eines aus holländisch Indien heimgekehrten Missionars denken müssen, der da meinte, wenn er pekuniär wie seine holländischen Kollegen gestellt gewesen wäre, hätte er wohl zehn Jahre länger in der Arbeit bleiben können. — Verkennen wir also nicht, daß bei den vorliegenden Einrichtungen unsern Missionaren immerhin noch ein gut Teil Selbstverleugnung in Bezug auf ihre äußeren Lebensverhältnisse auferlegt ist.

Freilich, wer mit den indischen Verhältnissen ganz unbekannt ist, wird in den Berichten allerlei erwähnt finden, was ihm als unnötiger Luxus erscheint. Da ist die Rede von verschiedenen Dienern, von einem Koch, von einem Reitpferde, von eignem Fuhrwerk, oder gar von dem Palakin, in dem sich der Missionar von Menschen tragen läßt, von Betten mit feinen Vorhängen und was desgleichen mehr ist. Manche Missionsfreunde sind besorgt, daß dergleichen in den heimatlichen Kreisen nicht allzu bekannt werde. Ich hörte z. B. von einem sehr eifrigen süddeutschen Missionsmanne, der einen Missionar bat, er möge doch in

dürften dabei die Thüren leichtlich noch fester verschlossen werden, anstatt sie zu öffnen. Solch ein Missionsasket würde dem indischen Religionssystem, das er bekämpfen will, sogar Vorschub leisten.

seinem Festberichte nichts davon erwähnen, daß er auf seinem Arbeitsfelde zu reiten pflege. — Ich kann jetzt aus eigner Erfahrung bezeugen, daß die oben genannten Dinge in Indien nur zu dem täglichen Brot gehören. Ich habe auch auf deutschen Missionsstationen hohe, luftige Wohnhäuser gefunden, obgleich andre wiederum recht viel zu wünschen übrig ließen. Aber auch die besten sind nur gerade das, was die Rücksicht auf die Gesundheit des Europäers erfordert. Daß die Küche nicht im Hause ist, sondern ein eignes kleines Gebäude bildet, und daß die Frau des Missionars nicht selbst vor dem Feuer stehen kann, ist ganz selbstverständlich. Diejenige, welche trotz aller Warnungen es einer Hausfrau in Deutschland gleichthun wollte, würde einfach ihr Leben aufs Spiel setzen. Fuhrwerk ist unerläßlich, wo auch nur kürzere Wege regelmäßig zu machen sind, das weiß jeder, der einmal versucht hat, in der indischen Sonnenglut zu Fuß zu gehen. Daß der Koch sich nicht das Wasser trägt, und der Pferdeknecht sich nicht das Futter schneidet, liegt in den Verhältnissen der gewerblichen Kaste, die trotz aller Bemühungen der Mission, sie zu überwinden, größtenteils auch noch auf den Missionsstationen ihre Herrschaft ausübt.[1]) Will man ein richtiges Urteil über den scheinbar recht komplizierten Haushalt in einem indischen Missionshause gewinnen, so muß man einmal das Leben und Treiben im Hause eines englischen Beamten mit seiner drei- bis viermal größeren Dienerschar daneben halten. Eine Schilderung desselben würde uns hier zu weit führen. Jeder, der davon etwas zu sehen bekommt, wird den deutschen Missionaren bezeugen, daß sie, mit diesem Maße gemessen, ein außerordentlich bescheidenes Leben führen.

Es kommt auch für diesen Punkt darauf an, daß man bei uns in der Heimat immer mehr eine richtige Vorstellung von den wirklichen Verhältnissen des Missionswerkes gewinnt. Nach dem Phantasiebilde, das sich viele von demselben machen, kommen sie leicht zu einem ungerechten Urteil, das der Kraft und Freudigkeit des heimischen Missionslebens leicht nachteilig werden kann.

Sodann aber sollten wir von der Selbstverleugnung, die wir von den Missionaren erwarten, nie reden, ohne unsre eigne, um der Mission willen geübte Selbstverleugnung zu prüfen. Was geben wir denn für die heilige Sache daran, und was für Entbehrungen

[1]) Die Dienstboten sind vorwiegend Heiden. Auch christliche Köche, die sich das Wasser selber trügen, dürften sich nur vereinzelt finden. Doch wo die Mission unter Aboriginern arbeitet, empfindet man es als eine wahre Wohlthat, daß die Christen nicht durch derartige Nachwirkungen der Kaste gebunden sind.

legen wir uns dabei auf? Die Beiträge, die wir für dieselbe geben, charakterisieren sich in den meisten Fällen gar nicht einmal als wirkliche Opfer, sondern sind oft nur überflüssige Brocken, die von unserm Wohlsein abfallen. Welch eine Ausdehnung würde die Mission gewinnen, wenn ein jeder Missionsfreund dasselbe Maß von Selbstverleugnung, das er von unsern zu den Heiden gesandten Stellvertretern fordert, sich selbst auferlegen würde![1]) Seien wir in diesem Stücke schärfer gegen uns selbst und milder gegen die Missionare, denen wir nicht ein Joch auflegen sollten, das wir selber nicht tragen wollen.

Ich muß aber noch ein paar andre Punkte erwähnen, in denen dem Missionar Opfer auferlegt werden, die wir nicht gering anschlagen sollten, zunächst das Klima. Ich habe Indien nur in der besten Jahreszeit, Oktober bis Februar, kennen gelernt. Auf den höher gelegenen Gebieten herrschte bei gleichmäßig unbewölktem Himmel eine wahre Frühlingsluft, die nur in den mittleren Tagesstunden unangenehmer Hitze wich. Im Tieflande freilich habe ich es erlebt, daß die während der Nacht auf 19° R. gesunkene Temperatur als angenehme Abkühlung empfunden wurde. Wäre ich 1—2 Monate länger geblieben, so würde ich die heiße Zeit kennen gelernt haben, in der wochenlang die Abkühlung nur auf 26° erfolgt, zuweilen nur auf 28. Bei Tage aber

[1]) Es wäre hier wohl am Platze, einen Exkurs über ein geeignetes Maß der Missionsopfer in der Heimat beizufügen. Ich fürchte jedoch, daß ich damit der evangelischen Freiheit zu nahe kommen möchte. Die Versuche, die mir auf diesem Gebiete begegnet sind, litten an der Gefahr einer gesetzlichen Werkthätigkeit. Nur der eine, den ich einmal in einer Missionsfestpredigt ausführen hörte, sei hier erwähnt. Der Prediger schob es den Hörern in das Gewissen, ein Tausendstel von ihren Jahreseinnahmen für die Mission zu geben. Das scheint mir denn doch etwas sehr gering eingeschätzt, zumal unter Verhältnissen, wo zehn- oder fünfzigmal mehr für Cigarren oder Bier und andre Genüsse und Vergnügungen verausgabt wird. Dabei könnte doch von Selbstverleugnung überhaupt nicht die Rede sein. — Ich meine, die Bestimmung der Höhe des Missionsbeitrages sollte bei jedem Christen aus eigenster, innerster Entschließung hervorgehen. Als Unterlage für eine solche sollte ein jeder sich klar machen, wieviel von seinen Ausgaben wirklich unter die Rubrik des Notwendigen und wieviel unter die des Luxus fällt. Diese Begriffe sind schwankend; wer aber auf Standesgenossen, die weniger haben und einfacher leben, als er selbst, sieht, wird unschwer manche Fingerzeige finden, wie er von seinem Überfluß etwas abbrechen kann zum Besten des Reiches Gottes. Daß dabei die Heidenmission nicht etwa den mancherlei Arbeiten christlicher Barmherzigkeit nur koordiniert werden, sondern diesen allen zusammen gleichwichtig geachtet werden sollte, ist nicht mehr als billig. Jedenfalls sollten ernste Christen sich nicht mit gelegentlichen Gaben für die Mission abfinden, sondern in ihren Etat nach gründlicher Erwägung einen Posten einfügen, der eine wirkliche Darangabe repräsentiert.

zeigt das Thermometer im Schatten gleichmäßig 34° oder darüber. Die entsetzlichen Glutwinde, die die ganze Luft mit feinem Staub erfüllen, seien nur im Vorübergehen erwähnt. Nach übereinstimmenden Zeugnissen verlieren auch gesunde Naturen in dieser Zeit ihre physische und psychische Energie. Der Organismus funktioniert nicht mehr wie sonst, man kann nichts essen ohne besondere Reizmittel, und oft kommen die Speisen unberührt vom Tisch. Des Nachts liegt man größtenteils schlaflos auf dem Lager, auch wenn der große über demselben angebrachte Fächer beständig in Bewegung erhalten wird. Man kommt herunter, magert ab und ist deprimiert, wenn man die Seinigen leiden sieht, ohne ihnen helfen zu können. Kommt dann noch das Fieber dazu, so wird das Maß des Elends voll. Viele erliegen dem Klima oder werden wenigstens in ihrer Lebenskraft geknickt. Ich habe alle Achtung vor einem jeden, der auch nur eine heiße Zeit in Indien um des Herrn willen zubringt.

Die Missionsgemeinde in der Heimat und insonderheit die Missionsleitungen sollten alles daransetzen, um den Missionaren das vom Klima erforderte Opfer möglichst zu erleichtern. Die Gelegenheit dazu ist durch die Hochländer im Norden wie im Süden Indiens gegeben, welche über die geschilderte heiße Zeit erhaben sind. In der Höhe von 7—8000 Fuß auf den Vorbergen des Himalaja und im Süden auf etlichen Bergknoten, die die Ghâts überragen (Nilagiri und Palni), sind Gesundheitsstationen angelegt, die zum Teil schon durch Zahnradbahnen leicht zugänglich gemacht worden sind. Ich habe selten Menschen mit solcher Begeisterung von etwas Irdischem reden hören, wie Missionare von ihrer Sommerfrische, die sie in einem solchen Sanitarium zubringen durften. Ein Vater zeigte mir zwei Kinder, die — menschlich geurteilt — nur durch den Aufenthalt in einem solchen am Leben erhalten waren. Engländer und Amerikaner thun in diesem Stücke viel mehr als wir Deutsche. In einer amerikanischen Mission sind sogar alle Missionare verpflichtet, jede heiße Zeit in den Bergen zu verbringen. Diese Maßregel geht vielleicht etwas weit und hat für die Arbeit vielleicht doch nachteilige Folgen. Viele deutsche Missionare aber genießen solche Wohlthat erst, wenn Krankheit schon zu besonderen Maßregeln drängt. Dafür aber kommt es oft genug vor, daß der Luftwechsel auf den Bergen nicht mehr ausreicht, sondern daß der Patient vom Arzte kategorisch heimbeordert wird. Rechnet man die Kosten der Erholungsreisen nach Europa, die sich durch regelmäßige Benutzung der Sanitarien ersparen ließen und nimmt dazu auch das Maß von Arbeitskraft, das dadurch ebenfalls gespart werden könnte, so wird man diese Bergstationen nicht

mehr als eine außerordentliche Aushülfe in den dringendsten Fällen ansehen. Es ist sehr erfreulich, daß zwei deutsche Gesellschaften, die Leipziger und die Hermannsburger, in neuster Zeit mit Errichtung eigner Sanitarien auf den Palnibergen vorgegangen sind.[1]) Ich denke, es wäre keine unbillige Forderung, daß die Christen in der Heimat, um Leben und Gesundheit der Missionare zu schonen, abgesehen von ihren bisherigen Missionsgaben, sich angemessene Opfer auferlegten. Ich möchte es womöglich jedem deutschen Missionar gönnen, daß er alle zwei Jahre einmal solche Luftveränderung hätte. Dieselbe, wenn auch nach längeren Zwischenräumen, wäre auch für diejenigen angezeigt, welche in mittlerer Region, also etwa 3000′ über dem Meere arbeiten, in einer viel erträglicheren, aber keineswegs fieberfreien Lage.

Fast noch schwerer, als das vom Klima auferlegte Opfer, ist die notwendige Trennung der Missionare von ihren Kindern. Europäische Kinder, die in Indien aufwachsen, verkümmern, wie Pflänzchen, die in großer Hitze gepflanzt wurden. Die körperliche Entwicklung erfordert es, daß sie etwa im Alter von 6—8 Jahren in ein kälteres Klima gebracht werden.[2]) Aber auch mit Rücksicht auf die vergiftete heidnische Atmosphäre ist es nötig, sie in eine gesundere, sittlich reinere Umgebung zu bringen. Man kann sich nur schwer eine Vorstellung machen von dem Einfluß der indischen Dienstleute und überhaupt der Eingebornen auf die Kinder der dort lebenden Europäer. Wenn Eltern das Opfer scheuen und die Kinder zu lange bei sich behalten, so haben sie es wohl meistens nachher bitter zu bereuen. Daher ergeben sich die meisten, obwohl mit blutendem Herzen, in die notwendige Trennung. Wenn sie die Kinder nach 10—12 Jahren wiedersehn, sind diese ihnen in manchen Stücken doch recht entfremdet. — Da haben wir also auch ein Stück echter Selbstverleugnung, die der Beruf des Missionars erheischt. Und wenn Missionsfreunde etwas thun können, um solchen Kindern hier in der Heimat einen geringen Ersatz zu bieten für die Elternliebe, so sollten sie dazu, selbst mit Opfern, gern bereit sein.

---

[1]) Die Leipziger hatte bereits ein Häuschen auf den Scherwaräibergen, das aber nicht nur zu beschränkt war, sondern auch bei zu geringer Höhe nicht fieberfrei lag. Die Baseler haben solche Stationen auf den Nilagiri und auf dem Kudremukh, einem Gipfel der Ghats in der geogr. Breite von Mangalur.

[2]) In Westafrika sind die Verhältnisse noch weit ungünstiger; man muß die Kinder im zweiten oder dritten Lebensjahre heimschicken, wenn sie sich gesund entwickeln sollen. — In Indien könnte man vielleicht Kinderstationen auf den Bergen anlegen, von denen man freilich in der kühlen Zeit nach einem geschützteren Orte übersiedeln müßte. Ich habe nicht gehört, ob derartige Versuche gemacht worden sind.

Auf einem andern Gebiete liegt die Selbstverleugnung, welche ich hier an dritter Stelle zu erwähnen habe, die möglichste Darangabe der nationalen Eigentümlichkeiten. Der große Missionar St. Paulus bekennt von sich, daß er den Juden als ein Jude und jedermann allerlei geworden sei (1 Kor. 9, 20. 22). Geht nun auch der Hauptgedanke der angeführten Stelle nach einer etwas andern Richtung, so ist doch so viel gewiß, daß hier eine Akkommodation angedeutet wird, in der der Missionar selber denen möglichst nahe kommt, denen er das Evangelium bringen will. Je weiter die Kluft ist zwischen den beiden, desto geringer ist die Aussicht auf Erfolg. Viele Eigentümlichkeiten in Tracht, Sprache, Lebensgewohnheiten u. s. w. scheiden den fremden Missionar von den Eingebornen. Die Notwendigkeit einer Akkommodation, die diese Kluft überbrückt, ist mir in Indien nach eigner Beobachtung sehr einleuchtend geworden. „Den Indern als ein Inder zu werden" sollte die Losung für jeden dort arbeitenden Missionar sein. Selbstverständlich ist hier nicht von einer mechanischen Anbequemung an alle indischen Eigentümlichkeiten die Rede. Wo dieselben mit dem Christentum nicht vereinbar sind, ergiebt sich ganz von selbst die Schranke.[1]) Keinem Missionar sollte einfallen, auch nur ein Jota seines Christentums preiszugeben, um den Eingebornen gefällig zu werden und sie heranzuziehen. Wie die Katholiken jene Grenzlinie vielfach übersehen, darauf gehe ich hier nicht ein. Sie haben freilich eine Akkommodation, die oft geradezu zur Verleugnung wesentlicher Stücke des Christentums führt. Der evangelische Missionar aber sollte alles dasjenige von seinen Eigentümlichkeiten darangeben können, was er unbeschadet seines Christentums darangeben kann. Hier gilt es, daß ein christlicher Europäer möglichst zu einem christlichen Inder werde, auf daß er die indischen Heiden zu indischen Christen mache.

Es giebt ein weites Gebiet nationaler Eigentümlichkeiten, welche durch das Evangelium nicht beseitigt werden können oder beseitigt zu werden brauchen, wenngleich sie einer Läuterung und einer Durchdringung mit christlicher Lebenskraft bedürftig sind. Vor allem ist hier die Sprache zu nennen, als das Kennzeichen, wodurch der Missionar sich zunächst von denen unterscheidet, die sein Missionsobjekt bilden. Daß er die fremde Sprache zu lernen hat, versteht sich von selbst. Es sollte aber nicht bloß eine äußere Aneignung der fremden Wörter, Formationen

[1]) Es sind Beispiele vorgekommen, daß glaubenslose Europäer in seltsamer Schwärmerei sich so hindusierten, daß sie selbst den Götzendienst mitmachten. Das sind Zerrbilder von der Akkommodation, die Paulus meinte.

und Gefüge sein. Wer die Sprache nur als ein mechanisches Mittel für seine Zwecke benutzen wollte, würde nicht weit damit kommen. Der rechte Missionar lebt sich so in die Sprache hinein, daß sie wirklich für seine ganze Berufsthätigkeit seine Sprache wird — und oft noch ein gut Stück darüber hinaus. Ich habe Eltern auch mit ihren Kindern Hindi oder Tamil sprechen hören und verschiedene alte Missionare kennen gelernt, denen ihre Muttersprache nicht mehr völlig geläufig war. Dieses (wenn auch nur teilweise) Darangeben der geliebten Muttersprache ist ein ganz bedeutendes Stück Selbstverleugnung, die wir nicht gering anschlagen wollen. Es kommt dazu, daß das Lernen der indischen Sprachen gar nicht leicht ist. Schon die Schrift mit mehr als 50 Konsonantenzeichen, deren viele wieder zu je zweien miteinander verbunden ganz besondere Gestalt annehmen, sowie ihre Zusammensetzung mit den Vokalen — alles das zu bewältigen macht viel Mühe. Noch mehr ist das zu sagen von der Aussprache mancher uns ganz fremdartiger Laute, z. B. der Cerebralen, T-Laute, die unserm Ohr wie R klingen, oder jenes tamulischen L, das zugleich ein R ist und überdies noch etwas von einem Zischlaut in sich hat. Dazu gehören andre Sprachwerkzeuge, als wir sie von Europa mitbringen. Nur durch anhaltende Übung gestalten sich die Organe so um, daß sie derartige Laute treffend hervorbringen können. Alle Achtung vor den Brüdern, die es damit ernst nehmen und dem Hindu ein Hindu, dem Tamulen ein Tamule, dem Malabaren ein Malabare werden. Wenn man so einen gemütlichen Schwaben, dem sonst die deutschen Worte breit und weich aus dem Munde gehen, hört, wie ihm fremdartige Laute, harten Granitquadern gleich, von den Lippen springen, so bekommt man einen Eindruck von der Umwandlung, deren sich ein Missionar unterziehen muß, um sich dem heidnischen Volke zu akkommodieren.

Es giebt freilich Missionare, die dieser Selbstverleugnung aus dem Wege gehen. Wohl erwähne ich gern rühmend auch englischer und amerikanischer Brüder, welche die Landessprache trefflich bemeistert haben. Aber es giebt auch solche, die das Englische als Missionsmittel gebrauchen, besonders da, wo der Schwerpunkt in das Schulwesen verlegt wird. Von einem berühmten Missionar, der Tausenden von indischen Jünglingen eine englische Bildung gegeben hat, hörte ich: „Er versteht nicht so viel von der Landessprache, daß er einem Droschkenkutscher Bescheid sagen könnte.“ Ich selbst war bei einer Straßenpredigt beteiligt, und man nötigte mich, eine englische Ansprache zu halten. Desgleichen that der Missionar, der augenscheinlich die Landessprache nicht beherrschte,

in welcher nur eingeborne Freunde und Gehilfen zu dem Volkshaufen redeten, unter dem nur wenige des Englischen mächtig sein mochten. Auch kommt es immer noch vor, daß das Evangelium durch Dolmetscher verkündigt wird, was doch nur in ganz dringenden Fällen als ein geringer Notbehelf geschehen sollte, denn beim Dolmetschen können leicht sehr schlimme Mißverständnisse mit unterlaufen. Nicht viel besser ist es, wenn der Missionar ohne die Kenntnis der betreffenden Sprache sich für die Predigt ganz auf seine eingebornen Gehilfen verläßt, mit denen er selbst nur englisch verkehrt. Wer nicht Selbstverleugnung genug hat, die fremde Volkssprache gründlich zu lernen, der sollte lieber nicht Missionar werden. Andrerseits macht es immer einen tiefen Eindruck und bildet an sich schon eine wichtige Unterstützung der Missionsarbeit, wenn jemand die Sprache so lernt, daß die Eingebornen trotz andrer großer Unterschiede sagen: „Der Sahib ist geworden wie unser einer.“[1])

Aber die Sprache hat nicht bloß die lautlich hörbare Seite. Die Griechen unterscheiden zwischen *λόγος προφορικὸς* und dem *λόγος ἐνδιάθετος*. Nur der lernt eine Sprache recht reden, der sie auch denken lernt. Es bleibt etwas sehr Unbehilfliches, so lange der Sprechende noch in seiner Muttersprache denkt und jeden Satz, wenn auch noch so geschickt und fließend, in die fremde Sprache überträgt. Es kommt vielmehr darauf an, sich so in die fremde Denkweise einzuarbeiten, daß keine Übersetzungsarbeit mehr erforderlich ist. Dazu gehört eine ganz

---

[1]) Das Erlernen der fremden Sprache erfordert ein ganz besonderes Maß von Arbeitskraft. Ich bedaure die jungen Missionare, die diese Arbeit ganz und gar in dem heißen Indien zu machen haben. Alles von der fremden Sprache, was sich in der Heimat schon erlernen läßt, sollte man hier schon lernen. Ein halbes Jahr zur Spracherlernung in Indien kostet sehr viel mehr Geld und Kraft als in Deutschland. Dazu kommt, daß man in Indien meist einen Sprachlehrer, Munschi, benutzen muß, der nicht die mindeste Kenntnis von unsern grammatischen Kategorien besitzt. Es ist eine wahre Quälerei für den jungen Missionar, durch täglichen, stundenlangen Verkehr sich mit einem solchen Manne so einzuarbeiten, daß man sich überhaupt mit ihm verständigt. Es wäre das ganz anders, wenn jeder angehende Missionar einen klaren Einblick in den grammatischen Bau der fremden Sprache, sowie den sicher angeeigneten Vorrat von einigen tausend Wörtern mitbrächte. Da meistenteils heimgekehrte Missionare vorhanden sind, die den Unterricht erteilen könnten, wäre eine solche Erlernung der Anfangsgründe in der Heimat gar nicht unmöglich. Es war mir auffallend, wie günstig die jungen Brüder der Leipziger Mission gestellt sind, welche hier bereits ein halbes Jahr Tamulisch getrieben haben. Das eigentliche Sprechenlernen, das freilich nur im Lande selbst geschehen kann, wird ihnen viel leichter als denen, die von dem eigentümlichen Bau der Sprache noch keine Ahnung haben.

bedeutende Selbstverleugnung. Die Tamulen haben ein Sprichwort: „Wer eine fremde Sprache lernt, bekommt eine zweite Seele.“ Das ist eben nur möglich unter Darangabe eines Stücks vom eignen innern Leben. Für den Missionar ist solch eine Veränderung noch ganz besonders schwierig, da es ihm nicht bloß auf die Eingewöhnung in die fremde Gedankenwelt ankommen darf. Letztere ist von heidnischem Geiste durchzogen. Die Begriffe und Gedanken müssen gereinigt und mit christlichem Geiste erfüllt werden. Der Missionar muß christlich-indisch denken lernen, um in wirksamer Weise den Herzen nahe zu kommen. Gebraucht er nur einfach die unsern Worten entsprechenden fremden Ausdrücke, so wird seine Predigt großenteils ihren Zweck verfehlen. Die Differenz zwischen unsern und den fremden Begriffen ist so bedeutend, daß bei ihrer Nichtbeachtung eine innere Verständigung nicht möglich ist. Man vergleiche darüber den trefflichen Aufsatz von G. Stosch: „Einige Grundbegriffe der Religion in tamulischer Sprache“ (Allg. M.-Ztschr. 1891, 268 ff., 339 ff.). Der Inder denkt eben bei Wörtern wie Gott, Seele, Sünde, Gerechtigkeit u. s. w. ganz etwas anderes als wir.

Leider wird diese schwierige Aufgabe noch viel zu wenig erkannt. Mancher Missionar hat keine Ahnung davon, daß er mit seinen hergebrachten Begriffen und Gedankengängen einer ganz fremden Welt gegenübersteht, die er nicht, ohne sich auf ihren Grund und Boden zu begeben, zu sich herüberziehen kann. Ein junger Missionar sagte zu mir: „Ich gebe mich mit den Lehren der Heiden nicht viel ab. Es kommt nur auf das Herz an. Das Menschenherz ist überall dasselbe, und ich habe durch Gottes Gnade mein eignes Herz kennen gelernt.“ Der Irrtum liegt auf der Hand. Das gesprochene Wort kommt doch nur durch das Mittel des Gedankens an das Herz. Verfehlt der Gedanke seinen Weg, so kann auch das Herz nicht an der rechten Stelle berührt werden.[1]) Ich glaube, die Mission in Indien würde schon bedeutendere Erfolge aufzuweisen haben, wenn alle Missionare in diesem Stücke recht gelernt hätten, den Indern wie Inder zu werden. Ich meine, schon in der Ausbildung der Missionare sollte diese wichtige Aufgabe klargestellt und ihre Lösung vorbereitet werden.

Zuweilen versucht man die Akkommodation in Bezug auf die äußeren Eigentümlichkeiten, durch welche jene andre freilich

[1]) Durch Beweisung von Liebe und Barmherzigkeit kann man wohl auch ohne Worte Einfluß auf das Herz bekommen; hier aber handelt es sich nur um die wörtliche Verkündigung des Evangeliums.

nicht ersetzt werden kann. Dabei wird manches recht verkehrt angefangen. Wenn ein Europäer indische Kleidung anlegt, den Turban aufsetzt und barfuß geht, seinen Reis mit den Fingern ißt, beim Trinken nicht die Lippen an das Gefäß setzt u. s. w., so wird dadurch meistens sehr wenig ausgerichtet. Das Volk ist nicht imstande, auch nur entfernt die Beweggründe solches Gebarens zu verstehen. Gelegentlich kann es zu schlimmen Mißverständnissen führen. Ich sah auf der Straße in Bombay eine junge englische Dame, mit der Sari bekleidet, barfuß, unter der Menschenmenge, wie sie das Blatt der Heilsarmee zum Verkauf ausbot. Ich konnte nur mit tiefer Betrübnis diese Verirrung der Missionsmethode ansehen. Nach indischen Begriffen wird eine so auftretende Person unweigerlich für eine feile Dirne gehalten. Man denke, was das für ein Licht auf die Religion werfen muß, für die man auf diese Weise Anhänger zu gewinnen sucht. Von einem andern hörte ich, der in seiner Akkommodation so weit ging, sich als christliches Kastenzeichen (sic!) ein rotes Kreuz auf die Stirn zu malen, so wie die Inder das Zeichen ihres Gottes tragen. Das führt zuletzt zu der Betrügerei, wie sie Roberto de' Nobili raffinierterweise geübt hat — freilich ohne bleibenden Erfolg. Alle Versuche in äußerer Erscheinung und Lebensgewohnheiten, den Eingebornen ganz gleich zu werden, kann ich nur für verfehlt halten.

Aber mag auch der Missionar von der Annahme der fremden Tracht und Lebensweise dispensiert sein, es bleiben doch noch viele indische Eigentümlichkeiten, unter die er sich fügen lernen sollte. Die Begriffe des Anstands, der guten Sitte und der Reinlichkeit sind in Indien so weit von den unsrigen verschieden, daß der dort lebende Europäer sich manches ab- und anderes angewöhnen muß, wenn er nicht oft groben Anstoß geben will. Viele, namentlich weltliche Beamte, Kaufleute und andere, setzen sich mit Verachtung über die Natives und ihre Auffassung hinweg. Mir scheint das überhaupt eine unchristliche Rücksichtslosigkeit. Vor allem aber sollte sich ein Missionar dergleichen nicht zu schulden kommen lassen. Wie könnte er darauf rechnen, Einfluß zu gewinnen bei denen, vor welchen er sich als ein unanständiger, ungeschliffener und taktloser Mensch benimmt? Es sind in der That nur geringe Stücke von Selbstverleugnung, die man sich in dieser Beziehung aufzulegen hat, um Anstoß zu vermeiden. Man sollte meinen, ein verständiger Mensch würde z. B. nicht mit der linken Hand grüßen, wenn er erfahren hat, daß dies bei den Eingebornen als grobe Beschimpfung gilt, oder würde auf dem Postbureau nicht an einer Briefmarke lecken,

wenn er weiß, daß der Inder dies nur mit Ekel ansehen kann. Er sollte es sich gefallen lassen, wenn man ihm einen Kranz von gelben Blumen um den Hals hängt, denn das ist das Zeichen der Ehrerbietung und sollte die zwei kleinen Zitronen, die der höfliche Inder bei jedem wichtigeren Besuche überreicht, nicht zurückweisen.[1])

Leider lassen sich namentlich junge Missionare in solchen Sachen manche Verstöße zu schulden kommen, und zwar nicht bloß aus Unkenntnis. Ich weiß von einem, der sich „sein gutes Recht, seine Frau öffentlich am Arme zu führen oder ihr auch gelegentlich in Gegenwart andrer Leute einen Kuß zu geben", nicht wollte nehmen lassen. Er ahnte wohl nicht, was für schwere Riegel er damit jedesmal dem Erfolge seiner Missionsarbeit vorschieben würde. — Auf diesem Gebiete ist sicherlich die selbstverleugnende Akkommodation am Platze. Es sollte auch dafür gesorgt sein, daß die nach Indien kommenden Anfänger bereits einigermaßen wüßten, was dort schicklich, und was unschicklich ist. Ein Kursus über indische Anstandslehre wäre sicherlich in den betreffenden Missionshäusern am Platze; denn wer dergleichen erst in Indien gelegentlich lernt, muß oft viel Lehrgeld geben.

Übrigens sind die Grenzen dieses Gebietes nicht fest zu normieren, und läßt sich auch in diesem Stücke keinem ein Gesetzesjoch auflegen. Sachkenntnis, bereitwillige Rücksichtnahme[2]) und vor allem Takt, das sind die drei Stücke, nach denen ein jeder in eigener Erwägung finden wird, wie weit er gehen kann und soll, um in äußerer Sitte und Gewohnheit den Indern nahe zu kommen. Mancher geht darin weiter als andre. Ich sah einen Missionar, der im Kreise seiner braunen Katechisten wie diese sein Betelblatt mit Arekanuß kaute, ohne daß man ihm die Überwindung von Widerwillen anmerkte. Es trug das auch wohl dazu bei, daß man ihn rühmte: „Er ist wie unser einer". Ich möchte das Betelkauen nicht allen zum Gesetz machen. Aber selbst, wer keinen Versuch dieses Genußmittels wagt, wird als ein taktvoller Mensch nie das angebotene grüne Päckchen ausschlagen, sondern es annehmen, in der Hand behalten und mit nach Hause nehmen.

Bei den Engländern wird übrigens die Anbequemung an die Landessitte zum Teil durch ein starkes nationales Selbstbewußtsein erschwert. Was trotzdem in diesem Stücke auch auf englischen Missionsstationen geleistet

---

[1]) Ein Missionar, der schon lange im Lande weilt, erzählte mir selbst, daß er solche heuchlerische Gabe von heidnischer Seite abgelehnt habe.

[2]) Vergl. 1 Kor. 8, 13.

wird, verdient um so mehr Anerkennung. Vielfach aber lehnen sie überhaupt die selbstverleugnende Akkommodation ab, verlangen vielmehr, daß die Eingebornen ihre Sitten und Gewohnheiten aufgeben und dafür die englische annehmen sollen. Da wird die Selbstverleugnung dem Missionsobjekt zugeschoben und die Mission wird mit dem Europäisieren oder Anglisieren identifiziert. Daß ich letzteres für verfehlt halte, brauche ich hier nicht auszuführen. Wohl verlangt die Mission von ihrem Objekt eine großartige Selbstverleugnung. Ein Heide muß viel aufgeben und abthun, wenn er in Christi Nachfolge eintritt. Um so mehr sollte aber kein Mensch berechtigt sein, ihm irgend etwas von seinem bisherigen Leben, das mit der Gemeinschaft Christi vereinbar ist, zu verbieten. Die Macht des Volkslebens selbst ist denn auch groß genug, daß überall in den indischen Christengemeinden die indischen Lebensgewohnheiten im großen und ganzen ungebrochen weiter wachsen. Nur wenige nehmen europäische Tracht und Lebensgewohnheiten an, ebensowenig wie sie trotz aller Bemühungen um Einführung der englischen Sprache in absehbarer Zeit ihre Muttersprachen verleugnen werden.

Ein wichtiges Gebiet, auf dem die Selbstverleugnung nicht von dem Volke zu fordern, sondern von dem Missionar zu üben ist, scheint mir weiter die Kunst zu sein. Da ich jedoch nächstens einen besonderen Vortrag[1]) über diesen Gegenstand zu halten beabsichtige, will ich ihn hier übergehen.

Viel Selbstverleugnung wünschte ich weiter in Bezug auf kirchliche Besonderheiten. Ganz zu schweigen von der nimmer ruhenden Befehdung der evangelischen Mission seitens der katholischen Kirche, bildet die konfessionelle Zerspaltung und Zersplitterung in der ersteren ein schlimmes Hindernis erfolgreicher Arbeit. Zwar ist auch der Hinduismus nichts weniger als einig. Schiwaiten und Wischnuiten stehen einander viel schroffer gegenüber, als dies irgendwo jemals mit Lutheranern und Reformierten der Fall war. Dazu giebt es auch in Indien viele kleinere religiöse Sekten, deren jede das Ihrige sucht. Trotzdem werfen sie den Christen vor, sie könnten die Wahrheit nicht haben, da sie selbst untereinander nicht übereinstimmten. Noch schlimmer aber wirkt die Zersplitterung, wo sie zur Rivalität wird. Leider kommt es in Indien nicht selten vor, daß Vertreter einer Denomination der andern Bekehrte

---

[1]) Siehe Nr. 4.

abwendig machen. Überhaupt wird vielfach so missioniert, als wenn nur in der betreffenden Denomination das wahre Heil sei. Die Baptisten suchen die Heiden zu Baptisten zu machen, die Methodisten werben für den Methodismus. Auch Presbyterianer und Kongregationalisten arbeiten manchmal so, als wenn nur bei ihnen das Heil wäre, und die hochkirchlichen Anglikaner sprechen es geradezu aus, daß die Missionare aller übrigen Sekten nur dazu da seien, die Leute aus dem schlimmsten Sumpfe des Heidentums herauszuholen; nachher komme die allein berechtigte anglikanische Kirche mit der bischöflichen Succession, um alle Bekehrten in ihren Schoß zu sammeln. Auch Lutheraner arbeiten in Indien, die ebenfalls den Anspruch erheben, daß nur ihre Kirche die wahre sei. — Es ist kein erfreulicher Anblick, in einem heidnischen Dorfe, dessen Bewohner teilweise Christen geworden sind, drei Kirchen nebeneinander zu sehen.

Nun haben die Missionare ja freilich unsres Heilands herzliche Bitte um die Einigkeit seiner Jünger nicht vergessen. Es wird viel davon geredet und viel darum gebetet. Die Vertreter der meisten Denominationen vereinigen sich dann und wann zu gemeinsamen Versammlungen; nur die der Ausbreitungsgesellschaft, der Leipziger und der Hermannsburger Mission beteiligen sich bei solchen nicht. Meist geht es auf jenen Konferenzen recht brüderlich zu. Man fühlt sich gehoben in dem Bewußtsein, einem Herrn zu dienen. Dort schweigen die trennenden Besonderheiten; aber sie werden nicht beseitigt. Man vermag nicht die Eigenheit daranzugeben. Wohl bemühen sich manche Gesellschaften, mit ihren Nachbarn auf dem Arbeitsfelde Friede zu halten, und es giebt einige schöne Beispiele von gemeinsamer Wirksamkeit, sowie auch von uneigennütziger Übergabe einzelner Stationen oder Gebiete an eine andre Mission, wenn durch irgend welche Umstände deren Vertretern sich dort eine erfolgreichere Wirksamkeit eröffnete. Aber es giebt Denominationen, die von dem Fischen in fremdem Fischteich nun einmal nicht ablassen, wenn ihre Vertreter auch auf den Konferenzen mit schönen Worten in das Lob christlicher Einigkeit mit einstimmen. Bisher hat man noch nicht versucht, energische Maßregeln gegen die Rivalität zu verabreden und ins Werk zu setzen. Wenn einmal über Missionary Comity (d. i. wohlanständiges Verhalten der verschiedenen Missionen zu einander) verhandelt wird, so bleibt es schließlich doch immer bei schönen Worten und frommen Wünschen.

Im großen und ganzen hat man den Eindruck, daß die einzelnen Denominationen mit außerordentlicher Zähigkeit ihre Eigentümlichkeiten

festhalten und gelegentlich fast zur Hauptsache machen. Ich wohnte der Konferenz sämtlicher Baptistenmissionare von Bengalen bei. Ich wurde mit großer Freundlichkeit aufgenommen, und zum Teil konnte ich mich unter ihnen wirklich wie ein Bruder unter Brüdern fühlen. Schließlich aber mußte ich mir doch sagen lassen, mir fehle nur noch eins — nämlich daß ich Baptist werde. Ein andermal reiste ich in der Eisenbahn mit einem methodistischen Ehepaare zusammen, die in demselben Wagen eben einen englischen Soldaten und seine Frau bekehrt hatten, wovon sie mir voll Lobens und Dankens erzählten. Als ich mir gegen diese schnelle Bekehrung doch einige Bedenken zu erheben erlaubte, begannen sie mit aller Anstrengung, mich selbst zu bekehren. Der Dame liefen die hellen Thränen über die Wangen, als sie tief bewegt mit zitternder Stimme mir sagte: „Teurer Bruder, jetzt ist der Herr Ihnen näher denn je; lassen Sie diese Stunde nicht vergeblich vorübergehen.“ Sie meinten mich erst zu einem rechten Christen zu machen, wenn sie mich zu einem Methodisten machen könnten. Dasselbe aber versuchen Leute dieser Denomination nicht selten mit braunen Christen, oder Anhängern andrer Missionare. Ein schwedischer hatte in achtjähriger Arbeit das Vertrauen von etwa 50 Leuten gewonnen, die sich zu ihm hielten. Ein Methodist machte sich mit diesen bekannt und taufte sie ohne ihre Zustimmung und ohne daß sie auch nur darüber klar waren, was mit ihnen geschah. Man könnte eine ganze Reihe ähnlicher Übergriffe zusammenstellen.

Doch genug von diesem schweren Schaden der evangelischen Mission. Geheilt werden könnte er nur durch allseitige, gründliche Selbstverleugnung. In Praxi ist das Ziel der Mission meistenteils so gefaßt, als komme es darauf an, der eignen, sichtbaren Kirche möglichst viele Mitglieder zu gewinnen. Darauf sollte die rechte Missionsarbeit verzichten und sich *lediglich bemühen, die Heidenvölker in die Jüngerschaft Christi zu bringen*, wie er selbst befohlen hat.

Nun weiß ich ja wohl, daß ein konfessionsloses Christentum eine Utopie ist, und daß jeder Versuch, die Idealkirche in dieser sichtbaren Welt zu realisieren, nur zu weiterer Zersplitterung der sichtbaren Kirche führt. Mögen daher die vorhandenen Denominationen immerhin im Rahmen ihrer besonderen Formen das Missionswerk treiben, wenn sie die letzteren nur immer als die endlichen, wandelbaren Formen gegenüber dem ewigen unwandelbaren Inhalt erkennen wollten. Wo in solcher Erkenntnis *von allen den trennenden Besonderheiten der Accent zurückgezogen und aller Nachdruck allein auf das*

allen Denominationen gemeinsame Kerygma gelegt würde, da wäre eine edle Selbstverleugnung, die unter Beseitigung jener Rivalitäten und ärgerlichen Befehdungen für das Gedeihen der Mission gesegnete Früchte bringen würde, und auch die wohlthätigen Rückwirkungen auf die zersplitterte Christenheit daheim würden nicht ausbleiben.

Aber noch habe ich das Gebiet der Selbstverleugnung in der Mission nicht erschöpft. Wenden wir unsre Blicke nochmals auf die heimatliche Missionsgemeinde. Die Mission ist ihr Kind, das ihr viel in Gedanken liegt, das sie fleißig auf betendem Herzen trägt. Aber sie kennt es nicht von Angesicht zu Angesicht und hat sich in ihrer Vorstellung ein Bild von ihrem Lieblinge gemacht, das mit der Wirklichkeit nicht stimmt. Es ist eine Thatsache, daß mit wenigen Ausnahmen (die auch hier die Regel nur bestätigen) alle Missionare, wenn sie zum erstenmal hinaus aufs Missionsfeld kommen, eine starke Enttäuschung erfahren. Der treffendste Ausdruck solcher Enttäuschung findet sich wohl in einem Briefe des weil. Baseler Missionars Martig (Ev. Missionsmagazin 1863, S. 452), in dem u. a. geradezu gesagt wird: So viel ist gewiß, die Heimat weiß nicht, was Mission ist, trotz aller Missionsblätter und Missionsstunden. Dieses schwere Urteil ist leider auch jetzt nach fast dreißig Jahren in ausgedehntem Maße zutreffend. Martig zeigte, wie manche Begriffe in den Berichten der Missionare daheim eben anders gefaßt werden, als sie von den Schreibern gemeint sind. So ist es in der That. Unter Bekehrung z. B. versteht man bei uns die in Buße und Glauben sich vollziehende innere Umwandlung eines Menschen. Nun wünschen zwar alle Missionare von Herzen, daß eine solche mit allen ihren Anhängern, die sie aus den Heiden gewinnen, vorgegangen sei. Oft halten sie auch wohl nach manchen Anzeichen ihren Wunsch für erfüllt. Aber in unzähligen Fällen stellt sich heraus, daß sie sich geirrt haben und daß oft erst nach langer Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde eine Erweckung zu aufrichtiger Buße eintritt. Bei nüchterner Betrachtung erkennt man immer mehr, daß, abgesehen von den Ausnahmen, die Bekehrung eines Heiden zum Christentum allerdings nicht identisch ist mit der Bekehrung eines — sagen wir — Gewohnheitschristen in der Heimat. — Unsre Missionsfreunde denken sich die heidenchristlichen Gemeinden so, wie die Häuflein lebendiger Christen bei uns, oder wenigstens wie solche Gemeinden, in denen zum guten Teil erwecktes Leben herrscht. Bei näherer Bekanntschaft aber mit jenen Gemeinden findet man im Grunde dieselben Zustände, wie in unsern volkskirchlichen Gemeinden, deren

Christentum selbst bei reger Kirchlichkeit ein sehr äußerliches ist, während vielleicht nur an etlichen Gliedern deutlichere Regungen inneren Lebens zu spüren sind.

(Hier folgte im Vortrage eine Schilderung der heidenchristlichen Gemeinden nach eignen Beobachtungen und Erkundigungen an Ort und Stelle. Da derselbe Gegenstand in Nr. V dieser Sammlung ausführlicher behandelt wird, verweise ich den Leser dorthin und streiche hier den betreffenden Abschnitt.)

Es sind ja freilich ziemlich trübe Bilder, die ich hier entfalten mußte. Aber erscheinen sie uns vielleicht nicht nur darum so trüb, weil wir viel zu viel Licht erwarteten? Ein erfahrener Missionar (Mögling) sagt in Bezug auf den erwähnten Brief Martigs, er habe sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß Indien von Europa her wohl kein höheres geistliches Leben überkommen werde, als eben „das allgemeine europäische Christentum". Sodann habe er sich mit besonderem Fleiße um ein richtiges Bild der ersten europäischen Christengemeinden und ihrer Schattenseiten bemüht, wie es sich aus den paulinischen Briefen gewinnen lasse (Ev. Missionsmagazin 1863, S. 457). Es ist allerdings sehr instruktiv für die richtige Schätzung unsrer heutigen Missionsgemeinden, wenn wir sie vergleichen mit so einer alten Missionsgemeinde wie z. B. in Korinth. Auch dort kam grobe Unsittlichkeit schlimmster Art vor und war geduldet, so daß erst der Apostel mit Nachdruck die Beseitigung fordern mußte. Er hatte ein unwürdiges Verhalten bei der Feier des heiligen Abendmahls zu rügen, wie es jetzt kaum irgendwo vorkommen dürfte. Seine Briefe sind überhaupt voll von Ermahnungen, Sünden und Laster abzulegen, die wir in rechten Christengemeinden überhaupt nicht mehr erwarten. Ich bin überzeugt, daß die heutigen Heidenchristen-Gemeinden meistens die Vergleichung mit jener korinthischen sehr wohl ertragen. Ist es nicht unbillig, wenn wir von der Arbeit unsrer Missionare bessere Früchte verlangen, als die doch mit einem weit höheren Maße von Geisteskraft erfüllten Apostel sie mit ihrer Arbeit erzielten?

Sodann aber gehen wir doch einmal aufrichtig auf den andern Gesichtspunkt ein. Wie viel Sünde und ungöttliches Wesen findet sich in den heimatlichen Christengemeinden, die nun schon an die tausend Jahre unter dem Einflusse des göttlichen Wortes stehen! Ist es nicht unbillig, von den jungen Anfängern mehr zu erwarten, als von denen, die so lange schon in der Schule des Meisters sitzen? Gottes Wege in der Christianisierung der Völker gehen nun einmal anders, als die

Wünsche und Pläne vieler seiner Kinder hier auf Erden, welche in Ungeduld die Zeit der Vollendung herbeisehnen. Aber trotz aller anderweitigen Versuche, zeitiger das Reifen der Früchte zu erzielen, bleibt es bei der alten Ordnung: erst das Gras, danach die Ähren, danach den vollen Weizen in den Ähren. Jenes „allgemeine europäische Christentum" oder die Zustände volkskirchlicher Gemeinden sind das Gras, aus dem die Ähren langsam hervorwachsen, in denen zu seiner Zeit der volle Weizen reift. Missionsfreunde, die auf den Missionsfeldern jetzt schon gläubige Christengemeinden erwarten, in denen ein aus persönlicher Erfahrung entsprossenes geistliches Leben die Regel sei, befinden sich in der gleichen Illusion, wie einer, der um Ostern auf unsern Feldern reife Kornähren sucht und enttäuscht ist, wenn er nur grüne Saatfelder findet, und, da sie ihm noch langes Warten auferlegen, verdrießlich wird, anstatt sich von ihrem Hoffnungsgrün mit Freude erfüllen zu lassen. Wenn ich von Selbstverleugnung in der Mission zu reden habe, so darf ich sie an dieser Stelle sicherlich nicht übergehen. Leicht ist es nicht, liebgewordene, vorgefaßte Meinungen daranzugeben. Aber hier ist es Christenpflicht, sich loszumachen von den mit den wirklichen Verhältnissen nicht stimmenden Phantasiebildern. Seien wir doch nicht unzufrieden, wenn die aus dem verderbten Heidentume kommenden Gemeinden noch nicht auf einer höheren Stufe stehen als die Durchschnittsgemeinden in der Heimat. Seien wir doch zufrieden, wenn bis jetzt die Entwicklung des Reiches Gottes auf den Missionsfeldern noch in den Anfangsstadien sich befindet, und die weitere Entwicklung noch in der Zukunft liegt.

Dieses Abthun der vorgefaßten Meinungen und unbilligen Erwartungen ist in der That eine Selbstverleugnung, der sich alle Missionsleute nicht entziehen dürfen. Mit Illusionen läßt sich das Reich Gottes nicht bauen. Gott der Herr selbst helfe, daß alle, die an dem Werke mit arbeiten, immer mehr mit voller Nüchternheit der Wirklichkeit ins Auge sehen lernen, mag sie nun unsern Wünschen entsprechen oder nicht. Möchten alle Missionsberichte der Missionsgemeinde voll und ganz die Wirklichkeit zeigen und nicht bloß die Züge derselben, die auf Beifall rechnen dürfen. Möchten alle Leser und Hörer von Berichten in denselben nicht Beläge ihrer fertigen Vorstellung von der Mission suchen, sondern treue, objektive Darstellungen derselben, wie sie wirklich ist. Auch wo die Missionspraxis, die nicht unfehlbar ist, sich gründet auf jene unzutreffenden Voraussetzungen oder gemäß der angedeuteten, unbilligen Erwartungen ihre Ziele gesteckt hat, sollte man

sich nicht der Selbstverleugnung entziehen, in der man eigne Fehler erkennt und durch sachgemäßes Verfahren zu verbessern sucht.

Ich habe auf mancherlei Formen der Selbstverleugnung in der Mission hingewiesen. Möchten in dem heiligen Werke immer mehr alle menschlichen Eigenheiten darangegeben werden, und alle an demselben beteiligten sich immer völliger schicken und fügen in Gottes Wege, der in großer Geduld die Völker in sein Reich führt.

IV.

Die Mission und die Kunst.[1])

Mein Thema mag vielleicht manchem befremdlich sein. Mission und Kunst scheinen so verschiedenartig, als hätten sie nichts miteinander zu schaffen. Ist doch überhaupt die Religion geradezu in Gegensatz zur Kunst gestellt worden, wie z. B. vor einigen Jahren in einem weitverbreiteten Flugblatte, das aus Anlaß der Lutherfestspiele alle ernsten Christen ermahnte, sich von der Kunst fern zu halten.

Solch ein Gedanke möchte nicht unberechtigt erscheinen, wenn wir uns erinnern, wie in Verbindung mit einem Berliner Skandalprozesse eine große Anzahl von Künstlern auf Grund der Kunst eine exceptionelle Moral verlangte. Oder wenn wir denken an jene materialistische Richtung in der Kunst, die uns in den neueren Ausstellungen so augenfällig entgegentritt. Sie entblödet sich nicht, uns biblische Personen als verlumpte Subjekte vorzuführen und selbst den Heiland in Gesellschaft lüsterner Judenmädchen zu zeigen. Und — abgesehen von allen biblischen Beziehungen — wie unchristlich wirkt solch ein Bild wie die berüchtigte Darstellung „der Lebensmüden“! Es ist nur ein einzelnes Beispiel aus einer großen Klasse, welche die moderne Kunst zu repräsentieren beansprucht.

Nimmt man dazu noch die Beobachtung, daß in weiten Kreisen Gebildeter das Interesse für die Kunst (oder richtiger eine gewisse — sit venia verbo — Kunstsimpelei) einen Ersatz für die vermeintlich veraltete Religion bildet — so wird man fast geneigt sein, jener abweisenden Stellung zur Kunst zuzustimmen. Auch ehe die neusten Verirrungen der Kunst hervortraten, haben sich ja ernste Christen von manchen ihrer Erscheinungen mit Entschiedenheit abgewendet. Gelegentlich gilt es noch als ein Kennzeichen der Gläubigen, daß sie sich des Besuchs von Theatern, Gemäldegalerien, Konzerten und dergleichen enthalten.

---

[1]) Vortrag, auf der Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg am 16. Febr. 1892.

Darin liegt unverkennbar eine gewisse Engherzigkeit, welche sozusagen das Kind mit dem Bade ausschüttet. Aber selbst wenn man den Kern der Kunst von ihren alten und neuen Verirrungen zu scheiden versteht und die Beschäftigung mit derselben für etwas auch dem Christen Erlaubtes ansieht, möchten viele darin bestenfalls nur ein Adiaphoron sehen, das sicherlich nicht zur Ausbreitung des Reiches Gottes in irgend einer Wechselwirkung stehe.

Ich habe bisher geflissentlich den Begriff Kunst ganz allgemein gefaßt und die Besonderheit der religiösen Kunst noch nicht berücksichtigt. Sobald man auf letztere (und sie ist eben doch auch Kunst) eingeht, stellt sich das Verhältnis ganz anders. Sie ist mit dem Christentum in den tiefsten Wurzeln verwachsen.

Es ist nicht möglich eine Geschichte der christlichen Kirche zu schreiben ohne Berücksichtigung der christlichen Kunst. Die Kunst bildet einen bedeutsamen Zug des christlichen Lebens. Wie öde und kahl würde unser Kultus sein, wenn man die herrlichen romanischen und gotischen Dome beseitigen oder wenn wir den Ausdruck preisgeben wollten, den das tiefste christliche Glaubensleben gefunden hat in der Malerei von den Tagen des Fra Giovanni da Fiesole an bis auf unsern unvergeßlichen Pfannschmidt — oder wenn wir Namen wie Händel und Bach aus der Geschichte streichen wollten! Was würde aus unsrer Erbauung im Gottesdienste ohne Choral und Chorgesang? Wer möchte es wünschen, daß in unsern Häusern kein Christusbild sei oder aus denselben die herrlichen Zeichnungen Ludwig Richters verbannen? Kurz: Unser christliches Leben ist durchwachsen von Kunst. Sollen wir heidnischen Völkern das Christentum bringen, so werden wir diesen Faktor nicht unberücksichtigt lassen dürfen.

Bei den verschiedenen Auffassungen freilich, die wir schon berührten, wird es für den sicheren Gang unsrer weiteren Betrachtung nötig sein, mit deutlichen Begriffsbestimmungen einen festen Ausgangspunkt zu gewinnen. Fragen wir also zunächst:

I. Was ist Kunst?

Ich bedaure, daß mir meine Specialarbeiten Zeit zu einem eingehenden Studium ästhetischer Werke nicht vergönnt haben, sonst würde ich hier die Definitionen anerkannter Autoritäten vorführen. Ich muß Sie bitten, mit meinen eigenen Gedanken über diese Frage vorlieb zu nehmen.

Die Kunst steht der Natur gegenüber. Natur ist, beiläufig bemerkt, kein christlicher Begriff. Die christliche Weltanschauung kennt nur eine Kreatur, eine Schöpfung, aber keine natura, weder naturans noch naturata, keine *φύσις* sondern *κτίσις*. Trotzdem hat schon Paulus in seinen Briefen achtmal den Ausdruck *φύσις* gebraucht und viermal das entsprechende Adjektivum; Luther aber hat in der Bibelübersetzung dreizehnmal „Natur" und ebensooft „natürlich". Wir vollends können ohne diese Begriffe gar nicht fertig werden. Dies Beispiel, wie ein an sich unchristlicher Begriff allmählich mit christlichem Inhalt sich füllt, ist zu bedeutsam für die Mission, als daß ich mir hier die kleine Abschweifung versagen sollte. Ein einsichtiger Christ möchte oft höchlichst erstaunen über die Verwendung heidnischer Begriffe in der Mission, die jedoch eine notgedrungene ist, weil die Sprache eben keine andern Ausdrücke hat. So wird z. B. Gott im Tamulischen mit einem Wort bezeichnet, das völlig pantheistischen Inhalt hat und an dem man nur die sprachliche Form konkretisierte. Andre Denominationen gebrauchen ein ganz konkretes Wort, das aber unvermeidlich Gott mit in die Reihen der Götzen stellen muß. Gern thut das niemand; es ist ein Werk der Not. Dergleichen zu erfahren ist nicht bloß den Leitern der Mission nötig, sondern auch allen Missionsfreunden heilsam, soweit sie dafür ein Verständnis haben können. Nur zu oft wird die Mission als ein Exempel angesehen, das glatt aufgeht — während in Wirklichkeit so mancher für jetzt noch unlösbarer Bruch übrig bleibt. Nur sehr allmählich werden solche Brüche gelöst, indem zuletzt der christliche Geist die heidnische Form, indem er sie erfüllt, überwindet.

So ist es mit unsrer Natur gegangen. Wir verstehen darunter den Zustand der Welt und des Menschenlebens, in welchem der Schöpfer die in Sünden gefallene Menschheit menschlich betrachtet sich selbst überläßt. Alles, was so von selbst geworden zu sein und noch zu werden scheint, ist „natürlich". Genau genommen steht die Bethätigung des geistlichen Lebens der Natur gegenüber. Wir machen jedoch einen Unterschied zwischen geistlich und geistig, auf den näher einzugehen uns hier zu weit abführen würde.

Hier genügt es zu sagen, wo der Mensch mit geistiger Thätigkeit, selbstbewußt handelnd der Natur gegenübertritt, und sie zum Ausdruck seines Denkens und Wollens macht, da beginnt im Gegensatz zur Natur die Kunst. Kunst kommt her von Können. Das instinktmäßig wirkende Tier muß wirken, wie es wirkt. Auch die staunenswerten Architekturen der Biene, des Bibers und andrer Tiere sind keine Kunstwerke. Der

Mensch allein, der als Herrscher über die Kreatur gesetzt ist, muß nicht müssen, der Mensch kann können. In dem Einfluß des bewußten Menschengeistes auf die bewußtlose Materie haben wir die Kunst.

Begreiflicherweise läßt sich dieser Begriff nicht individualisieren. Hier empfinden wir sehr deutlich, daß wir einzelne Menschen nur Glieder sind in der Kette zusammengehöriger Gemeinschaften. Mögen in der Entwicklung auch Einzelne die hervorragenden Träger der Kunst gewesen sein, und noch sein, so gewinnt doch erst in Verbindung mit dem Begriffe der Nationalität der Begriff der Kunst seine faßbare Gestalt.

Wir sprechen von Kulturvölkern im Gegensatz zu Naturvölkern. Man könnte die ersteren auch als Kunstvölker bezeichnen. Die Naturvölker aber möchte ich sagen sind im besten Falle ein prähistorischer Begriff. Heutzutage wenigstens existieren sie nur in der Idee derjenigen Völker, die eine verhältnismäßig hohe Stufe der Kultur erreicht haben. Es giebt sehr niedrigstehende, kulturarme Völker, aber keines, das ein instinktives Leben führte, wie es dem tierischen Leben oder etwa dem frühsten Kindesalter entspräche.

Wir sind im Bewußtsein unsrer hohen Kultur nur allzu geneigt, die niedriger stehenden Völker zu unterschätzen. Früher sprach man viel von Wilden. In unsrer Zeit ist die Bekanntschaft mit den auf einer niederen Kulturstufe stehenden Völkerschaften weiter fortgeschritten. Man braucht nur etwa im Völkermuseum zu Berlin die reichhaltige Sammlung z. B. von den Bismarckinseln zu betrachten. Unsre dortigen kannibalischen Schutzbefohlenen sind allerdings auf die allergeringsten Kulturmittel beschränkt. Aber man staunt über ihre Leistungen, die hineinragen bis in das Gebiet der Kunst im höheren Sinne des Wortes. Namentlich möchte ich aufmerksam machen auf künstlich geschnitzte Larven mit einem bestimmten Gesichtsausdruck. Ein anderes Stück wurde von einer Autorität als einem ägyptischen Kunstwerke täuschend ähnlich bezeichnet.

Selbst also sogenannte Naturvölker haben Leistungen aufzuweisen, die wir als Kunstwerke betrachten müssen. Man unterscheidet aber von den höheren oder schönen Künsten die nützlichen Künste, die wir gewöhnlich Handwerke nennen. Diese sind auch bei niedrigstehenden Völkern, wenn gleich mit einer gewissen, durch ihre Lebensbedingungen gegebenen Einseitigkeit, oft in großer Ausbildung vorhanden. An ihre Leistungen schließt sich alsbald an, was ich als ein Mittelglied im Übergange zu den schönen Künsten bezeichnen möchte: das Ornament. Es wäre eine höchst interessante Aufgabe, die Ornamente der verschiedenen Völker zum Gegenstande eines vergleichenden Studiums zu machen, wozu unser Völkermuseum

eine gute Gelegenheit bietet. Man würde dort die Anfänge der Skulptur und Malerei erkennen, wie sie von vornherein eine nationale Gestaltung haben. Dieses nationale Element[1]) bleibt auch bei der weitesten Entwicklung der Kunst ihr charakteristisch. Es gehört mit zu den wesentlichen Elementen des Kunstbegriffs. Ein Blick in die verschiedenen Abteilungen eines ethnographischen Museums zeigt uns sofort diese spezifische Verschiedenheit. Ohne daß wir uns im einzelnen über die Unterschiede Rechenschaft geben können, werden wir einen ganz bestimmten Eindruck von der chinesischen, einen andern von der indischen, einen andern von der arabisch-maurischen Kunst erhalten. Und hier spreche ich von schönen Künsten, nicht bloß von einer ornamentalen Kunstindustrie. Alle diejenigen Völker, welche eine gewisse Stufe der Entwicklung überschritten, die es zu einer Literatur und Wissenschaft gebracht haben, sind in der That in dem Besitz einer Baukunst, Skulptur, Malerei und weiter einer Musik und Dichtkunst, wenn auch im einzelnen mancherlei zu bemerken wäre über die zunftmäßige Gestaltung ihrer Kunstthätigkeit, die ein freies Walten des Genies oft sehr vermissen läßt.

Dennoch muß ich darauf gefaßt sein, daß mancher Künstler in den Leistungen jener fremden Kulturvölker das Schöne, wie er es auffaßt, nicht bloß vermissen, sondern zum großen Teil in demselben unerträgliche Karikaturen sehen wird. Es erklärt sich dies sehr einfach durch die Verschiedenheit des Schönheitsideals bei den verschiedenen Völkern. Den Indern und Chinesen geht es mit den Leistungen unsrer Kunst ebenso, nur daß bei ihnen vermöge der nationalen Abneigung noch viel weniger von Unparteilichkeit vorhanden ist. Aber auch bei uns fehlt es noch sehr an der letzteren. Und das ist ein wichtiger Punkt, der gerade für unsre Betrachtung maßgebend ist.

Der Missionar bringt das europäische Kunstideal mit in das fremde Land. Mag er ein gefördertes Kunstverständnis haben oder nicht, er bringt ein bestimmes Ideal mit, das sofort in schroffen Gegensatz gegen das Ideal des Volkes tritt, dem er seine Thätigkeit widmet. Die feinen Unterschiede zwischen der Kunstauffassung einzelner europäischer Völker treten dabei weit zurück gegenüber der großen Kluft, welche die Kunst der europäischen Völkergruppe von der jener fremden Kulturvölker scheidet.

---

[1]) Ich muß hier den Ausdruck national ein wenig anders als gewöhnlich gebrauchen; in unserm Sinne kennt der Inder keine Nationalität. Es sind Völkergruppen, die durch den gleichen Kulturstand verbunden sind, welche ich hier unter Nationen verstehe.

Vorurteile sind im Verkehr mit Fremden immer bedeutende Hindernisse. Ganz abgesehen von der sonstigen Aufgabe des Missionars, möchte ich hier von ihm nur ein Verständnis für die Kunst jener Fremden fordern, denn auch sie haben in der Kunst die Thätigkeit, durch welche der Geist, das sinnlich Wahrnehmbare umgestaltet und zum Ausdruck des nationalen Ideals macht. Nur auf Grund dieser Definition glaube ich, wird uns ein richtiges Verständnis der Beziehungen der Mission zur Kunst gelingen.

Damit habe ich aber erst den einen der beiden in Betracht kommenden Begriffe erläutert. Eine Definition des zweiten, nämlich **Mission** könnte an dieser Stelle sehr überflüssig erscheinen. Ich muß jedoch fürchten, daß meine Ausführungen mancherlei Mißverständnissen ausgesetzt sein würden, wenn ich nicht ganz bestimmt die Grenzen bezeichnete, in denen ich für dieselben den Missionsbegriff verwende. Wir haben in dem Missionsbefehle eine klare Begriffsbestimmung. Über den einen Punkt kann ich kürzer hinweggehen, daß man nämlich das *μαθητεύσατε* buchstäblich zu nehmen hat. Die Aufgabe der Mission ist es, die Heiden zu dem Herrn Christus in die Schule zu bringen; fertige Christen kann sie nicht liefern. Die allmähliche Förderung zu dem Ziele wirkt der Herr selbst, der durch seinen heiligen Geist die Seinen lehrt. Die Missionsfreunde würden sich viel Enttäuschungen ersparen, wenn sie in diesem Punkte schlicht und einfach bei dem Wortlaut des Missionsbefehls blieben.

Für unsern heutigen Gegenstand aber ist noch wichtiger der zweite Punkt, in welchem mir die Fassung des Missionsbegriffes sich enger an den Wortlaut des Missionsbefehls anschließen zu sollen scheint. Nach dem letzteren sind *τὰ ἔθνη* — „die Völker“ das Objekt der Mission. Damit sollte von vornherein die bloß individualistische Auffassung ausgeschlossen sein. Vielfach hört man von der Mission reden, als habe sie nur einzelne Seelen zu gewinnen, ganz abgesehen von deren Beziehung zum Volksganzen. Oft wird es als ein Missionserfolg berichtet, wenn die Mission in irgend einem Lande einen oder den andern Fremdling, der sich nur zufälligerweise dort aufhält, gewonnen hat, während sich die Eingebornen ihrem Einflusse verschließen. Auch ist es keineswegs als eine normale Missionsthätigkeit anzusehen, wenn hier ein Mann, da eine Frau, dort ein Waisenknabe oder Mädchen getauft wird. Freilich zwingen die Verhältnisse oft zu einem solchen Notbehelf; aber er sollte als solcher erkannt werden. Das Element des Volkes ist die Familie. Erst wo diese zum Objekt der Missionsthätigkeit wird, kommt man der Lösung der Missionsaufgabe näher; denn diese hat eine unabweisbare Bezie-

hung zum Volksganzen. Es müßte von großer Tragweite sein, wenn dieser Punkt in der Theorie wie in der Praxis der Mission seine volle Beachtung fände.

II.

Besonders wichtig aber ist er für die Erörterung der Beziehung der Mission zur Kunst. Beide Begriffe zeigen einen Parallelismus in sofern das nationale Element in beiden einen maßgebenden Faktor bildet. Wo man sich der Aufgabe der Mission als Volkschristianisierung bewußt geworden ist, wird man ein so bedeutsames Stück des Volkslebens, wie es die Kunst ist, nicht unnötig bekämpfen, vielmehr wird es als Grudsatz gelten müssen, diese volkstümliche Kunst, soweit als möglich, zu erhalten.

So weit als möglich — denn in vielen Beziehungen ist die Kunst heidnischer Völker so mit dem Heidentum verwachsen, daß viele ihrer Erscheinungen unmöglich in der heidenchristlichen Gemeinde eine Stelle finden dürfen. Aber es kommt eben auch nicht auf die einzelnen Erscheinungen an, sondern auf das Kunstideal, das mit christlichem Inhalte zu erfüllen ist.

Diese Aufgabe mutet dem Missionar eines der größten Opfer zu, das ihm sein Beruf überhaupt auferlegt. Vater und Mutter samt der ganzen Freundschaft zu verlassen ist schwer. Aber viel schwerer ist eine derartige Selbstverleugnung, in der es sich darum handelt, eine bestimmte Geistesrichtung daran zu geben, und in eine ganz fremdartige sich hineinzuleben. Das schön zu finden, was dem Inder als schön erscheint, uns aber abgeschmackt, albern oder gar häßlich vorkommt, das ist eine große Aufgabe, die nicht ohne die ernstesten Kämpfe lösbar scheint. Und doch muß sie an den gestellt werden, der den Indern ein Inder werden will, auf daß er auch die Inder zu Jüngern Christi machen helfe.[1])

Daß da, wo man Christianisierung und Europäisierung fast mit einander verwechselt, die nationale Kunst keine Gnade findet, liegt auf der Hand. Aber ebenso kann sich die einsichtige Missionsbetrachtung nicht verhehlen, daß daraus eine Entfremdung der Heidenchristen von ihrem eignen Volkstume entspringt, die der Intention des Missionsbefehls zuwider läuft. Eine ihren Landsleuten entfremdete christliche Gemeinde ist wie ein verkapselter Gegenstand, der sich innerhalb eines organischen Körpers befindet, aber aus dem Organismus selbst ausgeschieden ist.

---

[1]) Vergl. den Nachtrag.

Solche Christen haben die Fühlung mit ihren heidnischen Volksgenossen verloren, und anstatt von diesen immer neue Scharen dem Christentume zuzuführen sind sie vielmehr ein Hindernis, das die andern vom Christentume fern hält.

Die Schonung, ja die Pflege des nationalen Elements, ist eine sehr wichtige Bedingung für einen nachhaltigen Erfolg des Missionswerks. Es ist in der That betrübend, wenn man christliche Gemeinden sieht, die als verschwindende Pünktchen in der heidnischen Volksmasse stehen, ohne aus dieser weiteren Zuwachs zu gewinnen. Es giebt solche, die seit Jahren, ja Jahrzehnten keinen einzigen Katechumenen mehr haben. Das sind gleichsam isolierte kleine Salzklümpchen im Teig, die sich beim Einmengen nicht auflösten, daher aber auch ihre Aufgabe den Teig zu salzen nicht ausgeübt haben und nicht ausüben können.

Leider tragen manche christliche Eingeborne zum Teil selbst dazu bei, indem sie vermöge des Nachahmungstriebes oder aus Trachten nach hohen Dingen es den Europäern gleich thun möchten. Dem wird am besten vorgebeugt, wenn der Missionar sich der angedeuteten Selbstverleugnung befleißigt und damit seine Anhänger von ihren nationalen Eigentümlichkeiten nicht abbringt, sondern sie in denselben befestigen hilft.

Nach dieser allgemeinen Skizzierung der Aufgabe der Mission gegenüber der Kunst, gehe ich nunmehr auf die Besprechung der einzelnen Kunstzweige ein. Ich bedaure es, nur die wichtigsten derselben hervorheben zu dürfen. Sehr gern würde ich auf die gerade in Indien weit entwickelten nützlichen Künste eingehen. Es würden uns dabei Fragen, die für die Mission von größter Tragweite sind, entgegentreten, wie z. B. betreffs der Bekleidung und des Schmuckes. Andrerseits wäre es sehr interessant, wenn wir auch auf den höchsten Zweig der Kunst, die Poesie, eingehen könnten. Der gegebene Rahmen aber zwingt mich zur Beschränkung auf die mittleren Zweige Baukunst und Bildhauerei, Malerei und Musik.

1. Baukunst und Bildhauerei

fasse ich zusammen, weil sie in der That in Indien so verwachsen sind, daß die erstere zum großen Teil von der letzteren ihr charakteristisches Gepräge erhält. Am bekanntesten sind bei uns die alten Felsentempel als Repräsentanten der indischen Baukunst. Sie gehören aber einer längst vergangenen Geschichtsperiode an, daher ich sie hier von der Betrachtung ausschließe ebenso, wie die Bauwerke der mohammedanischen Fremdherrschaft, welche freilich weit und breit in Indien eine hervorragende Rolle

spielen. Nur beiläufig erinnere ich an solche Prachtstücke, wie den Tâdsch-Mahâl, der mit Recht die Bewunderung aller Nationen auf sich zieht. Aber diese Bauwerke gehören nicht der spezifisch-indischen Kunst an. Suchen wir in Kürze die letztere zu skizzieren, wie sie jetzt das indische Leben beherrscht. Als Hauptvertreter der Architektur haben wir die Tempel ins Auge zu fassen. In weiten Gebieten Indiens, namentlich im Norden, finden wir dieselben nicht als großartige, die Wohnungen der Menschen weit überragende Gebäude. Meist sind sie verhältnismäßig klein und unansehnlich. Sie sind keine Versammlungsräume. Ihr wichtigster Teil ist der Schrein mit dem Götzenbilde, der oft nur aus einem Kasten besteht, welcher am Stamme eines alten heiligen Baumes aufgestellt ist. Meist aber ist über denselben ein kleines Gebäude errichtet mit einer Art Kuppel, die wir Pagode zu nennen pflegen — oder es ist ein ganzes System solcher kuppelartiger Türmchen vorhanden. Vielfach sind solche Tempel nicht höher als die umgebenden Profanbauten und oft wird die Aufmerksamkeit erst auf sie gelenkt durch eine oder einige lange Bambusstangen mit roten oder weißen Fähnchen, die ihre besondere Bedeutung für den Kultus haben mögen. Selbst in der berühmten Tempelstadt Benares mit ihren 1480 Tempeln verschwinden die letzteren fast vor den massigen Palästen der Râdschas, (die sich am Ganges Stätten für ihr seliges Ende bereitet haben) sowie hinter den schlanken Minârets der Moschee mit der Aurangzeb nach Zerstörung der Stadt das Heidentum dort meinte überwunden zu haben. Wie hat er sich geirrt! Es giebt dort verhältnismäßig wenige Mohammedaner, während hunderttausende von Heiden zu den vielen Tempeln und Tempelchen wallfahrten und mit Entzücken sprechen von dem Kuhtempel, der uns eher den Eindruck einer unsaubern Viehmarkthalle macht, oder dem goldenen Tempel, dessen vergoldete Kuppeln in dem dichten Gewirr der umgebenden Gebäude wenig zur Geltung kommen.

Viel großartiger sind die Bauwerke, die ich im südlichen Indien gesehen habe. Dort finden sich an den berühmten Tempelorten ausgedehnte Anlagen mit verschiedenen Gebäudekomplexen, umgeben von großen Granitmauern. Oft sind sie quadratisch angelegt mit mehreren konzentrischen Mauern. Die vier Thore, welche genau in der Mitte einer jeden Mauerseite von den vier Himmelsrichtungen ins Innere führen, sind in der äußeren Mauer überbaut mit jenen charakteristischen Tempeltürmen. Diese kann man sich am einfachsten vorstellen, wenn man sich eine schlanke Pyramide denkt, die halbiert ist und deren beide Hälften soweit auseinander gerückt sind, daß die Grundfläche anstatt des ursprüng-

lichen Quadrats nun ein Rechteck bildet und daß an die Stelle der Spitze ein First getreten ist. Die Höhe beträgt oft mehrere hundert Fuß. Die großen Seitenflächen sind über und über mit Bildhauerarbeiten bedeckt. — Tritt man durch eines der Thore, so überschaut man zunächst wohlgepflegte Gartenanlagen, welche den Raum zwischen der ersten und zweiten Mauer einnehmen. Im Innern befinden sich die verschiedenen Schreine in getrennten Gebäuden. Zur Beherbergung der Pilgerscharen ist meist eine großartige Säulenhalle vorhanden — an zwei Orten, soviel ich mich erinnere, wurde sie die „Tausendsäulenhalle" genannt. Bei allen Festlichkeiten fehlt nicht ein temporäres Schattendach, ein sogenanntes „Pandel" das aus Bambusstangen und Palmwedeln leicht errichtet und mit künstlich geschürzten Palmblättern verziert wird. In diesem einfachen Bauwerk erkennt man unschwer die Urform jener großartigen Säulenhallen.

Was aber der indischen Architektur hauptsächlich den Stempel der Kunst aufprägt, ist die Skulptur. Beim ersten Anblick tritt dem Europäer die Verschiedenheit des Kunstideals in den Steinmetzarbeiten entgegen, die in großer Fülle die meisten jener heiligen Gebäude schmücken. Dem Schönheit im europäischen Sinne suchenden Blicke erscheinen jene Darstellungen geradezu beleidigend, wie Goethe dies in den Zeilen ausdrückt:

Ich möchte auch wohl in Indien leben,
Hätt' es in Indien nur keine Steinhauer gegeben.

Die Inder sehen eben die Dinge anders an als wir und daher wird auch ihre Darstellung eine von der unsrigen ganz verschiedene. Unsre Kunst idealisiert; die indische stilisiert. Sie wendet feste typische Formen an. So z. B. ein sehr häufiges Symbol, die Bananenblüte (Zeichen der Fruchtbarkeit), ist nach jener Blüte, wie sie in der Natur vorkommt, schwer wieder zu erkennen, und verhält sich zu jener etwa wie der Wappenadler zu dem wirklichen Vogel. Selbst der Mensch wird gewissermaßen stilisiert. Für Männer und Frauen gelten feste Typen. Besonders ist mir das männliche Gesicht mit dem strammen Schnurbart in der Erinnerung geblieben.

Ferner: Die indische Kunst wirkt durch die Menge und die Massenhaftigkeit. Unsrem Gefühl ist es unerträglich, ein und dieselbe Figur ein oder ein paar Dutzend mal neben einander zu sehen. Dort wird gerade dadurch der Effekt erzielt. In der Massigkeit aber offenbart sich eine ganz unbändige Phantasie, die unter der Herrschaft der Materie gefesselt ist. Götter werden den Menschen gegenüber in 4—5fach vergrößertem Maßstabe dargestellt. Zwei Arme genügen ihrer großen Macht nicht. Solch ein indischer Götze muß mindestens

vier Arme haben, manchmal sieht man sechs oder acht, ja zehn Arme an einer Figur. Daß bei ihnen der unsinnige Schmuck, der uns im wirklichen Leben in Indien so abstoßend entgegentritt, wie Nasenringe, Armringe, Halsketten, sich in erhöhtem Maße findet, versteht sich von selbst.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß die Wirkung oft durch die Kostbarkeit des ganzen oder teilweisen Materials erzielt wird, z. B. durch angesetzte silberne oder goldene Hände u. s. w., was auf uns immer einen recht unangenehmen Eindruck macht.

Auf die architektonischen Formen kann ich im einzelnen nicht näher eingehen und bemerke nur, daß sie oft einen sehr unruhigen Eindruck machen wie z. B. jene Säulen, die abwechselnd aus breiteren und schmaleren Werkstücken gebildet sind. Diese Unruhe, sodann für unser Gefühl ein Mangel an Harmonie und endlich etwas Großthuerisches dürften die hauptsächlichsten Züge sein, die für uns die indische Baukunst und Bildnerei charakterisieren.

Wie hat sich nun die Mission hierzu zu stellen? Der Kürze wegen will ich mich beschränken auf den Kirchenbau — obgleich ein Missionar noch manches andre zu bauen hat und auch die Betrachtung der indischen Profanbauten manches Interessante haben würde. Ich bemerke darüber nur, daß die Mission an den letzteren sehr wenig geändert hat. Die christlichen Eingebornen bauen ihre Wohnhäuser ebenso wie ihre heidnischen Landleute es thun. Selbst die Schulen sind nur in seltenen Fällen Gebäude im europäischen Stil, der ohnehin aus Rücksicht namentlich auf das Klima, mancherlei Veränderungen unterworfen ist. Meist hat den Ausschlag gegeben, daß die Aufführung eines europäischen Gebäudes ungleich kostspieliger ist, als eines solchen im landesüblichen Stil.

Schwieriger aber ist die Frage bezüglich der Kirchen, wenigstens in allen den Fällen, wo es sich nicht bloß um Notbauten handelt, wie auf Dörfern bei den meist sehr armen Christengemeinden. In solchen Fällen ist freilich oft das praktische Bedürfnis das maßgebende und man überläßt es den Gemeinden selber zu bauen wie sie wollen, besonders wenn sie in anerkennenswerter Willigkeit auf eigne Kosten ohne Zuschuß der Mission bauen. Solche Kirchlein habe ich bei den Kols gesehen. Das eine hatte ganze 47 Rupies, etwa 70 Mk. gekostet, abgesehen von der unbezahlten Arbeit der Gemeindeglieder. Dennoch bemerkte ich zu meiner Freude wenigstens etwas Holzschnitzerei an der Thür, ganz ähnlich, wie sie sich dort an den Wohnhäusern findet. Aber das fensterlose Gebäude sah nach unsern Begriffen doch recht dürftig aus. Noch dürftiger erschienen mir manche Dorfkirchen im südlichen Indien mit ihren Stroh-

dächern und den kleinen vergitterten Löchern, welche in den Lehmwänden die Stelle der Fenster vertreten. An diesen Gebäuden, die eher einer ärmlichen Scheune als einer Kirche glichen, habe ich nicht einmal etwas von Ornamenten bemerkt, obwohl die innere, bunte Ausschmückung nicht fehlte.

Ganz anders aber, wo es sich nicht um derartige Notbauten sondern um wirklich repräsentierende Kunstbauten handelt, wie in größeren Städten oder auf den Hauptstationen oder auch auf Dörfern, wo begüterte Christen für ihre Kirchen etwas leisten können. In solchen Fällen habe ich leider immer nur mehr oder weniger veränderte europäische Architektur gefunden, während ich eine im christlichen Sinne veränderte indische Architektur zu finden wünschte.

Vor allen Dingen ist schon die Zweckmäßigkeit geschlossener Bauwerke, die bei uns das Klima verlangt, unter indischem Himmel sehr fraglich. Ich bin nur in der kühleren Jahreszeit dort gewesen, aber die Temperatur bei zahlreich versammelter Gemeinde, wurde in mancher Kirche schon recht drückend. Vollends aber in der heißen Jahreszeit muß sie fast unerträglich werden.

Was den Stil betrifft, so haben die alten dänisch-hallischen Missionare bona fide den zu ihrer Zeit herrschenden Zopfstil mitgebracht, der allerdings hie und da einige Veränderungen erfuhr. Später hat man den in der Heimat wieder zu Ehren gekommenen gotischen Stil eingeführt oder sich bemüht, ihm nahe zu kommen. Oft begnügte man sich mit Spitzbogenfenstern — die eigentlich doch durch ein entsprechendes Gewölbsystem motiviert sein sollten — und mit einer polygonen Chornische. Die Anglikaner aber haben in der That gotische Gebäude mit korrekter Durchführung aller Formen hergestellt.

Am auffallendsten dürften den Indern die Türme der christlichen Kirchen sein. Ich habe leider versäumt, mich darüber näher zu informieren, was übrigens auch sehr schwierig gewesen wäre, da der Inder auf jede Anfrage aus Höflichkeit oder Berechnung nicht das, was er selber denkt und fühlt, ausspricht, sondern immer die Antwort giebt, welche nach seiner Meinung dem Fragesteller die erwünschte ist. Ich vermute jedoch, daß unsre spitzen Türme recht weit von dem architektonischen Ideal des Inders abweichen. Die Symbolik der nach oben weisenden Finger verstehen gefördertere Christen wohl, und können darüber Auskunft geben. Auch geben sie öfters ihr Wohlgefallen an einem hohen Turm, der ihre Kirche schmückt, zu erkennen, oder wünschen einen solchen zu besitzen. Ich glaube indessen, daß dabei die Überlegenheit, die sie durch solchen Turm über ihre heidnischen Landsleute gewinnen, die Kunstbetrachtung weit überwiegt.

Was aber endlich die für die indische Kunst so wichtige Ornamentierung und Verwendung der Skulptur betrifft, so ist sie, soviel ich mich erinnern kann, (abgesehn von unbedeutenden rein formalen Verzierungen) ganz ausgeschlossen. Viel erklärt in dieser Beziehung der Umstand, daß die evangelische Mission in Indien zu weit überwiegendem Teile dem reformierten Bekenntnisse angehört, das aller Bildnerei abhold ist. Aber auch an und in den lutherischen Kirchen habe ich nichts derart bemerkt.[1]) Der Inder duldet freilich keine kahlen, ungeschmückten Räume. Als Ersatz sind sehr beliebt (namentlich im Süden) die bunten Bibelsprüche, mit denen oft selbst die Lehmwände der ärmlichen Dorfkapellen sehr reichlich verziert sind. Die Buchstaben werden aus farbigem Glanzpapier sehr geschickt ausgeschnitten, und oft in der sonderbarsten Farbenzusammenstellung an die Wand geklebt. Auch sieht man wohl Guirlanden von sehr steifen, sonderbar stilisierten Blumen. Die zu Weihnachten in erdrückender Fülle kreuz und quer durch die Kirche gezogenen bunten Papierketten, die oft lange Zeit beibehalten werden, seien hier nur im vorübergehen erwähnt.

Was für einen Eindruck macht nun diese christliche Architektur auf die eingeborne Bevölkerung? Ohne Zweifel den des Fremdartigen. Bei dem Kunstsinn der Inder, den ich besonders bei den Tamulen weit entwickelt fand, kann man für derartige Gebäude keine Zustimmung erwarten. Sie stehen in zu schroffem Gegensatz gegen alles, was ihnen an einem Bauwerk schön und bewundernswert erscheint. Ganz abgesehen von dem religiösen Gegensatz ist die Bauart der Kirchen eines von den Hindernissen, die dem Inder den Eintritt in das Christentum erschweren. Die braunen Landsleute, welche in solchen Gebäuden ihren Gottesdienst halten, erscheinen auch dadurch von der Volksgemeinschaft abgesondert. Die Bauart der Kirchen ist nur einer, und vielleicht ein unbedeutenderer, unter den Scheidungsgründen. Aber sie wirkt mit zu der Auffassung, die mir ein sonst sehr verständiger Tamule aussprach, er könne nur konstatieren, daß seine Landsleute, sobald sie getauft seien, nicht mehr als Tamulen betrachtet werden dürften. Hätte ich etwa direkt nach dem Eindruck gefragt, den ihm solche Kirche mache? so würde er freilich in den überschwenglichsten Ausdrücken die wunderbare Kunst und Größe der Europäer auch in ihren schönen Bauwerken gerühmt haben — obgleich ihm dieselben gewiß geradezu häßlich erscheinen. Das ist eben indisch!

Etwas anders liegt die Sache bei den braunen Christen. Ich bin

[1]) Höchstens fand ich vom Tüncher Ornamente mehr oder weniger nach indischen Motiven angemalt.

überzeugt, daß auch sie im Grunde die angedeutete Bauart nicht für schön halten. Aber doch haben sie das Bewußtsein: das gehört mit zu dem Wege der Europäer (oder im besseren Falle: zum Wege der Christen), den wir nun einmal betreten haben, und darum gewöhnen sie sich allmählich daran, den Stil trotz gegenteiliger Empfindungen für schön zu halten. Ja durch ihre Identifizierung mit dem herrschenden Volke gehoben, thun sie sich wohl gar darauf etwas zu gut. Ich habe nirgends davon gehört, daß sie den Versuch machen, ihre Kirchen dem indischen Geschmack mehr anzupassen. Sie kommen vielleicht gar nicht auf den Gedanken, ob dies überhaupt möglich sei. Ich denke besonders an ein südindisches Dorf Mötupatti, wo die nicht unbemittelte Gemeinde eine derartige Kirche (wenn ich nicht irre mit Spitzbogenfenstern) bauen ließ. Der Turm war nur halb fertig, und man bat mich, die nötigen Mittel zur Vollendung derselben zu schaffen.

Läßt sich aber daran etwas ändern? Muß nicht mit der neuen Religion auch eine neue Form der religiösen Gebäude eingeführt werden? Du willst doch nicht etwa die Stätten des christlichen Gottesdienstes wie die heidnischen Tempel bauen? So etwas hat wohl nur Roberto de' Nobili fertig gebracht, aber jetzt gehen selbst die Katholiken mit ihrem beliebten Substituieren nicht so weit — obgleich sie doch in diesem Stücke nicht skrupulös sind.

Es liegt mir sehr fern, einen so groben Mißgriff empfehlen zu wollen. Eine besonnene Betrachtung aber sollte doch das Kunstideal eines Volkes nicht mit seinem Götzendienste identifizieren, obgleich die beiderseitigen Äußerungen in Wirklichkeit bisher verbunden sind. Eine nach indischem Sinne stilisierte Rosenguirlande wird in der Kirche ohne Bedenken zugelassen. Warum sollte eine dem indischen Sinne entsprechende Form des Gebäudes selbst unzulässig sein? Das, was den Götzentempel zum Götzentempel macht, der Schrein mit dem Bilde, werden wir nie aufnehmen. Die Katholiken haben ihn unbedenklich genommen und die Heiligenbilder in ihren Kirchen entsprechen ganz den Götzen in den heidnischen Tempeln.

Aber solche architektonische Form, wie die den klimatischen Verhältnissen durchaus angemessene Säulenhalle, ist keineswegs mit dem Götzendienst so verquickt, daß sie an sich schon etwas Heidnisches sein müßte, und das um so weniger, als, wenn ich nicht irre, sich oftmals gar kein Schrein in derselben vorfindet. Die einfachste Urform, das Schattendach oder Pandel pflegt von den Christen in Südindien bei allen hohen christlichen Festen zur Verherrlichung der Feier angewendet zu werden,

geradeso, wie es bei den heidnischen Festen in den heidnischen Tempeln errichtet wird. Darin findet niemand etwas Anstößiges. — Sollte solch eine Halle, die wohlthätigen Schatten gewährt und jedem kühlenden Luftzuge Durchgang gestattet, nicht ein geeignetes Vorbild für die Gestaltung christlicher Kirchen in Indien sein?

Nun aber kommt der furchtbare indische Steinhauer und möchte auch ein Wort mitreden. Sollten seine vermeintlichen Versündigungen gegen den europäischen Geschmack ihn schlechterdings unfähig machen, auch wenn er ein guter Christ geworden ist, mit seiner Kunst irgend etwas zum Schmucke der Kirche beizutragen? Man wird einwenden, jene oft schamlose Darstellung der Göttergeschichten verbietet doch ein für allemal, etwas Ähnliches an christlichen Kirchen zu versuchen. Mir scheint gerade das Gegenteil. In der Hand des christlichen indischen Meisters würde die Skulptur sogar ein bedeutsames Missionsmittel werden. Ich denke, es wird sich unter den eingebornen Christen noch einmal so ein indischer Thorwaldsen finden, der imstande wäre, den breiten Architrav solcher Halle mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte in Haut Relief zu schmücken. Uns Europäern würde solch Kunstwerk nicht schön erscheinen, auch wenn es gegenüber der heidnischen Skulptur den umgestaltenden Einfluß des Christentums deutlich zeigte. Aber die vorübergehenden Heiden würden sagen: Das ist doch schön! Ich glaube die stumme Predigt solcher plastischen Darstellungen könnte sogar mehr wirken, als viele laute Basârpredigten, da wo die Herzen durch anderweitige Hindernisse verschlossen sind.

In Summa, was ich als Aufgabe der Mission in Bezug auf die Bauart der Kirchen in Indien bezeichnen möchte, ist dies, danach zu streben, daß ihre Bauwerke, vor allen die Kirchen, so ausgeführt werden, daß sie nicht zur Absonderung der Gemeinden aus dem Volksleben Veranlassung geben, vielmehr durch eine in christlichem Geiste erfolgende Verwirklichung des indischen Schönheitsideals in der Baukunst und Bildnerei der Christianisierung des Volkes die Wege bahnen helfe.

2. Die Malerei

Für die Malerei haben die Inder eine überraschende Begabung. Ich sah einfache Tamulenfrauen, die den Vorplatz ihrer Häuser mit tapetenartigen Zeichnungen schmückten, welche aus freier Hand mit Reismehl auf dem frisch gestrichenen Kuhdung (al fresco) ausgeführt wurden. Die Systeme von Kreisen und Rauten, die ich beobachtete, waren wenigstens in einigen Fällen so genau, als wären sie mit Zirkel und Lineal gemacht.

Indien hat auch seine Malerschulen, die freilich den Einrichtungen unsrer mittelalterlichen Zünfte näher kommen, als unsern modernen Malerakademien. In Tritschinopoly giebt es Meister, die mit ihren Gesellen Götzenbilder auf Marienglas malen und recht tüchtiges leisten.[1]) Ähnliche Malereien werden in Benares angefertigt. Die Farbe meist in sehr satten Tönen ist geschickt und gleichmäßig behandelt. Licht und Schatten ist richtig verteilt, die Perspektive dagegen sehr mangelhaft. Beachtenswert ist eine sehr feine, minutiöse Ausführung von Einzelheiten, die jedoch nie zur sklavischen Nachahmung der Natur wird, wie gelegentlich bei den Chinesen.

Auch die indische Malerei hat für uns, vermöge des verschiedenen Schönheitsideals, nichts ansprechendes. Die grellen, oft nach unserm Gefühl unharmonischen Farben, lassen sie noch abstoßender wirken als die Skulptur — (obgleich zuweilen auch letztere angemalt ist.) Manches derart muß uns geradezu anwidern wie z. B., wenn eine menschliche Figur mit sattgrüner Hautfarbe erscheint.

Hier finden wir sodann ebenfalls die schon oben erwähnte unbändige Phantasie — in unnatürlichen Proportionen — oder in solchen Darstellungen wie Nandi, der Reitstier Schivas mit fast menschlichem Gesichte und stutzerhaftem Schurrbart dargestellt wird.

Eigentümlich ist die häufige Darstellung des Schauerlichen, die zuweilen an unsre Mordgeschichtenbilder erinnert. Die Kali mit ihren vielen Armen, die verschiedene Mordwaffen schwingen, auf einer Leiche stehend mit einem frisch abgehauenen Kopfe in der Hand oder Narsinga, der Mannlöwe, eine Inkarnation des Wischnu, der einem zerrissenen Menschen ganz gemütlich die Eingeweide aus dem Leibe zerrt, sind sehr beliebte Stoffe der indischen Malerei. Dagegen sind mir unsittliche Darstellungen in derselben nicht entgegengetreten, wenn ich von einigen offenbar unter europäischer Hilfe hergestellten Buntdrucken absehe. Ich habe ja freilich nur ein sehr beschränktes Urteil, da meine Zeit in Indien nicht zu einem eingehenden Studium der Kunst ausreichte. Aber was ich von Bildern gesehen habe, schien mir immer in den Grenzen des Anstandes zu bleiben — was sich von manchen europäischen Bildern nicht rühmen läßt.

Die Mission hat auch wieder in ihren Kirchen Gelegenheit, sich mit der Malerei zu berühren. Nach reformierter Auffassung wird dies jedoch völlig abgelehnt, sofern es sich nicht handelt um bloß ornamentale Bemalungen. Die lutherischen Leipziger und die anglikanischen Hochkirchlichen

[1]) Sie gehören der Motschi-Kaste an, die sehr zusammengeschmolzen ist; nur wenige treiben noch ihr Handwerk, das sie ausschließlich auf ihre Kaste beschränkt halten. Eine andre Malerschule ist in Jeypur in Radschputana.

lassen Gemälde zu, nicht bloß als Schmuck der Wände, sondern auch als Altarblätter. Auf Leipziger Stationen sah ich einige von deutschen Künstlern gut ausgeführte Blätter und selbst über den schlichten Lehmwürfeln, welche die Altäre der Dorfkirchen bilden, standen biblische Bilder in Farbdruck.

Ich bin in diesen Dingen sicherlich nicht engherzig oder ängstlich — aber gegen diese Anwendung der Altarbilder in jungen, von eingefleischten Götzendienern umgebenen Christen, kann ich meine Bedenken doch nicht unterdrücken.

Besonders möchte ich darauf hinweisen, daß die indischen Christen solche europäischen Bilder gar nicht verstehen, selbst wenn ihnen gelegentlich eine Erklärung gegeben wird. Das Organ ist bei ihnen ein andres als bei uns. Das Auge, welches unter der Tropenpracht und im Tropenlicht sehen lernte, ist ein anderes als dasjenige, welches von Jugend auf weit nüchterner an gemäßigte Verhältnisse gewöhnt ist. Die Malerei ist auch eine Schrift des Geistes, die man lesen gelernt haben muß, wenn man sie verstehen will. Uns sind die indischen Bilder ebenso unverständlich, wie die sonderbaren Züge der verschiedenen Alphabete. Ihnen aber geht es mit unsern Bildern in derselben Weise. Darum kann ich Bilder europäischer Künstler in den indischen Missionskirchen nicht für zweckmäßig halten.

Im übrigen aber möchte ich der Malerei auch in jenen ihr gutes Recht gewahrt wissen, wenn sie mit Ausnahme von Altarbildern zur Schmückung vorhandener Wandflächen verwendet würde. Biblische Geschichten in farbenprächtiger Darstellung nach indischen Schönheitsbegriffen, würden sich sicherlich als ein gutes Missionsmittel erweisen. Vermöchte aber die Architektur Gelegenheit zur Verwendung von Glasmalerei zu bieten, so würde diese einen besonders tiefen Eindruck auf das indische Gemüt nicht verfehlen.

Weiter hat die Malerei der Mission einen wichtigen Dienst zu leisten durch die Illustration literarischer Werke. Seit der Wiederbelebung des Holzschnitts um die Mitte unsres Jahrhunderts, hat sie ja in diesem Zweige ein außerordentlich großes Arbeitsfeld gefunden. Wie eine mächtige Flut ergießen sich die illustrierten Zeitschriften über alle christlichen Völker. Von Jahr zu Jahr mehren sich die Werke, die ihren Gegenstand behandeln in „Wort und Bild.“ Die geförderte Technik der Presse gestattet eine großartige Massenverbreitung selbst guter Holzschnitte. Die Wichtigkeit dieses Zweiges der Kunst in Bezug auf das Volksleben, ist nicht zu verkennen. Auch in der Mission hat man ihn daher schon in ausgedehntem Maße angewendet.

Die Missionspresse entfaltet ja überhaupt eine ausgedehnte Thätigkeit. Manchmal möchte man ihr etwas mehr Mäßigung wünschen — was an dieser Stelle nicht näher zu erörtern ist. Mit den hunderttausenden von Traktaten, Handbüchern und periodischen Blättern, die von den Pressen verschiedener Denominationen[1]) in den verschiedensten Sprachen Indiens geliefert werden, finden ebenso viele Holzschnitte ihre Verbreitung. Die Aufgabe, welche sich die Mission in dieser Beziehung stellen sollte, wird jedoch nur sehr wenig erfüllt.

Schon die europäische illustrierte Literatur läßt viel zu wünschen übrig. Wort und Bild paßt oft nur wie die Faust aufs Auge. Der Schriftsteller hatte kein Verständnis für die Malerei und dem Maler war es nicht gelungen, sich in den Text einzuleben. Noch öfter aber zeigt sich der Schaden in gröbster Weise, wo fertige Clichés zur Illustration eines oft ganz fremdartigen Textes benutzt sind, in dem sie manchmal nicht mit einer Silbe Erwähnung finden, oder wo durch Rücksicht auf dieselben der Text von der sachgemäßen Behandlung abgelenkt wird.[2]) Leider haben sich auch unsre Missionsblätter in diesem Stücke oft versündigt und Langhans hat seinerzeit darüber seine scharfe Satire ausgeschüttet.

Die bildliche Darstellung sollte immer zum Text stimmen und beides in Wechselwirkung einander erläutern. Schriftsteller und Künstler sollten einander die in Hände arbeiten — dazu aber müßten sie selbst ein Herz und eine Seele sein. Das ist sehr schwierig. Selbst so treffliche Männer wie Pfannschmidt und Gerok, haben in solcher gemeinsamen Arbeit einmal eine ernste Differenz gehabt. Jedoch sollte das Ziel wenigstens erkannt und angestrebt werden.

In Indien aber ist die Sache noch viel schwieriger. Selbst wenn man Bilder hat, die leidlich zum Texte passen, so sind diese zum größten Teil nur nach europäischer Auffassung gemalt und dem Inder geradezu unverständlich, oder geben zu den gröbsten Mißverständnissen Anlaß. Unter den Beispielen, die mir davon entgegengetreten sind, sei hier nur folgendes angeführt. Ein Schutzengel schwebt von heller Glorie umstralt über einem europäischen Knaben, der auf einem gefährlichen Wege wandelt, gefolgt von seinem treuen Hündchen, so etwa nach Richterscher Art. Man fragt

---

[1]) Vor allen sind die amerikanischen Methodist-Episkopalen zu erwähnen.

[2]) Indien in Wort und Bild von Schlagintweit, ein großes Prachtwerk, macht sich ähnlicher Vorwürfe in vollstem Maße schuldig. Die einzige Darstellung der Mission, die in Indien wahrlich schon einen beachtenswerten Faktor bildet, wird (wenigstens in der ersten Auflage, die zweite kenne ich nicht) in einer unbedeutenden Methodistenkapelle gegeben.

die Beschauer: Was bedeutet das Bild? Nach mehreren vergeblichen Versuchen findet folgende Erklärung allseitige Zustimmung: „Das ist ein junger Saheb (Herr) der von einem Wolfe verfolgt wird und, indem er sich zu retten versucht, in das Feuer fällt.“ Ein andermal wird eine Gruppe von Menschen für einen Turm gehalten. Ähnliche Beispiele würde man bei weiterer Nachforschung reichlich finden. Trotzdem fährt die illustrierende Presse fort, europäische Clichés in großer Zahl zu importieren. Sie leistet damit in Wirklichkeit nicht eine Illustration, sondern eine Obskuration. Die Aufgabe der Mission, wirklich indische Bilder für ihre Presse herstellen zu lassen, scheint meines Wissens kaum in Angriff genommen zu sein. Und doch würden gute, dem Leser verständliche Holzschnitte oder vollends Farbdruckbilder in Indien eine außerordentliche Wirkung ausüben.

Endlich komme ich auf die Laterna magica, durch welche ebenfalls die Malerei in ausgedehntem Maße in den Dienst der Mission gestellt wird. Ich kann dies vorzügliche Mittel nicht genug empfehlen. Der tiefe Eindruck, welchen die betreffenden Vorführungen nie verfehlen, mag zum Teil mit auf dem Wunderbaren beruhen, das die Sache für Beschauer mit mangelhaftem optischen Verständnis hat. Diesen Umstand sollte die Mission nicht ausbeuten,[1]) vielmehr dafür sorgen, daß die Versammlung jedesmal erfährt, wie alles mit rechten Dingen zugeht. Auch gehört Übung und Gewandtheit beim Erklären der Bilder dazu. Nach dem, was ich davon gesehen habe, scheint mir allerdings solche illustrierte Verkündigung des Evangeliums der gewöhnlichen Basârpredigt weit vorzuziehen, namentlich weil sie weit weniger Gelegenheit bietet mit spitzfindigen Fragen Diskussionen herbeizuführen. Sie hat vielmehr das Kerygmatische, während jene gar zu leicht polemisch wird. Ich würde in der That wünschen, daß jeder Missionar einen solchen Apparat besäße, wenn wir die zugehörigen Bilder in wirklich zweckentsprechender Ausführung besäßen. Ich habe nicht davon gehört, daß solche im indischen Sinne gezeichneten Bilder schon irgendwo gebraucht werden. Vielfach hat man die Bilder, die für europäische Kinder gemalt sind, oder falls sie eigens für die Mission angefertigt wurden, geschah dies von Künstlern, die von indischer Auffassung keine Ahnung haben.

Der Missionar aber täuscht sich über die erfreuliche Wirkung seiner Vorführungen. Meistens dürfte er kaum erfahren, wie viel schiefes Ver-

[1]) Ein melanesischer Missionar machte den Insulanern sogar Taschenspielerkunststücke vor, freilich nur, um sie hernach zu erklären und versuchte damit den Aberglauben zu überwinden.

ständnis bei den Beschauern mit unterläuft. Es wird auch hiermit nicht anders gehen als mit dem erwähnten Schutzengel.

Auch in diesem Stücke liegt die Aufgabe der Mission klar vor Augen. Sie hat die Ausbildung einer christlichen indisch-nationalen Malerei herbeizuführen. Die Aufgabe ist sehr schwer. Es scheint unmöglich einem europäischen Künstler zuzumuten, daß er sein Schönheitsideal preisgebe und Bilder male, die von seinem Standpunkt betrachtet nur Karikaturen sind. Allein um Christi willen sollte doch kein Opfer zu groß sein. Sollte es nicht einen oder den andern europäischen Christen geben, der wirklich den Mut hätte so den Indern ein Inder zu werden, daß er auch in das indische Ideal sich einlebte, soweit dies mit dem Christentum vereinbar ist und dann Bilder male, die dem Inder zu Herzen gehen, daß er sagt: „Das ist Fleisch von meinem Fleische!" Ich glaube, daß es so selbstverleugnungsbereite Christen giebt. Welche Veränderungen sie im Rahmen der indischen Auffassung im christlichen Geiste hervorrufen würden, (sicherlich würden sie Christum nicht mit vier oder sechs Armen malen!) darauf kann ich hier nicht näher eingehen. Das Ziel würde immer sein, eine christlich gereinigte und veredelte, aber trotzdem immer indisch nationale Malerei.

Fast möchte ich den Vorschlag aussprechen, man möge doch gleich den Baseler Industriebrüdern und, wie ich schon die Sendung eines Ökonomiebruders empfohlen habe,[1]) auch einen Malerbruder aussenden, einen talentvollen Missionszögling, der hier so viel wie möglich Malerei studiert hat und der zunächst indische Studien zu machen und sich in die indische Kunst einzuleben hätte. Er könnte dann Schüler um sich sammeln und so eine Art indisch christlicher Malerschule bilden. Seine Schüler würden einst, unter Fühlung mit verständnisvollen Missionaren, selbst als Meister wirken. Dann würde ein Leben Jesu oder andre biblische Stoffe auf Marienglas gemalt eine weite Verbreitung finden, auch würde es nicht an wahrhaft geeigneten Holzschnitten für die Presse und eben solchen Bildern für die laterna magica fehlen. Auch würde die christlich-indische Malerei befruchtet durch europäische Einflüsse (namentlich bezüglich der Technik) bald ihre Superiorität über die bisherige indische Malerei zeigen und auch dies würde der Mission zur Förderung gereichen.

Ich habe den obigen Vorschlag jedoch nur zögernd angedeutet. Ich habe nicht die gleiche Freudigkeit, wie in Bezug auf den Ackerbau, die Ausbildung und Aussendung eines besondern Maler-Missionars zu empfehlen, weil im letzteren Falle alles auf besondere Begabung ankommt,

[1]) Allg. Miss.-Zeitschr. 1892, S. 18.

über die sehr schwer vorher ein zutreffendes Urteil zu gewinnen sein dürfte. Was wir zunächst thun können, ist dies, dahin zu wirken, daß die betreffende Aufgabe namentlich von den Leitern der Mission durchschaut und von ihnen auch den angehenden Missionaren der richtige Blick für dieselbe geöffnet werde. Vielleicht daß mancher, ohne speciell für diesen Zweck ausgebildet zu sein, in Indien schon mancherlei Vorbereitungen treffen kann. Unter Gottes Fügungen wird zu rechter Zeit auch der rechte Mann gefunden werden, der durch allseitige Ausrüstung zu durchgreifenden Maßregeln geschickt ist.[1]) Daß aber die Mission, wenn sie Indiens Völker und nicht bloß entnationalisierte Bruchteile derselben gewinnen will, auch die indische Malerei zu christianisieren und nicht zu verdrängen hat, kann nicht zweifelhaft sein.

3. Die Musik.

Ich komme endlich zur Musik. Für diesen Zweig der Kunst gilt vielleicht noch mehr, als für die beiden schon besprochenen das Wort des Wandsbecker Boten von den Mißverständnissen, die daher kommen, daß zwei einander nicht verstehen können. Der herrlichste europäische Kunstgesang schneidet dem Inder durch die Ohren. „Sie heulen doch wie die Schakale," sagte einer, als er einen guten vierstimmigen Kirchenchor hörte. In einem andern Falle wurde der christliche Kirchengesang charakterisiert: die Leute hätten geschrieen Ghi, Ghi! (Butter, Butter!), daß es nicht auszuhalten gewesen wäre.

Andrerseits ist uns die indische Musik unerträglich. Für den Anfänger gehört ein großes Maß der Überwindung dazu, sie ruhig mit anzuhören. Es ist kaum möglich einem, der sie nicht selbst gehört hat, davon eine zutreffende Vorstellung zu geben. Die Inder haben nämlich eine ganz andre Toneinteilung. Bei uns hat die Skala sieben ganze und fünf halbe Töne. In der indischen Musik entsprechen demselben Umfange etwa 20—24 Töne. Irgendwie ein lang gehaltener Ton (messa di voce, portamento) kommt nicht vor,[2]) scheint vielmehr auf das indische Ohr geradezu beleidigend zu wirken. Die Melodie bewegt sich sehr schnell bei festem Takte in sehr kleinen Intervallen ruhelos hin und her. Plötzlich springt sie in eine höhere Oktave, in der sich ein entsprechendes Gegnirgel[3]) wiederholt. Ich weiß nicht recht, ob man überhaupt nach unsern Begriffen von einer Melodie sprechen kann. Ich möchte das Ganze vielmehr den

[1]) Noch erfolgreicher als alle europäischen Bemühungen dürfte es sein, wenn ein indischer Maler ein rechter Christ würde und nun seine Kunst zu christlichen Darstellungen verwendete.

[2]) Etwa mit Ausnahme des Schlußtons der Kol-Bhadschans.

[3]) Dieser Provinzialismus scheint mir am bezeichnendsten.

gemusterten Hintergrund (Begleitung) nennen, auf dem sich eine Melodie erheben könnte. Nimmt man dazu noch ein starkes Näseln, sowie das gänzliche Fehlen eines Schlußtones — der Gesang hört oft ganz unvorbereitet mit einer Disharmonie auf[1]) — so hat man den indischen Nationalgesang, Bhâdschan.

Die Instrumentalmusik berühre ich nur kurz. Sie besteht großenteils in einem unerträglichen Trommeln (Buttern wie eine Amerikanerin sagte) sowie in einem Geklimper auf einer einseitigen Guitarre (Ektar). Sehr beliebt ist ein hoboenartiges Instrument mit zwei Röhren, deren eine einen konstanten Baßton giebt, während auf der andern in nur wenigen Tönen herumgekribbelt wird. Man hat auch Streichinstrumente und die indischen Musiker gewöhnen sich sehr bald an den Gebrauch unsrer Geige, auf der sich sehr gut alle ihre Töne hervorrufen lassen. Endlich sind noch die Becken oder Cymbeln zu erwähnen, deren bimmelndes an- und abschwellendes Gesumme ich mir am ehesten gefallen lassen mochte.

Unser einer möchte diese ganze indische Musik überhaupt nicht für Kunst halten. Damit würden wir aber die Inder selbst sehr beleidigen. Sie haben in der That ein fein ausgesponnenes musikalisches System, das ein ganz bedeutendes Studium erfordert; auch giebt es eine ausgedehnte wissenschaftliche Literatur über die Musik. Es gehört viel Fleiß dazu, um ein tüchtiger indischer Musiker zu werden. Für uns zwar sind die Leistungen eines solchen von denen eines Stümpers gar nicht zu unterscheiden.[2])

Sollen wir nun der indischen Musik überhaupt das Todesurteil sprechen?[3]) Fast scheint es, als hätte die Mission es wenigstens teilweise

[1]) Unsre Melodien gleichen den abgepaßten Mustern, die indischen dagegen gemustertem Stoffe, der nach der Elle verkauft wird und an beliebiger Stelle abgeschnitten werden kann. Innerhalb des Musters freilich läßt sich etwas erkennen, das unsrer Melodie entspricht. Man kann gewöhnlich die Einleitung, die ganz oder teilweis als Refrain wiederholt wird, sowie einen Satz und Gegensatz (in höherer Tonlage) unterscheiden. Doch bildet solche Strophe keine in sich abgeschlossene Einheit, sondern nur ein Stück, das immer wiederholt wird (entsprechend den Wiederholungen in der Skulptur — S. 93), aber nie zu einem Abschluß kommt. Vergl. Allg. Miss.-Zeitschr. 1892, S. 530.

[2]) Die Inder sind zur Ausübung europäischer Musik nicht völlig untauglich. Die Kapellen der Sipahi-Regimenter bringen es meist unter der Leitung deutscher Meister zu einer ganz leidlichen Militärmusik — vielleicht könnte ich ihr noch ein günstigeres Prädikat beilegen, wenn ich mehr davon gehört hätte. Mir wurde aber versichert, daß diese Musiker, die jahrelang Tag für Tag auf europäische Weise Musik gemacht haben, sobald sie vom Militär entlassen sind, keine einzige europäische Weise mehr spielen.

[3]) So that es in der folgenden Diskussion ein Geistlicher, der die Losung ausgeben wollte: „Fort mit den Bhâdschans! Allein unsre Choräle und christlichen Volksmelodien haben den richtigen Ausdruck für christliche Gefühle."

gethan. Die Leipziger haben in den Kirchen seit der Zeit der Väter nur den deutschen Choral; die Baseler haben auch das geistliche Lied im Volkston — manche englische und amerikanische Denominationen nur ihre Lieder zugelassen. Hier und da hat man es ja auch zu einem leidlichen, ja selbst zu einem schönen Gemeindegesang gebracht und bei Kols und dravidischen Völkern (deren inneres Musikorgan dem unsrigen wahrscheinlich viel näher steht als das der Hindus) habe ich sogar ganz hervorragende Leistungen des Chorgesanges gehört.[1]) Die lutherischen Tamulen haben auch offenbar die Choräle liebgewonnen, die schon ihre Großväter gesungen haben. Aber etwas Fremdartiges ist und bleibt ihnen trotzdem alle europäische Musik. Es mag ihnen damit gehen wie mit den Kirchen und Türmen. Aber es bricht sich die im indischen Herzen gewurzelte Sangeslust immer wieder nach eigner Weise Bahn. Ich habe es nirgends gefunden, daß es in einer christlichen Gemeinde gelungen wäre, die Bhâdschans zu unterdrücken. Überall sind sie für den außerkirchlichen Gebrauch frei gelassen; auf manchen Gebieten sind sie zum Teil auch in den Kirchen zugelassen. Aber nichts ist charakteristischer, als wenn man die indischen Christen bei den verschiedenen Arten des Gesanges beobachtet. Ernst und andächtig singen sie unsre Kirchenlieder; aber wenn sie zu den Bhadschans übergehen, so leuchten die schwarzen Augen ganz anders; ein fühlbarer Pulsschlag belebt die singende Gemeinde ganz anders als vorher und an jedem einzelnen scheint alles mitzusingen, selbst das Gesicht und alle Glieder. Da singen sie mit Leib und Seele.

Hiernach werden wir sicherlich die Mission von der Aufgabe, die indische Musik zu erhalten und zu pflegen nicht entbinden können. Was darin bisher geschehen ist, kommt aber weniger auf Rechnung ihrer Wirksamkeit als vielmehr auf die ihrer Zulassung. Und doch ist durch die Initiative der indischen Christen in diesem Zweige der Kunst bereits viel mehr geschehen als in den beiden andern. Es giebt schon eine christliche indisch-nationale Musik, deren Wichtigkeit für die Mission vielfach noch nicht genügend gewürdigt wird. Sie bildet ein Band, das die indischen Christen mit ihren noch nicht christlichen Landsleuten verbindet. Solchen Musikaufführungen hören auch die Heiden gern zu und finden sie „süß."

In Tandschaur hatte schon im Anfang unsres Jahrhunderts der

---

[1]) Die Schulmädchen in Rantschi stimmten ihre dreistimmigen Gesänge sicher und rein an, ohne daß ihnen zuvor jemand einen Ton angegeben hätte. Auch auf den Baseler Missionsstationen und in Tinneveli habe ich z. T. sehr guten europäischen Gesang gefunden.

Meistersänger Wedanaichen seine Kunstschule gegründet. Er war Poet und Komponist zugleich. Seine über die Grenzen des Tamulenlandes hinaus bekannten Lieder werden noch heute von Christen und Heiden gern gehört.[1]) Ich selbst hörte seine Enkel mit ihren Gesellen singen. Zu Ahmednagar im Mahratta-Gebiet aber habe ich einen genaueren Einblick in diese indisch-christliche Musik thun dürfen.

Der Dichter und Komponist, ein bejahrter Pastor, eine ehrwürdige Erscheinung, eröffnete die Aufführung, indem er seinen Turban abnahm und ein Gebet sprach. Dann erklärte er, daß die Vorträge vom Gebet handeln sollten. Seine drei Begleiter saßen neben ihm: einer mit einer Trommel, der andre mit der Guitarre, der dritte, ein Blinder, mit kleinen Messingbecken. Die fremdartige Musik mit ihren sonderbaren Schnörkeln begann, und dazu der näselnde Gesang der vier Künstler. Der Inhalt der ersten Strophe war etwa dieser: Welch ein großes Ding ist es doch, daß wir, die wir uns kaum getrauen einen Menschen um etwas zu bitten, vertrauensvoll zu dem allmächtigen Gott beten dürfen! Die Musik drückte mit ihrem An- und Abschwellen die verschiedenen Gefühle aus. Der sanfte, glockenähnliche Klang der Cymbeln milderte das „Buttern" der Trommel, die auf der einen Seite den Baßton und auf der andern die Oktave desselben erklingen ließ. Nach Schluß der Strophe sprach der Dichter ein Recitativ, begleitet nur von einem Ton der Guitarre, der zu bestimmten Silben immer wiederholt wurde. Er machte einen Übergang zu der zweiten Strophe, die wieder von allen Instrumenten begleitet die thörichte Art des heidnischen Gebetes schilderte. (Sie versprechen ihren Göttern etwas, das aber in keinem Verhältnis zu dem Erbetenen steht. „Schenke mir einen Palast, ich will dir auch einen Pfennig geben.") Auch wie man die Götter betrügt, wurde angedeutet. Es wechselte weiter Recitativ und Strophe. Es wurde das rechte Gebet beschrieben, das vor allen geistliche Gaben erbittet, denen Gott in Gnaden auch die nicht erbetenen irdischen zufügt. Das Gedicht schloß mit der Geschichte von einem armen Knaben, der einen Brief an den Herrn Jesus auf die Post giebt. Der Brief kommt schließlich in die Hände eines Wohlthäters, der sich seiner annimmt und ihm eine gute Ausbildung geben läßt. — Obgleich ich nicht eben den Kunstgenuß der lautlos dem Gesange lauschenden Menge teilen konnte, machte dieser Kirtam — so nennt man derartige Gesänge — auf mich einen tiefen Eindruck.

Die christlichen Sänger ziehen oft weit im Lande herum und halten ihre Vorträge vor den Heiden. Sie thun damit sicherlich ein echtes Missionswerk. Die mit demselben erzielten Erfolge haben denn auch die meisten Denominationen bewogen auch in den Gottesdiensten indische Melodien zuzulassen, ja es fehlt nicht an Bemühungen, seitens der Missionare, diese

[1]) Er starb 1864, nachdem er bis in sein 91. Lebensjahr gedichtet und gesungen hatte. Sehr bezeichnend ist, daß seine Kunst auch von den Heiden hochgeschätzt wurde. Der König setzte ihm ein Jahrgehalt aus. Vergl. Ev.-Luth. Miss.-Blatt 1864, S. 311 ff.

Musik in den christlichen Gemeinden zu pflegen. Man hat versucht, die Bhâdschans in europäischer Notenschrift zu fixieren. Ich besitze ein paar derartige Sammlungen, die mir indessen den Eindruck machen, die Sache sei verfehlt. Wie oben dargelegt, hat die indische Musik ein ganz anderes Tonsystem als die unsrige. In unsre Noten gefaßt verlieren jene Lieder gerade ihr charakteristisches Gepräge. Daher glaube ich, die Mission sollte betreffs des Gesanges und der Musik überhaupt den eingebornen Christen freie Hand lassen. Es finden sich unter ihnen schon die Meister, welche die Pflege und Förderung bestens besorgen können. Zu meiner Freude habe ich ein paar mal in Missionsschulen besonderen Unterricht in dieser Art von Musik gefunden. Es wäre zu wünschen, daß solcher in allen Missionsschulen erteilt würde und z. B. in solcher Tüchtigkeit, daß je mehr und mehr in ganz Indien die Christen als die besten Sänger bekannt würden.

Ein pium desiderium aber muß ich hier noch hinzufügen, bezüglich des christlichen, harmlosen Volksliedes. Bis jetzt sind — mit einigen sogleich zu erwähnenden Ausnahmen — alle christlichen indischen Lieder religiös und erbaulich, und das ist den heidnischen Liedern ziemlich parallel, die sich fast alle auf die Götzen und den Götzendienst beziehen. In einem gesunden Christentum aber sollten alle Seiten des Lebens im Liede wiederklingen dürfen, wenn sie von christlichem Sinne durchdrungen sind, auch ohne ausdrücklich religiöse Beziehungen. Hier besteht noch eine fühlbare Lücke. Ich sah die Mädchen in einem Waisenhause spielen. Es war ein anmutiger Reigentanz. Dazu mußte natürlich gesungen werden — aber sie sangen ein Passionslied,[1]) weil sie eben kein harmloses Volkslied haben.

Nur bei den Kols, deren viele bei aller Heimatliebe nach Assam auszuwandern gezwungen sind, habe ich gehört von einem Heimatsliede, das ihnen ein Missionar gedichtet — aber nach deutscher Weise. Auch auf Baseler Stationen, wenn ich mich recht erinnere, fand ich ein paar Nachbildungen von deutschen Volksliedern. Ebenso sind mehrfach Kinderlieder übersetzt oder bearbeitet und werden von den kleinen Braunen recht niedlich gesungen — aber nach deutschen Melodien. Dazu ist auch der Inhalt oft recht fremdartig — wenn auch z. B. für den „Hafer, den der Bauer abmäht" der Reis gesetzt ist. Aber warum giebt man ihnen nicht indische Original-Kinderlieder? Ich sahe sie so treffend „Elefant"

[1]) An einer Stelle erinnerte es an das „drei Engelslied", das mir die Mädchen in der Spinnstube eines meiner Filiale manchmal singen, ohne es aus irgend einem Buche gelernt zu haben.

spielen. Sollte nicht z. B. ein Elefantenlied ihnen noch willkommener sein als jene deutschen Spiellieder? Vor allen Dingen aber sollten wir die Kleinen nach der Weise ihres Volkes singen lehren und nicht nach unsern Melodien. — Aber nicht bloß für Kinder, sondern auch für die erwachsene Jugend sollten die indischen Christen ihre harmlosen Lieder haben. Die heidnischen Vergnügungen in Gesang und Tanz geben sie daran. Es ist nicht unbillig, daß man ihnen irgend welchen edleren Ersatz dafür gewährt und ihrer Sangeslust angemessene Bahnen weist. Schon um die Kirchenlieder vor Mißbrauch, wie in dem erwähnten Falle, zu schützen, sollte man die Lösung der angedeuteten Aufgabe nicht vernachlässigen. Auch hier wird zunächst die Anregung geeigneter eingeborner Dichter und Komponisten angezeigt sein.

In der Musik finden wir die Mission der nationalen Kunst am meisten nahe gekommen. Hier haben wir bereits eine Kunst, die gleicherweise von Christen und Heiden anerkannt wird, die sich jedoch in entschiedenen Gegensatz gegen alles heidnische Wesen stellt. Die Lösung des Problems in dem einen Zweige beweist, daß sie auch in den andern möglich ist. Möchte sie auch fortan in der Architektur und Skulptur sowie in der Malerei kräftige Fortschritte machen.

Vorstehender Vortrag fand in seinen wesentlichsten Teilen Widerspruch von solchen, welche die Interessen unsrer Kunst wahren zu sollen meinten. Ich war darauf gefaßt. Hätte ich ihn vor einer Versammlung von Künstlern gehalten, so hätte man vielleicht versucht mich zu steinigen. Je mehr jemand von seinem Kunstideal erfüllt ist, desto weniger wird er imstande sein, irgend ein andres Ideal daneben gelten zu lassen. In diesem Sinne wurde mir von eines Malers Sohn zugerufen: „Fort mit der vermeintlichen indischen Kunst, die in Wahrheit keine Kunst sondern Karikatur ist!“ Auch von andrer Seite wurde betont, so wie die Wahrheit nur eine sei, könne auch das Schöne nur eins sein für alle Völker.

Es ist nicht schwer, diesen Einwand zu widerlegen. Die Veränderung unsres Schönheitsideals im Laufe der Zeit beweist ja deutlich, daß auch wir nur eine in der Entwicklung vorübergehende Erscheinung, aber nicht das vollkommne Ewig-Schöne haben. Solange noch verschiedene Sprachen auf Erden sind, welche die Mission nicht ignorieren, geschweige denn durch die Sprache eines christlichen Volkes verdrängen darf, wird sie der Kunst der verschiedenen Nationen die gleiche Anerkennung schuldig sein. Es wäre thöricht z. B. die Chinesen, die jetzt ihre schrägen, geschlitzten Augen schön finden, dahin zu bestimmen, daß sie fortan den europäischen Gesichtstypus ihrem Schönheitsideale einverleibten.

Erst wo die vielen Sprachen aufhören werden, werden auch die verschiedenen Schönheitsideale verschwinden und auch unser jetziges wird da keinen Bestand haben, wo wir das Ewig-Schöne in vollem Lichte schauen dürfen und nicht bloß in einzelnen im Medium des Irdischen gebrochenen Strahlen.

Dazu aber muß immer wieder daran erinnert werden, daß man nicht Völker gewinnen kann, wenn man die Elemente des Volkslebens zertrümmert. Mit jeder Negierung der nationalen Kunst schiebt die Mission der Erreichung ihres Ziels einen Riegel vor. Das wußte Paulus wohl, der den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche ward. Möge unsre Mission von dem großen Heidenmissionar auch in diesem Stücke immer mehr lernen.

Nachtrag.

Die in vorstehendem ausgeführten Gedanken haben weitere Veranlassung gegeben zu einer Diskussion des Gegenstandes in der Allgem. Missions-Zeitschrift. Am eingehendsten sind sie bekämpft worden von R. Gareis (1892, S. 579 ff.).

Nach einer Einleitung, in der er die von mir geforderte Selbstverleugnung in Bezug auf die Kunst detailliert, bestreitet der Verfasser die Verpflichtung des Missionars, sich an das Kunstideal des Inders zu akkommodieren, indem er ausführt, daß Wahrheit, Sittlichkeit und Schönheit identisch sei. Es könne daher auch nur ein wahres Schönheitsideal geben. Alles, was diesem nicht entspreche, sei auch nicht wahr und sittlich. Es sei eine Täuschung, wenn man sage, der Inder finde eben etwas anders schön als wir. Es wird dann aus einigen Zügen aus der indischen Malerei zu erweisen gesucht, daß sie nicht schön sei, weil sie nicht wahr sei. Ebenso wird die indische Musik verworfen wegen ihres zersplitterten Tonsystems. Der Menschengeist könne nur von halbem zu halbem Ton fortschreiten, so daß er den Eindruck der Harmonie behalte.[1]) Jene das Ohr beleidigende Musik könne nicht Trägerin eines geistlichen Liedes sein. Das erwähnte „Leuchten der Augen“ beim Gesang der Nationalweisen sei ein Zeichen von dem Aufflammen unheiliger Sinnlichkeit. Unsre Choralmelodien seien der vollkommen wahre und sittlich schöne Ausdruck der ihnen zu Grunde liegenden Worte. Es wäre un-

[1]) Dies ist ein musikalischer Irrtum. Die chromatische Tonleiter giebt keine Harmonie. Unsre Harmonie entspringt erst bei dem Fortschritt 2 ganze, 1 halbes, 3 ganze, 1 halbes Intervall.

sittlich, unschön und unwahr, geistliche Lieder nach indischen Nationalweisen singen zu lassen.

Es wird sodann allerdings zugegeben, daß die Kunst national sein solle; aber wenn sie sittlich und wahr sei, verkläre sie sich zu einer allgemein menschlichen Kunst, wie Shakespeare, der nationalste englische Dichter, Eigentum aller modernen Kulturvölker geworden sei. Nur wenn die nationale Kunst der Inder einer solchen Verklärung zu einer allgemein menschlichen fähig sei, dürfe die Mission auf sie eingehen; und da jene Annahme verneint wird, so lautet das Urteil: lieber ganz neuen Teig der Lauterkeit und der Wahrheit.

Weiter aber betont G., daß es sich in der Mission nicht nur um das allgemein menschliche Kunstideal handle, sondern um das christliche Kunstideal. Nachdem das Christentum der allgemein menschlichen Kunst ein höheres Ideal gebracht habe, könne bei einem heidnischen Kulturvolke für Christen nicht mehr von einem Hinabsteigen, sondern nur von einem Heraufziehen die Rede sein. Das höchste, was die Antike erreichte, ist das Endliche in seiner Idealität; das Christentum dagegen hat die Unendlichkeit erschlossen und damit der Kunst eine neue Seele gegeben. Die Darstellung des Erlösers am Kreuz ist der höchste Vorwurf für die Malerei; der christliche Choral die wahre Musik, die gotische Kirche die zum Himmel ziehende Architektur. Das ist unser christliches Kunstideal, das von keiner auf heidnischem Boden gewachsenen Kunst erreicht werden kann. Darum muß es hier heißen: Siehe, ich mache alles neu.

G. schließt mit dem Satz: Auch die indische Kunst wird von neuem geboren werden, und zwar wird sie national erstehen — aber die Zeit ist noch nicht gekommen. Der Boden des Volkes ist noch nicht reif. Er wird aber reif werden.

In meiner Erwiderung auf diese Ausführungen hatte ich mich zunächst gegen die behauptete Einheit des allgemein menschlichen Kunstideals zu wenden. Wir brauchen den Ausdruck zwar im Singular, aber nur für einen Kollektivbegriff. Hätte G. ihn ebenso genommen (was bei Betonung der Einheit wohl hätte erwähnt werden sollen) so könnte ich meine erste Entgegnung als gegenstandslos aufgeben. Immerhin wird eine Klarstellung dieses Punktes für die weitere Betrachtung nicht überflüssig sein. Es handelt sich hier allerdings nicht um eine Einheit, sondern es giebt zahllose Ideale, ebenso wie es zahllose Ideen giebt. Die letzteren gehören schlechthin der unsichtbaren Welt an; aber der Künstler schaut (resp. hört) im Geiste ihre Projektion auf das

Sinnlichwahrnehmbare und bemüht sich, diese überirdischen Musterbilder alles Schönen in irdischem Stoffe zur Erscheinung zu bringen. Das sind seine Ideale.[1])

Vor mir liegen zwei Bilder von Raffael. In welcher Mannigfaltigkeit müssen solche Muster dem Geiste des Künstlers bei der Arbeit vorgeschwebt haben! Das sind Reiher, die nicht dem Modell im zoologischen Garten nachgebildet sind, eine ideale Stadt, mit der das wirkliche Tiberias sich nie gedeckt hätte, da haben wir Menschen verschiedenen Standes und Alters, in denen wir nicht einzelne Individuen, sondern den ganzen Stand u. s. w. dargestellt finden. Und welche Mannigfaltigkeit von Stimmungen spiegelt sich auf den Gesichtern! Das Erstaunen, das ernste Nachsinnen, das selige Ergriffensein, das schüchterne Nahen, das Zweifeln, der finstere Groll und die Verachtung bei den Zuhörern St. Pauli auf dem Areopag und die heilige Begeisterung auf dem Antlitz des Apostels — sie alle sind die meisterhafte Wiedergabe ebensovieler Ideale.

Sollte nun aber etwa diese Vielheit von der behaupteten Einheit nicht ausgeschlossen sein, so muß ich letztere doch in anderm Sinne anfechten. Keines dieser Ideale hat nämlich die Festigkeit, welche die Einheit bedingt. Sie sind allzumal dem Wandel und der Veränderung unterworfen nach Zeit und Ort, nach Nationalität, ja sogar nach der Individualität des Malers.

Greifen wir ein konkretes Beispiel aus der Malerei (um bei dieser zu bleiben) heraus, eines, das besondere Wichtigkeit erlangt hat: das Madonnenideal. Wir stellen je ein beliebig herausgegriffenes Bild der Mutter des Herrn von den Byzantinern, Raffael, Murillo und Rubens nebeneinander. Sind etwa diese vier alle von einem und demselben Urbilde kopiert? Nein; hier sind unwidersprechlich vier zum Teil sehr scharf voneinander abweichende Typen zu unterscheiden. Also die Künstler arbeiteten nach verschiedenen Idealen, was vollends deutlich wird, wenn man in tausend byzantinischen und in den Dutzenden von raffaelischen Madonnenbildern je den betreffenden Typus wiederfindet. Wo ist denn nun **das** Ideal? Und erkennst du nicht sofort den Byzantiner, den Italiener, den Spanier und den Niederländer? Hier haben wir verschiedene nationale Ideale. Nimmt man aber Raffaels sämtliche Madonnen der Reihe nach vor, so finden sich selbst bei diesen beträchtliche Unterschiede des Ideals, nach denen der Kundige die einzelnen Bilder

---

[1]) Man vergl. das, was Vischer in seiner Ästhetik über die Entstehung der Ideale sagt.

ihrer Entstehungszeit gemäß ordnet — denn Raffaels Ideal selbst hat verschiedene Stufen durchlaufen.

Und wie steht es mit unserm Ideal? Der Ausdruck ist nicht ganz deutlich. Nehmen wir, um es kurz zu machen, die deutschen Künstler als unsre Vertreter. Man bestelle bei ihrer zweien je ein Bild der Mutter Jesu. Sicherlich würden die Bilder nicht so ausfallen, daß man sagen könnte: beide sind nach einem Ideal gearbeitet.

Diese Thatsachen widerlegen die von G. vorausgesetzte Einheit. Damit aber ergiebt sich auch seine theoretische Fundamentierung als nicht stichhaltig. Er identifiziert nämlich das Schönheitsideal mit dem Wahren und Sittlichguten. Da nun die Wahrheit nur eine sein kann, ebenso wie die Sittlichkeit, soll die Einheit des Schönheitsideals erwiesen sein. — Darauf ist zu sagen, daß freilich jene beiden Gebiete auch ihre Ideale haben, die überirdischen Muster des menschlichen Erkennens sowie des menschlichen Wollens und Handelns, und diese sind freilich jenen für die menschliche Phantasie geltenden Normen parallel. Ja in der Ewigkeit ist freilich Wahrheit, Heiligkeit und Schönheit eins. Aber man übersehe nicht, daß menschliche Ideale auch eben nur Strahlen der ewigen Vollkommenheit sind, mindestens reflektiert am Irdischen (1 Kor. 13, 12 — Spiegel — stückweises Erkennen), wo nicht geradezu im irdischen Medium gebrochen. Damit aber ist der solidarische Zusammenhang des Schönen mit dem Wahren und Guten in seiner irdischen Erscheinung so gelockert, daß nun und nirgends auf Erden gesagt werden kann: hier ist die Schönheit; weichst du von dieser ab, so wandelst du nicht mehr auf dem Wege der Wahrheit oder gar, so bist du der Unsittlichkeit verfallen.

Aber prüfen wir, um wieder konkret zu werden, z. B. die Madonnenideale auf ihre Beziehung zur Wahrheit. Sie sind fast alle mehr oder minder angefressen von menschlicher Auffassung, die oft weit abweicht von dem Worte Gottes, das uns doch die höchste Norm der Wahrheit auf Erden ist. Selbst ein Raffael hat bei aller Schönheit die demütige Magd des Herrn, die gebenedeite unter den Weibern, nicht nach dem Sinn der evangelischen Wahrheit getroffen;[1]) aber wie viel hierarchische Lüge ist sonst in Tausende solcher Bilder hineingemalt, oft natürlich ohne daß der Maler wußte, was er that. Aber wir haben leider Bilder sehen müssen, in denen der Künstler nicht bloß

[1]) Viel näher der Wahrheit kommen dürfte — wenn ich den Eindrücken meiner Jugendzeit noch trauen darf — eine Madonna von van Eyck, wenn man die Krone und andre königliche Attribute tilgen würde.

unbewußte Unwahrheit, sondern selbst bewußte Unsittlichkeit hineingemalt hat. Ich brauche nicht näher auf derartige Greuel einzugehen. Dergleichen liegt uns leider nicht zu fern.[1]) Kommen wir also auf unsre Kunst. Denken wir an unsre Kunstausstellungen, und wie wir auf denselben dem Fremdling die solidarische Verbindung des Schönen mit dem Wahren und Sittlichguten demonstrieren sollen. An wie vielen Bildern müssen wir schamrot vorübereilen. Und doch gehören sie unsrer Kunst an, und die sie malten sind weit und breit gefeierte Künstler. Hatten sie nicht auch unser, d. h. im Sinne meines Gegners „das allgemein menschliche Ideal“?

Und so steht es nicht bloß in Bezug auf die Malerei. Um nur einen Punkt aus der Architektur herauszugreifen, welches ist denn unser Ideal für den Kirchenbau? Meines, bekenne ich offen, ist das des sogenannten gotischen Stils. Aber wie viele Baumeister wagen es denn heutzutage, in einer deutschen Großstadt eine rein gotische Kirche zu bauen? Und wer wollte ihnen die Teilnahme versagen, wenn sie, wie beim Berliner Dom, durch die umgebenden Bauten gezwungen sind, von den schönsten unsrer architektonischen Formen abzusehen? Wenn aber der gekrönte Entwurf — der also ein hervorragendes Exempel aus unsrer deutschen Kunst ist — nach sachverständigem Urteil eine „mit einem riesigen Triumphbogen maskierte Lüge“ enthält,[2]) wo bleibt dann die solidarische Verbindung mit der Wahrheit? Und wo bleibt die Einheit bei jenen vielfachen Versuchen zu einem modernen Kirchenbaustil?

In Summa: wir wollen uns nicht ereifern, wenn uns in Bezug auf unsre Kunstideale das bekannte Wort: „Etwas mehr Bescheidenheit!“ zugerufen wird. Sie sind nämlich durchaus nichts Festes, Bleibendes, ewig Giltiges. Beiden Welten, der sichtbaren und der unsichtbaren angehörend, tragen sie eben alle Mangelhaftigkeit und Schwachheit der letzteren an sich. Da ist die Zersplitterung in die Vielheit, wo drüben nur eines ist, und ebenso der Fluß fortschreitender oder absterbender Entwicklung, ein zeitliches Werden und Wachsen und ein endliches Vergehen. Dürfen wir uns dabei als Inhaber des Vollkommenen betrachten, dem sich alle andren Völker fügen sollten? Dürfen wir uns anmaßen, der Kunst andrer Völker das Todesurteil zu sprechen, weil ihr angeblich

---

[1]) Auch das ist zu beachten, daß auch biblische Bilder keineswegs immer mit dem offenen Auge für die Glaubenswahrheit und mit geheiligtem betendem Herzen gemalt werden. In der Person des Malers ist das Ringen nach Schönheit oft sehr wenig mit dem Streben nach Wahrheit und Sittlichkeit gepaart.

[2]) Christl. Kunstblatt v. H. Merz, 1891 S. 114.

die Wahrheit und die Sittlichkeit fehlt? Müssen wir nicht gewärtigen, daß man uns sagt, kehrt doch erst vor der eignen Thür, denn ihr habt ja in der eignen Kunst so viel Unwahres und Unsittliches!

Dem gegenüber betont die Entgegnung weiter, daß wir nicht bloß ein menschliches, sondern ein christliches Kunstideal haben. Der Verfasser wird den hierin liegenden Widerspruch gegen die ersten Ausführungen vielleicht dadurch lösen, daß er sagt: in allen wahrhaft gläubigen Christen ist eben das allgemein menschliche Ideal zu dem christlichen verklärt. Seitdem wir dieses haben, ist alles, was demselben widerspricht, keine Kunst mehr. Ich verstehe und teile seine Entrüstung über gewisse Bilder moderner Realisten. Aber dürfen wir ihnen die Kunst absprechen, wenn ihre Bilder auf der Kunstausstellung in der Reichshauptstadt preisgekrönt prangen? Und man denke an solch ein Bild, wie „die Lebensmüden". Wir haben trotz aller Entrüstung an demselben nicht bloß die technische Meisterschaft bewundert. Der billige Kritiker mußte die Kunstleistung anerkennen. Auch diese Leute haben ihre Ideale, wenngleich in bedauerlicher Verirrung. Und wo ist nun das eine christliche Kunstideal, bei dem wir solchen Verirrungen gegenüber eine sichere Zuflucht fänden? Ich erinnere noch einmal an das Ideal des Kirchenbaus. Wenn auch nicht ganz so schlimm, aber viel besser steht es auch in der Malerei nicht. Auch auf diesem Gebiete finden wir noch ein vielfaches Versuchen und Herumtasten, vereinzelte hellere Strahlen und anderwärts getrübtes Licht, daneben das weite Bereich der Dämmerung mit wogendem Nebel, aber nirgends hat bis jetzt die christliche Kunst die volle Sonne eines sichern Ideals mit stetigem unverändertem Lichte. Ebensowenig, wie jedes andre Ideal, ist das christliche Kunstideal etwas Fertiges. Es ist ein streitendes, wie die christliche Kirche selbst, und trägt dabei vielfach die Knechtsgestalt ihres Königs an sich, zu der es auch gehört, daß es hier in der Endlichkeit den Gesetzen irdischer Entwicklung unterworfen ist. Der mechanisch träge Gewohnheitsmensch möchte Gott vielleicht zu korrigieren versuchen z. B. in dem Sinne, es wäre doch besser gewesen, uns gleich von vornherein die fertigen in seinem Reiche geltenden Schönheitsideale zu offenbaren. Hätte man einfach eine Photographie der Jungfrau Maria, so wäre alle die Mühe und das Ringen unzähliger Künstler durch die Jahrhunderte erspart worden. Die Veronikalegende ist ja in der That der Versuch einer derartigen dummdreisten Korrektur. Wir bescheiden uns dabei, daß Gott in dem durch Christum gestifteten Gnadenreiche auf Erden die lebenskräftigen Keime der Vollkommenheit den Menschen gegeben hat, die unter der fortwirkenden, umwandelnden Kraft

des heiligen Geistes sich allmählich entfalten. Das gilt, wie für alle Zweige des menschlichen Lebens auch für die Kunst und ihre Ideale. Beachtenswert ist es, daß auf diesem Gebiete jene Keime sich mit den auf heidnischem Boden gewachsenen Idealen verquicken mußten. Einst waren letztere auch verwachsen gewesen mit der Lüge und Unsittlichkeit vielleicht in stärkerem Maße, als dies jetzt von den Idealen der heidnischen Inder gilt. Wer als Probe der griechisch-römischen Kunst etwa das beachtete, was man im Museum zu Neapel, in einer mit „oggetti osceni" bezeichneten Sonderabteilung zu sehen bekommt, möchte von jener heidnischen Kunst auch sagen wie G. von der indischen: Hier gilt einfach: ausfegen. Aber Gott hat nicht ausgefegt, sondern das Pflänzchen aus dem heidnischen Greuel herauswachsen lassen und zum Träger überirdischer Lebenskeime gemacht. Daraus sind unsre christlichen Kunstideale erwachsen, sehr langsam in wunderbarem Entwicklungsgang, oft nur in stark gebrochener Linie fortschreitend.

Noch ist die Entwicklung bei weitem nicht abgeschlossen, wie ja das Beispiel vom Kirchenbaustil darthut. In allen Zweigen der christlichen Kunst haben wir nichts Fertiges, das bei allen Christen Geltung hätte. Nicht einmal, wenn wir vor der Kluft zwischen römisch und evangelisch uns auf das letztere Gebiet beschränken wollten, hätten wir eine einheitliche evangelische Kunst. Man vergleiche z. B. nur den deutschen und den englischen Kirchengesang.[1]) Sollen wir da nun gerade unsre Form als die vollkommene auf das Missionsfeld bringen und den Heidenchristen nach erzwungener Negation alles dessen, was ihnen bisher schön erschien, sie aufdringen? Und ist nicht das Stück der Entwicklung, das wir gerade besitzen, zur Verpflanzung auf solchen fremden Boden geradezu ungeeignet? Hätten wir einen ausgewachsenen Baum, so würde man die Verpflanzung nicht wagen und nun ists ein vereinzelter Zweig, der sicherlich nicht gesunde Wurzeln schlägt.

Derartige mechanische Verpflanzungen gehören auch zu den menschlichen Plänen, die ganz anders gehen als Gottes Wege, welche doch in der Geschichte so deutlich vor unsern Augen liegen und zeigen, wie der Herr allezeit lebendige Entwicklung wirkt. Hat er es vermocht, durch die Kraft seines Geistes aus dem tief versunkenen griechisch-römischen Heidentum der abendländischen Christenheit ihre christliche Kunst hervorwachsen zu lassen, sollte er nicht imstande sein, der indischen Christenheit

[1]) Ich hörte z. B. in einer amerikanischen Kirche die Melodie: „Studio auf einer Reis'".

aus der jetzigen indischen Kunst auch eine ihr angemessene christliche Kunst sich entwickeln zu lassen?

Hiermit komme ich auf die Bedeutung des nationalen[1]) Elements in der Kunst. In der Naturanlage jedes Volkes sind Unterschiede gegeben, welche mancherlei Verschiedenheit des Schönheitsideals dem andrer Völker gegenüber bedingen. Man kann sich doch nicht wundern, wenn die Chinesen nur das menschliche Antlitz mit mandelförmigen Augen schön finden. Daß sie den Frauenfuß nur in verkrüppelter Form schön finden, läßt sich ihnen abgewöhnen, wenn man sie dahin bringt, die grausame Sitte aufzugeben,[2]) aber ihren Gesichtstypus, der ihr Ideal bedingt, kann kein Mensch ändern. Würde man nun den chinesischen Maler, wenn er ein aufrichtiger Christ geworden wäre, anhalten, fortan nur Gesichter mit europäischem Typus zu malen, so würde er damit aus seinem Volksganzen ausgeschieden sein. Als Christ kann er ein Chinese bleiben, wie ja verschiedene fremde Religionen unbeschadet der Nationalität und Reichsangehörigkeit dort Eingang gefunden haben. Mit der Negation des Schönheitsideals würde er sicherlich als ein Verächter seines Volkes verachtet werden. In diesem Punkte gilt, was ich bereits mehrfach über die Entfremdung der Bekehrten von ihrem eignen Volkstume gesagt habe, die geradezu ein Hindernis für die wesentlichste Aufgabe der Mission bildet.

Das Beispiel der Chinesen ist vielleicht das schlagendste, was sich in dieser Beziehung anführen läßt. Aber es trifft überall zu, daß eine Entnationalisierung, wie sie die Verdrängung des vorhandenen nationalen Ideals durch ein ganz fremdes ohne Zweifel bedingt, der Mission eine der schwersten Gefährdungen bereitet, selbst wenn trotzdem die Gewinnung einzelner Individuen erfolgte. Wenn G. dagegen protestiert, daß die sogenannte Kunst jener heidnischen Kulturvölker wirkliche Kunst sei, so haben doch Fachmänner darüber anders geurteilt, wie z. B. Kugler, der in seiner Kunstgeschichte der indischen Kunst mehrere ausführliche Abschnitte gewidmet hat.

Ohne Zweifel ist das indische Kunstideal einer solchen Befruchtung durch den Geist des Evangeliums fähig, daß sich daraus ein christliches Ideal entwickeln kann. G. schreckt uns damit, daß er die

---

[1]) Ich muß hierbei bemerken, daß ich den Ausdruck nur in unserm Sinne gebrauche. Ich werde in einem späteren Aufsatze darzuthun haben, wie dem Inder der Begriff Nationalität völlig fremd ist.

[2]) Das wird freilich nicht weniger schwer sein, als alle Bemühungen bei uns, die Verunstaltung des weiblichen Körpers durch Schnürleiber, abzustellen.

Einführung indischer Bilder, wie sie sind, in die christlichen Kirchen supponiert, während ich ausdrücklich die Altarbilder überhaupt abgelehnt, sodann aber auch immer nur von der Verwendung einer geläuterten indischen Malerei gesprochen habe, die von der Mission zu befördern sei — während jetzt fremdartige Bildwerke verwandt werden.

Wie Gott die verfehlten menschlichen Pläne beim Bau seines Reiches vielfach zwar lange zuläßt, schließlich sie aber doch immer wieder korrigiert, das zeigt in Bezug auf die Malerei auch schon ein Beispiel — zwar nicht aus Indien, aber aus China. Vor mir liegt eine Serie von biblischen Bildern, Gleichnisse des Herrn darstellend, von einem Meister Matthäus Tai in Ningpo.[1]) Dieser Herr, einst ein wohlsituierter Maler und Musiker, später durch Opiumlaster heruntergekommen, ist seit 1874 ein guter Christ geworden und hat seinen Pinsel in den Dienst des Evangeliums gestellt. Er malte fortan nichts, was irgendwie mit dem Götzendienst zusammenhängt oder demselben dient, sondern nur christliche Bilder, aber völlig mit chinesischer Technik und nach chinesischem Ideal. Auf den ersten Anblick machen sie uns den Eindruck kindischer Schmierereien. Bei näherer Prüfung muß man trotz alles Fremdartigen eine hohe Meisterschaft anerkennen. Die fünf thörichten Jungfrauen zeigen eine feine Charakterisierung. Die eine klopft ungeduldig an die Thür — aber in chinesischer Weise; unser Anklopfen mit dem Finger würde unverständlich sein — eine andre prüft ihre Ölflasche, eine dritte zeigt an dem umgekehrten Gefäß, daß es leer ist, die vierte kehrt unverrichteter Sache vom Markte zurück und die letzte steht und weint. Das Gleichnis ist treffend gefaßt und die Scene geradezu dramatisch gestaltet. Dabei aber ist jeder Strich original chinesisch: die „Mandelaugen", die „Edelsteinfüße", die Kleider und Geräte, sowie die sonderbare Darstellung der Landschaft mit ihrer eigentümlich stilisierten Vegetation — ich unterscheide acht Pflanzentypen, unter denen ich den Bambus wieder zu erkennen meine, die übrigen sind mir unverständlich. Hier haben wir ein völlig chinesisches Bild, das zugleich im vollsten Sinne ein christliches ist, obgleich es unsern Schönheitsbegriffen schroff widerspricht. Solche Bilder sind vortreffliche Missionsmittel. Sie dienen zur Erbauung der Gemeinde, wie zur Gewinnung der Heiden. Wie wirken dagegen unsre biblischen Bilder, die zu Tausenden mit Missionstraktaten verbreitet werden? Großenteils unverstanden und wenigstens von den Heiden als die Sudeleien der

---

[1]) Church Missionary Gleaner 1877 p. 11 f.

fremden Barbaren verachtet. Soll nun etwa Herr Tai von der Mission angehalten werden, solche „unschönen, unwahren und unsittlichen Bilder“ nicht ferner zu malen, sondern vielmehr abendländische Bilder zu kopieren? Ich denke, niemand wird einen so thörichten Rat geben, durch den eine eben sich öffnende Thür sofort verschlossen würde. Jeder Verständige wird sich der Entwicklung einer christlich-chinesischen Malerei freuen und sie nach Kräften befördern, wie Rev. G. E. Moule zu Ningpo that, dagegen die thörichte Verbreitung europäischer Bilder einstellen.

Ich habe noch nicht erfahren können, ob in Indien ähnliche Anfänge vorliegen. Möglich sind sie, so gut wie in China, denn die heidnisch-indische Malerei ist nicht verderbter, als die chinesische, und die Kraft des Evangeliums ist auch in vielen Indern schon so mächtig, daß sie, wenn sie malen könnten, nichts mehr malen würden, was dem Götzendienste angehört. Leider scheint in Indien noch kein tüchtiger Maler ein Christ geworden zu sein. Wäre es aber nicht Pflicht der Mission, anstatt Verbreitung der unverstandenen europäischen Bilder, das ihrige dazu zu thun, daß ein aufrichtiger indischer Christ ein tüchtiger Maler werde?

Das nationale Ideal bricht sich zuletzt doch Bahn. Davon haben wir in Idien in einem anderen Zweige der Kunst, in der Musik, ein schlagendes Exempel. Die Mission suchte europäische Melodien einzuführen und hat es teilweis in den christlichen Gemeinden erreicht. Dagegen hat sich trotz des Widerstandes vieler Missionare eine christlich-indische Poesie und Musik gebildet, die bereits fast überall die Zulassung in den Kirchen errungen hat und in weitem Maße als ein wichtiges und wirksames Missionsmittel angewandt wird. Ich bitte den Leser, noch einmal oben S. 106 f. zu vergleichen, sowie den sehr interessanten Artikel von Stosch in der Allg. Miss.-Zeitschr. 1892, S. 234 ff. Sicherlich haben wir hier eine nach nationalem Ideale sich entwickelnde christliche Musik. G. bestreitet, daß diese unser Ohr beleidigende Musik[1]) jemals die Trägerin eines geistlichen Liedes werden könnte. Aber sie ist es schon, und das von mir erwähnte Funkeln der Augen bezieht sich nicht (wie G. mißverstanden hat) auf Lieder, die die Sinnlichkeit entflammen, sondern auf christliche, die den gläubigen indischen Christen über alles Endliche entrücken in die unsichtbare Welt zum Vater des Lichtes, ebenso wie uns der Choral beim hehren Orgelklang — und doch klingt uns das Gegnirgel abscheulich, während sie den Choral im besten

---

[1]) Es ist ein Irrtum, wenn er sagt, daß ihr der eigentliche Rythmus fehlt. Entsprechend einer Mannigfaltigkeit von Versmaßen ist er im Gegenteil eines ihrer wichtigsten Elemente.

Falle mit singen, weil er eben eingeführt ist, aber ihn (mit geringen Ausnahmen) auf eignen Antrieb nicht anstimmen.

Sollen wir nun im Sinne der Entgegnung sagen: „Fort mit dieser Musik, die keine Musik ist?“ Das würde heutzutage gewissermaßen heißen, der Mission die Wurzeln abgraben. In dieser christlich-indischen Musik bricht sich das von christlichem Geist befruchtete nationale Ideal mächtig seine Bahn. Die Menschen (NB. von seiten der Mission) haben es lange nicht anerkennen wollen; aber Gottes Wege gehen auch in diesem Stück ganz anders, als der Menschen Pläne. Sollten wir trotzdem auf die letzteren eigensinnig bestehen, weil wir allein die wahre Kunst haben? Könnten wir unsre Vorfahren hören, wie sie ihre Glaubenslieder sangen, in phrygischer und hypomixolydischer Tonart, so würden wir davon wahrscheinlich wenig erbaut sein. Und wer weiß, was unsre Nachkommen einmal von unsrer Musik sagen werden. Auch das christliche Kunstideal ist der Entwicklung unterworfen. In Indien hat eine solche begonnen. Hüten wir uns, sie zu verachten oder durch unsre Aufdringlichkeit sie zu verhindern.

G. hatte sich auf Malerei und Musik beschränkt; so will auch ich mich für diesmal hierbei bescheiden. Nun kommen wir zum Schluß auf den Punkt, auf den G. gleich zu Anfang das ganze Gewicht legte. Was wird unter diesen Umständen vom Missionar verlangt? Ich hatte gesagt: Selbstverleugnung! Das war vielleicht zu hart. Vielleicht ruft mancher entsetzt: „Je, wer kann denn Missionar werden!“ — als wenn es durch ein Nadelöhr gehen sollte. Doch auch hier wird es heißen: bei den Menschen ist es unmöglich — aber bei Gott sind alle Dinge möglich. Er macht in der That auch manchen den Indern zum Inder, der es sich nicht zugetraut hätte. Darum will ich gern meine Forderung, als die an menschliches Vermögen gerichtet ist, limitieren.

Der Missionar soll ja nicht überhaupt ein Inder werden, soll nicht seinen Choral und sein christliches Volkslied, soll nicht seine Schnorrschen und Richterschen Bilder darangeben und nicht die gesegneten Erinnerungen an die gotische Kirche seiner Heimat auslöschen — um dafür sich persönlich in die fremdartigen Formen zu finden. Nein, er bleibe ein deutscher Christ mit deutschen Idealen. Ja er hege und pflege sie im fremden Lande als einen Trost und eine Stärkung in dem schweren, sonst so entsagungsvollen Berufe. Im Hause lasse er nach gethaner Arbeit samt Weib und Kind fleißig die deutschen Weisen erklingen, zeige den Kleinen die Speckterschen Fabeln, und erbaue sich mit seiner Gattin an der

Photographie des Münsters oder des schmucken Dorfkirchleins, in dem er oder sie einst selige Stunden erlebte. Und wenn bei alledem die braune Aya staunend darein schaut, so sage er ihr: Seht ihr, das ist uns süß!

Dagegen in seiner Arbeit in der heidenchristlichen Gemeinde höre er das Gegnirgel an, ohne sich die Ohren zuzuhalten oder die Nase zu rümpfen. Er arbeite nur dahin, daß die wohl verstandenen Worte möglichst überall aus einem gläubigen Herzen kommen.[1] Auch sorge er dafür, daß ein guter indisch-musikalisch gebildeter Musikmeister die Schule und die Gemeinde in gutem Zuge halte, damit vorübergehende Heiden nicht etwa sagen: „was für schlechte Sänger sind doch die Christen“, sondern im Gegenteil stehen bleiben und dem süßen Gesange lauschen. Die eingeführten europäischen Gesänge schaffe er nicht etwa ab; aber er ziehe von dieser Musik den Accent zurück und wehre seinen Leuten nicht, wenn sie hier und da dafür einen Bhadschan einschieben wollen. Will er den Heiden auf dem Basar predigen, so stimme er nicht einen Choral oder ein Sankeylied an, sondern lasse seine braunen Leute brav trommeln, klingeln und fiedeln u. s. w.

Hat er eine illustriete Zeitschrift herauszugeben, so lasse er keine Bilder darin drucken, die die Inder nicht verstehen, oder in denen sie etwas Anstößiges finden.[2] Er achte darauf, ob einer seiner Schüler Begabung zur Malerei hat, suche Gelegenheit, ihn von einem Meister ausbilden zu lassen und ermuntre ihn, christliche Bilder zu malen, die er unter Zuziehung bewährter älterer Christen prüft, und wenn sie Beifall finden, für den Druck — womöglich Farbendruck — sowie für die Laterna magica benutzt.

Überhaupt lasse er den Christen in Bezug auf Kunst möglichst freie Hand, so bald er überzeugt ist, daß ihre Herzen dabei von christlichem Geiste bewegt sind, und daß sich nichts vom Götzenwesen mit einschleicht. Findet er etwas häßlich, was die braunen Christen süß finden — so verleugne er sich selbst, nicht daß er selbstquälerisch seinen Geschmack

---

[1]) Das ist freilich eine sehr schwere Aufgabe, denn vielfach singt der Inder die Worte zu seinen süßen Weisen ganz ohne Verständnis — es kommt ihm nur auf den Laut und Klang an.

[2]) Carlo Dolces Christus, der in der linken Hand das gesegnete Brot hält, muß auf den Inder einen unbeschreiblich widerlichen Eindruck machen. Als Parellele sei angeführt, daß in der neugriechischen Kirche der Wortlaut der Einsetzungsworte verändert werden mußte, weil nach heutigem Sprachgebrauch ἔκλασεν τὸν ἄρτον eine entsetzliche Unanständigkeit ausdrückt.

umzuwandeln sich bemüht, sondern nur, daß er es ruhig und ohne Widerwillen mit ansehen kann und gewähren läßt.

Das sind die ganzen Forderungen der ästhetischen Selbstverleugnung, die wir an den Missionar stellen, damit er den Indern ein Inder wird, wobei er für seine Person ein guter Deutscher bleibt mit deutschen Idealen. Das ist den Menschen möglich. Aber wenn sie sich auch weiter nichts vornehmen, so wird Gottes Kraft in ihnen noch viel mehr möglich machen, als sie wissen und wollen. Bei vielen von ihnen ist dergleichen geschehen. Von manchem Missionar rühmen die eingebornen Christen: „Er ist geworden wie unser einer.“

Außer der Gareisschen Entgegnung auf meinen Vortrag über Mission und Kunst gingen noch zwei solche vom Missionsfelde ein. Missionar Bruske von der Kolsmission berichtigt u. a. meine Annahme, daß bei den Bhâdschans überhaupt nicht von Melodien nach unsern Begriffen zu reden sei. Sie haben solche, die aus einem Hauptsatz bestehen, auf den eine Ausführung folgt, zu der der Text je eines Verses gesungen wird, worauf dann der Hauptsatz ganz oder teilweise wiederholt wird. Weiteres darüber findet sich in der Allg. Miss.-Zeitschr. 1892, S. 530. Das „Gegnirgel“ führt Br. auf Mangel an musikalischem Gehör und musikalische Ungezogenheit zurück. Nach meinem Gehör aber fand sich dasselbe bei den musikalisch fein gebildeten Tamulen ebenso, wie bei den ungebildeten Kols.

Von meinen Ausführungen weicht Br. insofern ab, als er eine Fixierung der Bhâdschans in europäischer Notenschrift für nötig hält. Nur so lasse sich ein einheitlicher Gesang erzielen. (Die aus Sanskritbuchstaben mit diakritischen Zeichen bestehende Hindu-Musikschrift sei zu dürftig.) „Die unfixierbaren Töne fangen bereits an zu verschwinden; eine große Zahl von Bhadschans hat überhaupt keine Nebentöne.“ — Ich weiß nicht, ob dies auch von der Nationalmusik z. B. der Tamulen gesagt werden kann. Aber das sind Sachen, über die im einzelnen weiter verhandelt werden kann. Wo sich eine Annäherung an das europäische Tonsystem von selbst anbahnt, ist diese gewiß willkommen zu heißen. Man könnte darin Spuren beginnender Läuterung indischer Musik durch christliche Einflüsse sehen. — Sehr wichtig scheint mir der Satz, daß die Pflege der Bhâdschans der Mission unzweifelhaft als Aufgabe zufalle. „Von den europäischen Chorälen und Liedern werden nur sehr wenige heimisch werden.“

Dieses Urteil eines Missionars von langjähriger Erfahrung, der selbst ein tüchtiger Musiker ist, verdient volle Beachtung. Interessant ist auch die Bemerkung desselben, daß das Volk harmlose Volkslieder, die in keiner Weise anstößig sind, in großer Zahl besitzt. Möchten auch diese in den christlichen Gemeinden in angemessener Weise gepflegt werden.

Der frühere (Leipziger) Missionar K. Ihlefeld hat (Allg. Miss.-Zeitschr. 1893, 88) dankenswerte Ergänzungen betr. den Kirchengesang der lutherischen Tamulen geliefert. Wie oben anerkannt, haben sie die deutschen Choräle lieb gewonnen und zum Teil, auch wo sie unter Pflege der englischen Mission kamen, beibehalten. Im häuslichen Gebrauch sind sie gegen die Bhâdschans zurückgetreten. Die mustergültige Fabricius'sche Übersetzung ist gehaltvoller als alles, was die einheimische christliche Poesie hervorgebracht hat. Ehe diese nichts Besseres liefert, wäre ihre Abstellung zu bedauern. — Beachtenswert ist die Bemerkung, daß die mit Begeisterung gesungenen tamulischen Lieder oft nur sehr wenig verstanden werden. Man muß wohl annehmen, daß zur indischen Andacht und Erbauung viel weniger Verständnis gehört, als zu der unsrigen.

Eine weitere Entgegnung hat ein jüngerer Missionar von der Schleswig-holsteinischen Missions-Gesellschaft, P. Schulze, geliefert (A. M.-Z. 1893, S. 376 ff.). Er verwirft die indischen Melodien vollständig, da die dazu gehörigen Lieder entweder schmutzige Götzenlieder seien, oder, von Prostituierten gesungen, der Unkeuschheit dienen. Die enge Verbindung des Liedes mit der betreffenden Melodie verbiete den Gebrauch der letzteren für christliche Lieder. Es wird dann berichtet, wie die Christen auf der betr. Station, beziehungsweise die Schulkinder, sich bereits an deutsche Melodien gewöhnt haben und sie mit Freuden singen. Desgleichen berichtet er, wie gern sie die biblischen Bilder von Richter (Schnorr?) sehen und wie gut sie dieselben verstehen. Zum Schluß teilt der Verfasser folgende Äußerungen indischer Christen mit, die er zu hören bekam, als er sich näher nach diesen Angelegenheiten erkundigte. „Wollten wir in allem den Heiden möglichst gleich werden, so würden diese nur um so mehr über uns lachen." „Wir Christen müssen etwas vor ihnen voraus haben. Deswegen achten uns jetzt gerade die Heiden, weil wir in ihren Augen so klug sind und alles so schön machen können."

Ich habe darauf folgendes erwidert.

Die Ausführungen beeinträchtigen leider ihre Beweiskraft von vornherein durch übertreibende Generalisierung, die zu offenbaren Widersprüchen führt. Einen solchen muß man doch in dem völlig absprechenden Urteil über die indischen Melodien finden, wenn sofort darauf erwähnt wird, daß die Missionare stets solche Melodien zur Heranlockung zur Straßenpredigt benutzen. Letzteres geschieht überall in Indien. Es ist eine Thatsache, daß von den Vertretern der verschiedensten Missionen die indische Vokal- und Instrumentalmusik für den genannten Zweck gebraucht wird.[1]) Unter den nahezu tausend Missionaren in Indien dürften sich nur ganz vereinzelte finden, die dieses Hilfsmittel verwerfen, dessen außerordentliche Wirkung von allen übrigen anerkannt wird. Wäre die indische Musik so ganz und gar verseucht, wie der Verfasser annimmt, so würde jene Thatsache einen geradezu frevelhaften Mißgriff seitens der Missionare bedeuten oder mindestens ihrer Urteilsfähigkeit ein schlimmes Armutsattest ausstellen.

Aber der Verfasser ist thatsächlich im Irrtum. Nicht alle indische Poesie und Musik ist so unsauber. Ich weiß nur wenig von den Telugu; aber so viel habe ich doch erfahren, daß sie einen weit und breit beliebten Dichter haben, Vemana, der ernste Lieder gemacht hat, die viel gesungen werden.[2]) Viel bekannter ist bei uns die Poesie der Tamulen. Selbst wenn wir den Kural des Tiruvalluver nur in deutscher Nachbildung (die, so trefflich Graul sie gegeben haben mag, doch immer etwas Gezwungenes hat) kennen, werden wir bezeugen müssen, daß sich darin reine, edle und schöne Poesie findet, so fremdartig auch vieles uns daran bleiben mag. Es finden sich darin sogar herrliche Sentenzen „mit biblischem Klang — obgleich das Metall derselben kein christliches Glockengut ist“ (Graul). Melodien, zu denen diese Lieder gesungen werden, fallen nicht unter die von Herrn Sch. gegebene Charakteristik.

---

[1]) Gerade die Schleswig-Holsteinischen Missionare sind jetzt recht eifrig dabei, kleine christliche Lieder zu den beliebten Volksmelodien zu machen. (Jahresber. 1893, S. 60.)

[2]) Als Probe: Auf Erden giebt es keinen Pariah.
Der, welcher lügt, ist ein Pariah.
Und der, welcher zum Pariah sagt:
„Du bist ein Pariah“
Ist selbst der größte Pariah.

Wörrlein, Dreizehn Jahre in Indien, bemerkt: Diesen Dichter muß der Telugumissionar genau kennen; er leistet ihm treffliche Dienste u. s. w.

Auch werden seine Ausführungen durch die Thatsache widerlegt, daß es trotz aller Bemühungen, die europäische christliche Musik einzuführen, schon jetzt eine indische, christliche Musik und Poesie giebt, die sich in manchen Gebieten so weit entwickelt hat, daß die Missionare nicht umhin können, mit dieser gegebenen Größe zu rechnen.[1]) Das Christentum wirkt auch in diesem Stücke läuternd und heiligend. Vergessen wir doch nicht, wie unsre Kirchenlieder entstanden sind. Mit dem alten monotonen Gregorianischen Chorgesang war das musikalische Bedürfnis unsrer Voreltern nicht befriedigt. Man mußte wohl oder übel zum Volksliede greifen — das zum Teil auch nicht unanstößig war. Noch heute werden in christlichen Kirchen Lieder gesungen, deren Melodien einst zum Tanz oder auf der Jagd erklangen. Vergleiche Koch, Geschichte des Kirchenliedes I, 72, 138 u. a.

Auch bei indischen Christen regt sich der Drang zu dichten und zu komponieren. Ich habe aber noch von keinem Falle gehört, daß einer in seiner Sprache nach europäischem Versmaße gedichtet[2]) und eine europäische Melodie dazu komponiert habe, wogegen es sehr häufig vorkommt, daß sie nach ihren Maßen christliche Lieder dichten und nach ihrem Musiksinne die Weise dazu setzen. Dergleichen kam mehrmals sogar bei Gelegenheit meines Empfanges vor; in einem Falle seitens eines Künstlers, der den Grund zu dieser seiner Kunst als heidnischer Schauspieler gelegt hatte. Er wurde von den Missionaren gerühmt als derjenige ihrer Gehilfen, der am meisten in der Evangelisierung leiste. — So lange nun nicht indische Dichter nach europäischem Maß und indische Musiker in europäischen Weisen schaffen, wird man von der europäischen Musik nicht sagen dürfen, daß sie dem Volk in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Daß Inder europäischen Gesang lernen und ganz vorzüglich ausführen können, habe ich vielfach erfahren und bin oft tief gerührt worden durch die mehrstimmigen Gesänge, namentlich der Kolsmädchen. Im großen und ganzen aber scheint sich doch die Erfahrung zu bestätigen, daß auch solche, die schön europäisch singen lernten, den heimischen Weisen

---

[1]) In Malabar hatte die Mission bis vor kurzem die indischen Melodien nicht zugelassen. Dem Drucke der Thatsachen folgend, hat man sie jetzt nicht nur gestattet, sondern auch eine Sammlung derselben zum Gebrauche der Christen drucken lassen.

[2]) Nur anglisierte Inder dichten hier und da ein englisches Lied.

den Vorzug geben, daß ihnen die europäischen aber immer etwas Fremdes, äußerlich Angelerntes bleiben.

Die Erfahrungen mit den biblischen Bildern sind für die Sache nicht entscheidend. Kinder haben an Fremdartigem und Neuem Gefallen. Indische Götzenbilder wurden von deutschen Kindern mit großem Jubel betrachtet. — Hierzu aber sei doch noch erwähnt, daß die Waisenmutter in Sikandra, eine alte, erfahrene Christin, in Bezug auf ein paar von den Schnorrschen Bildern die Lehrerin bat, sie den Kindern nicht zu zeigen.

Freilich oftmals finden sie das Fremde sehr schön. Aber der Grund dieser Anerkennung ist meist nicht sehr erfreulich, und was die Kunst betrifft, so beruht ihre Schätzung keineswegs auf den inneren Wirkungen der letzteren, sondern vielmehr auf dem Bewußtsein, etwas Apartes zu haben und dadurch eine Stufe höher zu kommen. Die Äußerungen, welche uns am Schlusse des Artikels mitgeteilt werden, sind in dieser Beziehung recht charakteristisch. „Wir Christen müssen vor den andern Landsleuten etwas voraus haben," das ist der Nerv mancher Regungen, die leider nur zu oft hie und da durch christliche Gemeinden Indiens zucken, denen gegenüber Röm. 12, 16 betont werden sollte.

V.

Die Mission und die Gewohnheit.

Wieder haben wir uns gesammelt um das Werk, das mit Recht eine Großmacht in Knechtsgestalt genannt wird. Bei aller Unscheinbarkeit ist die Mission eine Großmacht, weil ihre Lebenskraft nicht von dieser Welt ist. Das Reich Gottes gehört der Ewigkeit an. Mag es, in diese Zeitlichkeit gepflanzt, uns in seiner Entwicklung immer wieder die Seite zeigen, welche der Erniedrigung seines Königs entspricht, in Wahrheit geht es doch seinen Siegesgang, der nach der andern Seite hin unzweifelhaft in voller Herrlichkeit prangt — eine Herrlichkeit, die auch hier schon für den Blick des Glaubens klar genug durch alle Niedrigkeit hindurchschimmert.

Heute habe ich nun dieser Großmacht eine andre gegenüber zu stellen, von der im vollsten Sinne gilt, daß sie von dieser Welt ist. Sie hat an der Ewigkeit schlechthin keinen Teil. Daher tritt sie auch hier dem ewigen Gottesreiche oftmals hemmend in den Weg. Die Fäden, aus denen die niedrigen Hüllen der Knechtsgestalt gewoben sind, zeigen sich großenteils als gesponnen in der Werkstatt der Gewohnheit. Und doch, wie wunderbar wandelt unser Herrscher, der im Erliegen gewohnt ist zu siegen, diese widerstrebende Macht wiederum auch oft in seine Dienerin, die, wo sie zu hemmen scheint, fördern und bauen muß! Es kommt nur darauf an, von welcher Seite oder besser gesagt mit was für Augen man die Sache ansieht. Dem irdischen Blicke erscheinen hier feste Wälle, an denen der Siegeszug des Evangeliums unüberwindliche Hindernisse findet, als müßte er zu nichte werden. Dem Glaubensblicke aber enthüllen sich schützende Gehege, innerhalb deren das Friedensreich sein wunderbares Wachstum treibt, vermöge dessen ihm ohne Waffen der Sieg gesichert ist. Ich meine, eine rechte Erkenntnis der Gewohnheit in ihren Beziehungen zur Mission sollte beitragen, einen tiefen Einblick in das innerste Wesen dieses heiligen Werkes zu fördern.

Die Bezeichnung der Gewohnheit als eine Großmacht wird niemand bestreiten, der ihr selber so ohnmächtig gegenüber gestanden hat, wie das uns allen im alltäglichen Leben oftmals passiert. Auch die Unscheinbarkeit eignet ihr, so daß sie gewissermaßen ein passendes Gegenstück zu unsrer Großmacht in Knechtsgestalt bildet. Wie ist die Gewohnheit aus so kleinen geringfügigen Wirkungen entstanden! In der Tropfsteinhöhle fällt ein Tröpflein nach dem andern herab. Den geringen Mineralgehalt, den es mitbrachte, kann ein Strich des kleinen Fingers sofort vollständig beseitigen. Aber es hat tausend Jahre getropft, ohne daß jemand dabei stand und die Tropfen wegwischte; und nun steht die feste Steinmauer da, an der die kräftigste Männerhand vergeblich zu rütteln versucht. So ist die allmählich gewordene Gewohnheit. — Ferner: sie ist eine Macht, die uns nicht geräuschvoll angreift, nein, so stille steht sie da, das beste Beispiel des passiven Widerstandes. Wehe uns, wenn wir sie zu bekämpfen haben — wohl uns, wenn wir uns auf sie stützen können!

Letzteres mag mit Bezug auf die Mission recht befremdend klingen. Aber sehen wir uns nur die Gewohnheit genauer an. Sie ist in der That ein völlig neutraler Begriff, ein richtiges ἀδιάφορον. Es ist viel Streitens gewesen über solche Dinge, und in gewissen Gedankenverbindungen wird man ja zugeben müssen, daß es für den Christen bei Gegensätzen kein „sowohl — als auch" geben darf, sondern immer nur ein „entweder — oder". Diese christliche Entschiedenheit aber wird oft einseitig oder geradezu verkehrt angewendet auf Begriffe, die, dieser Zeit angehörend, weder nach der einen noch nach der anderen Seite absolut sind. Formen werden mit einem bestimmten Inhalt identifiziert, obwohl sie gleicherweise von dem Gegenteil erfüllt sein können. Ich entsinne mich z. B., mit welcher Ehrfurcht man vor 3—4 Jahrzehnten in den erweckten Kreisen Hinterpommerns von einem Kolporteur sprach. Solch ein Mann wurde wie ein heiliger Apostel des Herrn angesehen. Wäre dagegen damals schon ein Verkäufer socialdemokratischer Schriften und gottloser Bilder gekommen, so würde man in ihm geradezu einen Sendboten des Satans gesehen haben. Und doch war dieser wie jener ein Kolporteur. Zu solchen formalen Begriffen, deren Wert lediglich durch den Inhalt bestimmt wird, gehört auch die Gewohnheit. Sie ist wie ein Becher, in dem uns ebensowohl Gift gereicht werden kann, wie nährende Milch oder edler Wein. Halten wir daher ein wenig zurück mit unserm Urteil. Verwerfen wir nicht das Gefäß, aus dem Tausende Verderben getrunken haben. Vielleicht ist es gerade das

geeignetste Mittel, um Tausenden den rettenden Trank des Lebens darzubieten.

Für unsre Betrachtung ist weiter beachtenswert, daß sich die Gewohnheit nicht auf das einzelne Menschenleben beschränkt; sie wirkt vielmehr durch die Generationen hin als ein wichtiger Koeffizient in der Volkssitte. Unter dem Einflusse der letzteren erbt der Einzelne, was seit alter Zeit, in vielen Geschlechtern die Gewohnheit angesammelt und aufgespeichert hat. Dabei ist eine fortschreitende Steigerung unverkennbar. So erschreckend es sein mag, daß durch die Jahrhunderte das Gift immer giftiger geworden ist, so liegt dagegen konsequenterweise auch der Trost darin, daß auch der schwache Most durch eine entsprechende Steigerung zu altem, kräftigen Wein werden kann. Auch schwache Anfänge des Guten können, wenn sie durch fortgehende Gewohnheit gesteigert, zur Volkssitte werden, für spätere Geschlechter eine segensreiche Macht werden.

Endlich wollen wir auch nicht übersehen, daß die in dem „Herkommen", den ehrwürdigen Satzungen der Alten wirkende Gewohnheit mit einer Pietät verknüpft ist, die niemand verachten sollte, denn es liegt darin ein Rest von Gehorsam gegen das vierte Gebot. Wo diese fehlt, da ist die Fäulnis und die Zersetzung des Volkslebens weit vorgeschritten und auf eine Neubelebung wenig Hoffnung. Auch wenn das mit Greuel und Verderben erfüllte Gefäß der Volkssitte bewahrt und in Ehren gehalten wird, müssen uns solche Zustände willkommener sein als die, wo ein Volk seine alten Gewohnheiten zu Scherben zerschlagen hat und selber als ein haltloses Gesindel einer Leitung durch geordnete, organische Einflüsse überhaupt nicht mehr fähig ist.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Gewohnheit lassen Sie uns der Gewohnheit der heidnischen Völker näher treten. Ich werde auch diesmal Ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise nach Indien leiten, um möglichst als Augenzeuge sprechen zu können. Leider zwingt mich der Rahmen des Vortrags, nur einzelne, ausgewählte Züge und auch diese nur in skizzenhafter Zeichnung Ihnen vorzuführen. Doch werde ich, wo es wichtig ist, den Unterschied zwischen Hindus und Aborigines, sogenannten Kulturvölkern und Naturvölkern, andeuten.

1.

Staunen erfaßt den westländischen Fremdling, wenn er in die ungewohnte Pracht des tropischen Morgenlandes eintritt. Aber fast noch mehr als über die Natur des Wunderlandes Indien haben wir zu

staunen über die Menschen dort, in ihrem Thun und Treiben, in ihrem Fühlen und Denken. Das alles kommt uns so ungewohnt vor, daß wir uns schwer von der Wirklichkeit des von uns Wahrgenommenen überzeugen, wie einer, der, plötzlich in ein grelles Licht tretend, fremdartige Dinge sieht und seinen Augen nicht traut. Auch hierbei kann die Macht der Gewohnheit helfen. Das Auge gewöhnt sich, und je länger je mehr erkennt der geschärfte Blick, daß jene seltsamen uns ganz unverständlichen Gebilde in der That kein täuschender Schein, sondern wirkliche Existenzen sind. Und welch ein sonderbar wechselndes Spiel! Was uns eben den Inder wie er leibt und lebt zu verstehen so schwer macht, ist dies, daß ihm nichts Sichtbares wirklich ist. Die ganze sichtbare Welt ist für ihn nichts als trügerischer Schein. Der handgreiflichste Beweis, der uns mit unwiderstehlicher Gewalt jeden Gegner bezwingen zu können scheint, rührt ihn gar nicht; kalt lächelnd bleibt er dabei: es ist alles nichts als Sinnentäuschung. Das ist die Macht der Maya!

Doch lassen Sie uns auf einige besondere Züge dieser fremdartigen Gedankenwelt näher eingehen. Zunächst: was denkt der Inder von sich selbst?

Wir sind gewohnt, den Menschen als persönliches Wesen mit Leib und Seele zu denken. Ganz anders die Gewohnheit des Inders. Er vermag gar nicht sich selbst als Persönlichkeit zu fassen. Daß er als Einzelwesen dasteht, ist ihm im Grunde eine Degradation. Sein Ich verlegt er daher lediglich in die materielle Seite seines Daseins. Seine Psychologie ist ziemlich kompliziert. Kurz gefaßt ist ihm der der Außenwelt mit ihren fünf Elementen, Luft, Wind, Feuer, Wasser, Erde, angehörige Leib, die Hülle eines inneren seelischen Leibes, der aber ebenfalls durch die fünf Elemente bedingt, also materiell gefaßt wird. In diesem wohnt eine unpersönliche Seele, welche die Behausung der Gottheit ist. In jenem inneren „feinen“ Leibe liegt nun, wie es scheint, das Ich, das dem Wechsel der wandelbaren Materie unterworfen, so eine vorübergehende Erscheinung bildet, wie die einzelne Welle auf dem sturmbewegten Meere. Die Seele aber ist nicht mehr etwas Persönliches. Sie erscheint ganz vergottet. — Die Lehre von der Seelenwanderung, wie jene noch durch tausend und abertausend wechselnde Leiber hindurch muß bis zur Erlösung, würde uns hier zu weit führen. Die Seele, von der diese Lehre spricht, ist nicht das, was wir unter Seele verstehen. Noch weniger deckt sich hüben und drüben der Begriff der Erlösung.

Bei uns ist man sehr geneigt, solche Ausführungen in das Gebiet der Philosophie zu verweisen, mit der das Denken des gemeinen Mannes

nichts zu schaffen habe. Das trifft für Indien jedoch nicht zu. Diese pantheistische mit argem Materialismus verquickte Lehre ist durch das Volksganze hindurchgesickert, und ist sie auch nicht überall mit voller Klarheit festgehalten, so werden doch gelegentlich Einzelheiten selbst von gewöhnlichen Leuten betont — wie z. B. ein Betrunkener, um eine Basarpredigt zu stören, immer wieder schrie: „In meinem Innern sind die fünf Elemente.“ Ich wage es kühnlich zu behaupten, daß der gemeine Mann in Indien mindestens in den Grundgedanken der indischen pantheistischen Religionslehre ebenso lebt, wie der gemeine Mann bei uns in den Grundzügen der christlichen Dogmatik.

Fragen wir weiter nach der Weltanschauung, so begegnen wir abermals jener Vermischung von Idealem und Materiellem. Wir sehen um uns eine geschaffene Welt, die auch wieder einmal vergehen muß. Dem Inder ist der Schöpfungsbegriff fremd. Die materielle Welt ist aus der Gottheit selbst hervorgegangen. In der abenteuerlichsten Weise wird sie vorgestellt als Scheibe rings um den Götterberg Meru gelagert, von sieben Meeren, dem Salz-, Zucker-, Wein-, Butter-, Molken-, Milch- und Wassermeere umgeben. Über dem Meru sind die vierzehn Stockwerke des Himmels, unter der Erde die sieben Stockwerke der Hölle u. s. w. Zwar erwarten sie auch den Untergang dieser Welt samt Himmel und Hölle und wissen sogar ganz genau, daß dieses letzte jammervolle Zeitalter (das Kali Yuga), in dem sie jetzt 4996 schreiben, noch 433 004 Jahre dauern wird; aber dann wird wieder eine andre ebenfalls materielle Welt aus der Gottheit hervorgehen, und das stets sich wiederholende Spiel beginnt von neuem. Solch eine Weltperiode (Kalpa) dauert so lange, bis ein 16 Meilen hoher Felsen auf dem Götterberge, den alle hundert Jahre einmal eine Fee mit ihrem Gewande streift, dadurch bis zum Verschwinden abgerieben sein wird.[1]) Hier ist Zeit und Ewigkeit völlig miteinander vermischt, ebenso wie dort das Ideale mit dem Materiellen. Schließlich aber, um das Maß der Unverständlichkeit voll zu machen, wird von allen diesen unzähligen Welten behauptet, daß sie überhaupt nicht wirklich sind oder sein werden, sie bestehen vielmehr lediglich in der Sinnentäuschung der Beobachter. Auch diese Vorstellungen sind nicht bloß das Eigentum der Gelehrten, sondern beherrschen das Volksbewußtsein.

Dasselbe dürfte endlich auch von dem pantheistischen Gottes-

[1]) Das Volksmärchen von dem Demantberge im Pommerland (Grimm, Kinder- und Hausmärchen II, Nr. 152), an dem alle hundert Jahre ein Vöglein seinen Schnabel wetzt, ist jedenfalls ein Nachklang alter indischer Weisheit.

begriff gelten. Uns scheint der letztere im Widerspruch zu stehen mit dem ausgesprochenen Polytheismus, der in Indien herrscht. Doch diese einzelnen Götter sind nicht Realitäten. Es sind verschiedene Erscheinungen der Gottheit, „die sich im Menschengeiste spiegeln wie der Mond in den Wassern. Die Sivageschichten, ja die Person Sivas, sind einem Sivaiten nicht Wirklichkeit, sondern sie sind ihm der buntbemalte Vorhang vor dem wirklich Seienden. Was mag hinter dem Vorhang sein? Er sinnt und denkt, er träumt und schweigt.“ So sagt Stosch in seinem trefflichen Aufsatz über einige Grundbegriffe der Religion in tamulischer Sprache.[1]) Nun mag ja zugegeben werden, daß in der alltäglichen Praxis des Götzendienstes vielfach eine realistischere Auffassung walten mag; dennoch darf man gewiß mit Recht von einem vulgären Pantheismus sprechen, der Indiens Völker bei und in dem Polytheismus beherrscht. Jedenfalls sind sie nicht gewohnt, monotheistisch zu denken. Ein einiger persönlicher Gott ist ihnen ein völlig ungewohnter Begriff.

Am ehesten könnte man denselben bei den von den Hindu und hinduisierten Dravidas so verschiedenen Aborigines finden. Bei einigen derselben ist eine ganz ausgeprägte Erkenntnis eines höchsten Gottes vorhanden, der mit besonderem Namen benannt wird, während andre sogenannte Naturvölker oft nur noch eine dunkle Ahnung von dem höchsten Gott haben. Aber auch die Kols z. B. verehren ihren Sing bonga fast nicht mehr. Ihre Religionsübung besteht fast ausschließlich im Dienste der vielen Dämonen, vor deren Groll sie sich durch Gebete, Opfer und Zauberei sichern. Hier haben wir allerdings keinen Pantheismus, sondern einen sehr realistischen Polytheismus. Die niederen Kasten waren alle ursprünglich solchem Dämonendienst ergeben und sind es zum großen Teil noch bis auf den heutigen Tag. Es fehlt nicht an Spuren, daß von unten auf auch zu den Hindus Einflüsse hindurchgedrungen sind, mit denen gewiß auch jene realistischere Auffassung in der Praxis des Götzendienstes zusammenhängt. Andrerseits aber hat auch die pantheistische Gedankenwelt der Hindu mächtigen Einfluß nach unten geübt und selbst die Aborigines, die jenen als ihren Unterdrückern in bitterer Feindschaft gegenüberstehen, sind von demselben nicht unberührt geblieben. Dennoch finden sich bei ihrem entsetzlichen Teufelsdienst viel eher greifbare Anknüpfungspunkte für die Verkündigung des einen allmächtigen Gottes als bei dem nebelhaften Pantheismus der Hindu. Es liegt auf der Hand, wie damit der Umstand zusammenhängt, daß

---

[1]) Allgem. Miss.-Zeitschr. 1891, S. 270.

wahrhaft große Erfolge des Evangeliums bis jetzt nur bei den Aborigines und bei den niederen Kasten vorgekommen sind. Im großen und ganzen bleibt dem Hindu bei seinen gewohnten Begriffen und Gedankengängen die christliche Wahrheit bis jetzt fast unfaßbar.

Habe ich Ihnen bisher einige Züge aus der indischen Gedankenwelt von ihrer dogmatischen Seite vorgeführt, so möchte ich nun noch ein wenig auf die ethische Seite eingehen. Mit dem, was ich oben über das mangelnde Persönlichkeitsbewußtsein sagte, hängt eng zusammen, daß der Inder kein Verständnis hat für persönliche Verantwortlichkeit. Jede freie Entscheidung ist ihm zuwider. Alle Selbständigkeit fehlt ihm. Er fühlt sich am wohlsten nicht als Individuum, sondern in der Gesamtheit. Daher die unbeschreibliche Macht des Kastenwesens. — Zwar redet er auch viel von Sünde und von Tugenden und verdienstlichen Werken. Aber das sind ganz andre Begriffe als die, welche wir mit diesen Worten verbinden. In der Sünde fehlt ihm fast ganz das Moment der Schuld. Sie ist ihm das Elend, das aus der Berührung des Geistes mit der Materie sich ergiebt. Er ist oft ganz erstaunt darüber, daß einem wegen seiner Sünden Vorwürfe gemacht werden. Die guten Werke aber bestehen vor allem in der Erfüllung des von der Kastensitte Gebotenen. So ist das Gewissen des Inders allerdings sehr wenig entwickelt. Wohl ist ein sehr ausgeprägtes Sehnen und Streben nach Erlösung vorhanden, das oft staunenswerte Anstrengungen hervorbringt, wie sie namentlich in dem Leben der Büßer zu Tage treten. Aber durch alles das klingt nicht die Frage des erwachten Gewissens hindurch: „Was muß **ich** thun, daß ich selig werde?“ sondern: „Was kann geschehen, daß der Geist aus den Banden der Materie frei werde?“ Der Büßer leidet im Grunde nicht für sich selbst und seine Sünden, er leidet für das Ganze. Viele finden sich dadurch, daß sie solche Büßer unterstützen, mit ihrem Gewissen ab, oder durch minder schwierige religiöse Übungen, Waschungen, Gebete, Opfer, Wallfahrten u. s. w. An diese guten Werke ist man in hohem Maße gewöhnt. Es wurde mir gesagt, daß manche Leute jährlich 1/5—1/3 ihres gesamten Einkommens in dieser Weise verwenden.[1]) Damit aber geht dann Hand in Hand ein eingefleischter Pharisäismus, der uns um so widerlicher erscheint, als er

[1]) Von reichen Leuten werden oft ganz erstaunliche Aufwendungen gemacht. Ich sah einen neuen Götzenwagen, den ein Kaufmann für 30 000 Rupies (ca. 50 000 M.) hatte bauen lassen. Im großen Minatschi-Tempel zu Madura sah ich eine mit Goldblech überzogene Säule, die ebenfalls von Kaufleuten gestiftet war. Der Wert wurde auf eine halbe Million angegeben.

oft neben Kundgebungen inniger Religiosität steht, denen wir unsre Sympathie nicht versagen können. Ich habe öfters in indischen Tempeln auf manchen Gesichtern eine von heiligem Ernste durchdrungene tiefe Andacht beobachtet. Dicht daneben freilich zeigt sich nicht bloß jener Pharisäismus, sondern auch ein ekelhafter Sadducäismus, der in der Gestalt der feisten an Kopf und Brust rasierten Brahmanen verkörpert erscheint.

Ein starker religiöser Zug geht durch das ganze Volk. Für uns ist es geradezu überraschend, wie man überall im alltäglichen Leben über Religion sprechen kann und willige interessierte Zuhörer findet; oder wie die Leute in ihren religiösen Verrichtungen sich durch nichts stören lassen.

Kann man aber dem Inder ein hohes Maß von Religiosität nicht absprechen, so steht es um so mangelhafter mit seiner Sittlichkeit. Vieles, was uns höchst verabscheuungswert vorkommt, vollbringt er, als wäre es etwas völlig Harmloses. Wird er einer Lüge oder eines Betruges überführt, so schlägt er nicht etwa die Augen nieder, sondern lächelt, als wollte er sagen: „J sehen Sie einmal; Sie sind ja doch noch schlauer als wir!“ Natürlich hängt das mit seinen Grundanschauungen zusammen. Wie kann er Ehrfurcht haben vor der Wahrheit und sich ihr verpflichtet fühlen, wenn es in dieser irdischen Welt überhaupt nur trügerischen Schein giebt! Daher sind die Inder nach dem übereinstimmenden Zeugnisse wohl aller Europäer, die unter ihnen lebten, samt und sonders gewohnheitsmäßige schlaue Lügner, und sie selbst geben es zu in so einem Sprichwort wie: „32 Lügen auf den Tag oder einen leeren Magen.“

Nur im Vorübergehen erwähne ich die andern Zungensünden. Diese sanften liebenswürdigen Leute verstehen es, zu schimpfen in den entsetzlichsten Ausdrücken, daß einem darüber die Haare zu Berge stehen möchten; und die Frauen mit ihren kreischenden Stimmen sind dabei die allerschlimmsten. Wie kann man nun erwarten, daß einer, der von Jugend auf von seiner Mutter und Großmutter und allen Tanten dergleichen gehört hat, sich das Schimpfen nicht angewöhnen sollte!

Greulich sind die Werke der Unkeuschheit. Nicht als ob der Fremde viel Anstößiges mit ansehen müßte. Es ist alles mit der Hülle äußern Anstandes bedeckt. Ja, man muß sich wundern, wie z. B. bei der Feldarbeit fast völlig nackte Männer und halbnackte Weiber ohne sinnliche Aufregung nebeneinander arbeiten. Aber es ist ganz bekannt, wie der geschlechtliche Verkehr als etwas Natürliches und Notwendiges

angesehen wird. Für den Mann giebt es überhaupt gar nicht den Begriff Keuschheit. Die Enthaltsamkeit heiliger Büßer, die dadurch ein besonderes Verdienst erwerben, steht auf einem andern Blatte. Von gewöhnlichen Menschen erwartet niemand Enthaltung. Darum verheiratet der Inder seine Töchter als Kinder. Der Begriff Jungfrau ist ihm unfaßlich. Ein jedes weibliche Wesen, welches das betreffende Alter erreicht hat, aber noch unverheiratet ist, gilt ihm ohne weiteres als ein verworfenes Subjekt. Dies gilt auch für die Witwen und daher rührt zum Teil auch ihr schreckliches Los. Dagegen sind die berufsmäßigen Dirnen, insonderheit die im Tempel gehalten werden und einem Götzen angetraut sein sollen, oft hoch geehrt. Diese mit Schmuck behangenen gelbgeschminkten Frauenzimmer an heiliger Stätte sind vielleicht das schrecklichste, was unser einer in Indien zu sehen bekommt. Aber vielleicht sollte ich auch die Jammergestalten dazu rechnen, die man auf den ersten Blick für Aussätzige hält, die aber in Wirklichkeit Opfer der Lustseuche sind. Von Kundigen wird versichert, daß das Volk in weitem Maße verseucht sei.[1]) Der Inder sieht darin nur ein Stück des Elendes, das für den Geist aus der Verbindung mit der Materie entspringt.

Andre Sünden und Laster übergehe ich und bemerke nur noch, daß für die Beurteilung der ethischen Verhältnisse Indiens die außerordentliche Energielosigkeit und sittliche Schlaffheit charakteristisch ist, welche deutlich genug mit der oben angedeuteten anthropologischen Auffassung zusammenhängt.

Ich würde nun drittens dazu kommen, die Gewohnheiten, welche sich im socialen Leben zeigen, zu skizzieren. Da wäre in erster Linie von der Kaste zu sprechen. Da ich aber über diesen Punkt eine besondere Arbeit vorhabe, begnüge ich mich hier mit der kurzen Bemerkung, daß dem Inder die Kaste die oberste Form des Gemeinschaftslebens ist. Irgend etwas wie Nationalbewußtsein ist ihm völlig fremd. Die Muttersprache als gemeinsames Band begreift er nicht. Er existiert überhaupt nur als integrierender Teil der Kaste, die ihn mit den Banden tausendjähriger Gewohnheit festhält. — Unter Familie versteht er auch etwas anderes als wir. Er lebt mit seinen verheirateten Brüdern und Neffen zusammen im Hause seines Vaters, beziehungsweise Großvaters. Die ganze Sippe bleibt zusammen und bildet eine Hausgemeinde unter Leitung des ältesten männlichen Mitgliedes. Auch die

---

[1]) Ich hörte dies Urteil in Bezug auf Landschaften in Nordindien; anderwärts mag es nicht ganz so schlimm sein.

Gebundenheit in diesem Organismus entspricht ganz dem oben angedeuteten mangelhaften Begriff von Persönlichkeit.

Endlich ist auch die untergeordnete Stellung der Frau zu erwähnen, die gleichfalls auf anthropologischer Grundlage beruht. Weiber sind wie die verschiedenen Tierklassen geringere Wesen, Seelen, die ihre Vergehungen in früheren Existenzen nun in dieser Daseinsform büßen müssen. Daher die Geburt einer Tochter als ein schweres Unglück angesehen wird. Die Kinderheiraten wurden bereits oben erwähnt und motiviert. Die Wahl wird lediglich durch den Familienrat besorgt.

Schließlich lassen Sie uns noch einen Blick werfen auf die Gewohnheiten des alltäglichen Lebens.

Der Kleidung, der männlichen sowohl wie der weiblichen, können wir unsre Anerkennung nicht versagen. Sie ist den klimatischen Verhältnissen angemessen, einfach und selbst nach unsern ästhetischen Begriffen schön. Man hält große Stücke darauf. Wer die hergebrachte Tracht etwa mit der europäischen vertauscht, wird verspottet. Außerdem verlangt die Sitte eine Menge von Schmucksachen. Es würde uns lange aufhalten, wollte ich alle die Ringe, Ketten, Knöpfe und Gehänge, die an Armen und Beinen, Knöchel und Handgelenken, Fingern und Zehen, um den Hals, in der Nase und den Ohren, an der Stirn und in den Haaren getragen werden. Vieles davon ist nach unsern Begriffen höchst entstellend, wie namentlich die Nasenringe und der Ohrenschmuck, der die durchbohrten Ohrläppchen bis an die Schulter zerrt. Der Inder hat einen andern Geschmack und findet das schön; und die Macht der Gewohnheit spricht auch darin mit: die Töchter bekommen keinen Mann, wenn sie keinen Schmuck haben. Der letztere hat oft einen ganz bedeutenden Wert. Bei Hochzeiten muß selbst bei wenig bemittelten Leuten die Braut Gold und Juwelen im Werte von Tausenden am Leibe haben. Das ist natürlich trügerischer Schein; bald liegen die schönen Dinge wieder im Kasten des Verleihers, der ein glänzendes Geschäft macht. Aber wenn irgend möglich, trägt die Frau wenigstens für 100 Rupies an sich. Das ist die Sparkasse der Familie. In Zeiten der Not wird der Schmuck versetzt; aber damit geht dann die Not erst recht an; denn die Wucherzinsen bis zu 72% im Jahre lassen den armen Schuldner so bald nicht wieder los kommen. Aber das ist nun einmal so; der Inder ist es gewohnt und was könnte er dagegen thun? Die Verschuldung gehört nun auch einmal zu dem aus der Materie resultierenden Elend, das der Mensch doch nicht ändern kann! Die Verschuldung, welche in allen Schichten der Bevölkerung eine ganz unglaub-

liche Ausdehnung hat, hängt eng mit dem Schmucke zusammen. Dieser aber repräsentiert ein totes Kapital, das leichtlich an die 50, wo nicht an die 100 Milliarden reichen mag. Welchen Hemmschuh für das wirtschaftliche Leben des Volkes das bildet, liegt auf der Hand. Die Armen aber, die zur Kleidung oft nur ein paar Stücke Lumpen haben, auch sie mögen des Schmuckes nicht entbehren; sie tragen unechten, sogenannten „Lügenschmuck".

Was die Nahrung betrifft, so herrscht die vegetarische Gewohnheit vor, und zwar ganz rein bei den Brahmanen; die andern Kasten essen etwas Geflügel sowie Schaf- und Ziegenfleisch. Vor allem ist der Genuß von Rindfleisch verpönt. Diese, wie fast alle die andern Gewohnheiten, hat ihre religiöse Begründung, denn die Kuh ist das heilige Tier. Die Macht der Gewohnheit ist in diesem Falle so stark, daß bei christlichen Eingebornen, die den Versuch machten, Rindfleisch zu essen, alsbald Erbrechen eintrat.

Die Aborigines sind anders gewöhnt, und freuen sich, wo und wie sie die Fleischnahrung nur haben können. Appetitlich ist sie freilich nicht immer. Vollends aber die untersten Kasten (oder eigentlich die Kastenlosen) haben die schreckliche Gewohnheit, das Aas der gefallenen Haustiere zu verzehren. Da das zahlreich gehaltene Rindvieh eines natürlichen Todes sterben muß, so haben jene Ärmsten nicht selten Gelegenheit zu solchem nicht beneidenswerten Mahle, das sie stets mit Freuden begrüßen.

Auffallend ist der Unterschied der Körperentwicklung bei den Hindus und bei den Aborigines, der jedenfalls mit der verschiedenen Kost im Zusammenhange steht.

Feste Gewohnheit regelt auch die Reinlichkeit, die oft für uns gerade das Gegenteil zu sein scheint, wie z. B. bei einem Bade in dem grünlichen Schlammwasser eines heiligen Teiches, das auch an derselben Stelle sofort zum Zähneputzen und zum Trinken verwendet wird. Doch auch hierbei wirken religiöse Momente mit. Die linke Hand hält niemand sauber. Sie ist nun einmal für die unsaubern Verrichtungen bestimmt. Dagegen wird die rechte in peinlichster Weise rein gehalten. Mit ihr wird der Reis unmittelbar zum Munde befördert und alles, was man mit der rechten thut, ist reinlich. Ein Europäerfreund wollte einst nach Hörensagen seinem weißen Gaste den Genuß eines heimatlichen Butterbrotes bereiten. Er scheute sich nicht, die Butter mit dem Zeigefinger der rechten Hand aufs Brot zu streichen. Dagegen irgend ein Nahrungsmittel mit der linken Hand zu berühren, wäre höchst unreinlich. Dieselbe

etwa einem andern entgegen zu strecken, wäre sehr unschicklich, und wenn man einen mit der linken begrüßt, so kommt das ungefähr darauf hinaus, als wenn wir einem eine graziöse Verbeugung machen und die gespreizten Finger beider Hände an unsre Nasenspitze halten wollten. — Alle Reinigung ist etwas Löbliches und geschieht darum ganz ungeniert. Morgens sieht man vor den Thüren Männer und Frauen hocken, die sich auf offner Straße die Zähne putzen.

Ziemlich kompliziert sind die Gewohnheiten des Anstandes. Die Inder sind sehr höflich. Selbst Kinder reden sich nie du an, was verächtlich und beleidigend sein würde; sie sagen ihr und reden auch von sich im Pluralis. Zur Anrede für Höhere hat man eine besondere Form, und für besonders Hochgestellte braucht man die überschwenglichsten Ausdrücke: großer König, Inkarnation, Gott. — Die Höflichkeit gegen einen Gast hat ihre ausgeprägten Formen: Bekränzung, Besprengung mit Rosenwasser, Salbung des Fingers mit Sandelöl. Auch fehlen selten die Gastgeschenke: mindestens ein paar kleine Citronen, oder Bananen, Kokosnüsse und etwa eine Tüte mit losem Zucker. Hätte ich alle Geschenke, die ich erhielt, mitbringen wollen, so würden sie ziemlich eine kleine Wagenladung ausgemacht haben.[1])

Seinen Gefühlen und Empfindungen ist der Inder gewohnt, einen Ausdruck zu geben, der uns oft recht fremdartig erscheint. Ich sah, wie vor Freude die Zunge herausgesteckt wurde. Vor Bewunderung preßt man die Finger beider Hände an den Mund und zieht sie mit dem Ausruf áppā zurück. Unser Winken versteht der Inder nicht; er streckt dafür die rechte Hand aus und drückt die Finger derselben nach unten. Seiner Feststimmung muß er durch Feuerwerk und Böllerschüsse Ausdruck geben. Selbst Pareier, die von Nahrungsmangel schwer bedrückt sind, borgen in solchem Falle Pulver im Wert von 10 Pf., um einige Böllerschüsse zu lösen.

Endlich erinnere ich daran, wie sich in den Künsten, in der Musik, dem Gesange, der Malerei, der Skulptur und Architektur ein von dem unseren so ganz verschiedener Geschmack zeigt, in dem sich ebenfalls die Macht uralter Gewohnheit offenbart.[2])

Hiermit habe ich einige der wichtigsten Züge der Gewohnheiten angedeutet, welche für das Objekt der Mission charakteristisch sind. Mit Bezug auf die letztere stellt sich bald ein Unterschied heraus. Manches

---

[1]) Eine lebendige Ziege, verschiedene Hühner und Hähne und mehrere Körbe Reis waren auch mit dabei.

[2]) Vergl. Nr. IV.

von dem hier erwähnten ist schlechtweg mit dem Christentum nicht vereinbar — anderes steht demselben nicht im geringsten im Wege. Die Gewohnheit ist eben ein neutrales Gefäß, das für beide Gegensätze Raum hat.

Doch kommen wir nunmehr auf die Mission selbst zu reden und vergegenwärtigen wir uns ihre Aufgabe, um danach ihre Beziehungen zu den verschiedenartigen Gewohnheiten festzustellen.

2.

Die Mission hat nach dem ausdrücklichen Befehle Christi die Völker zu seinen Jüngern zu machen, d. h. also sie zu ihm, dem Meister, in die Schule zu bringen. Vergegenwärtigen wir uns den entsprechenden Vorgang, den wir jährlich bald nach Ostern in unsern Schulen beobachten können. Sorgsame Mütter haben ihre sechsjährigen Kinder dazu schon längere Zeit vorbereitet. Darauf gebe ich nichts, daß manche schon angefangen haben, den Kleinen den Katechismus beizubringen, wobei sie oft recht verkehrt dem Lehrer vorweg in sein Amt hineingepfuscht haben. Viel wichtiger ist es, daß ein Kind schon gewöhnt ist, seine Händchen zu falten beim Gebet und (was mir noch viel wichtiger wäre) gewöhnt an den heiligen Ernst, der sich geziemt, wenn der Mensch zum allmächtigen Gott redet. Die Gebete selbst sind zunächst noch äußerlich angeeignet, das volle Verständnis soll eben die Schule erwecken. Auch hier haben wir also ein Stück von Gewohnheit, das dazu gehört, wenn ein Kind ein ordentlicher Schüler werden soll. Vor allem aber giebt es eine ganze Reihe von Gewohnheiten, die das Kind bereits hat, die aber gar nicht in die Schule hineinpassen, und darum abgewöhnt werden müssen. Die gewohnten Spiele müssen aufhören. Das fröhliche Springen und Singen, Lachen und Scherzen hat hier keine Stelle. Hier muß man stille sitzen und ernst sein. Oder hat ein Kind vielleicht unter der Aufsicht einer unverständigen oder gewissenlosen Wärterin häßliche, böse Gewohnheiten angenommen, so bleibt nichts anders übrig als: abgewöhnen. Die Schule darf es nicht dulden, daß ein Kind mit aufgestützten Ellenbogen sitzt und an den Fingern lutscht, oder zerstreut und zerfahren seine Augen und Gedanken umherspazieren läßt; noch weniger, wenn ein Kind vor dem Lehrer die Zunge herausstecken wollte, oder wenn es etwas machen soll, immer sagen wollte: „ich will aber nicht". Doch genug der Beispiele. Ein Kind ist nur dann ein rechter Schüler, wenn es gewöhnt worden ist, sich in die Schulordnung zu fügen. Als

ein bedeutsames Mittel unsern Kleinen diese Gewöhnung zu erleichtern, darf die herkömmliche Zuckertüte nicht unerwähnt bleiben.

Die angedeutete Abgewöhnung ist nicht der Unterricht selbst, sondern nur eine Vorbereitung. Damit ist nicht gesagt, daß dieselbe der Zeit nach dem Unterrichte lediglich vorangeht. Manche Mutter hat noch mit dem Jungen, der schon jahrelang die Schule besucht, ihre liebe Not. Um die Haare glatt, die Kleidung sauber zu halten, ist noch manche Erinnerung nötig und hier und da ruft ein Blick auf die Tafel den Vorwurf hervor: schäme dich Karl, wie unaufmerksam bist du wieder in der Schule gewesen. Was ist das anders, als die fortgesetzte Bemühung, den Schüler völliger in die Schulordnung einzugewöhnen. Denn die alten Gewohnheiten sind nicht mit einem Male abgethan. Nur die allmählich wirkende Macht anderweitiger Gewöhnung kann die Reste derselben mehr und mehr überwinden. Dies erfolgt aber erst unter den Einflüssen der Schule selbst.

Vielleicht habe ich mich zu lange bei dem Bilde aufgehalten. Die Mission hat den entsprechenden Helferdienst zu verrichten und die Völker unter die Unterweisung des großen Meisters zu bringen. Oft wird ihre Thätigkeit überschätzt, als könne sie die Ausbildung gefallener Menschenkinder zu begnadigten Gotteskindern herbeiführen und in gewissem Maße fertig stellen. Die Missionare erfahren es sehr bald, daß sie in ihrer menschlichen Schwachheit dies nicht ausrichten können. Von allen Missionsgebieten finden wir Zeugnisse gerade der erfahrensten Arbeiter dahin gehend, daß alles menschliche Missionieren nur Handlangerdienst ist, und daß nur der Herr selber Menschenseelen umwandeln und erneuern kann. Auch die menschliche Predigt des Evangeliums ist doch nicht die Unterweisung selbst, sondern nur die Vorbereitung, durch welche die Seelen so zugerichtet werden sollen, daß der heilige Geist in ihnen seine Unterweisung treiben kann. — Die Mission ist Einschulung, und dazu gehört die Abgewöhnung alles dessen, was zur Schulordnung des großen Meisters nicht stimmt und die allmählich wirkende Macht der Neugewöhnung.

Zu einem rechten Verständnis der Missionsaufgabe aber ist vor allem das Objekt derselben zu beachten. Die Völker sollen dem Herrn zugeführt werden. Die Gewinnung einzelner Individuen erinnert doch zu sehr an die Proselytenmacherei der Schriftgelehrten und Pharisäer, über die der Herr (Matth. 23) sein Wehe gerufen hat. Sie kann nicht geschehen ohne ein gewaltsames Losreißen des Einzelnen vom Volksganzen, wodurch der einzelne Proselyt in Gegensatz gegen das letztere

tritt und somit der Hauptaufgabe zum Hindernis wird.[1]) Dagegen ist wohl gesagt, man müsse doch mit einzelnen anfangen, um nach und nach das ganze Volk zu christianisieren. Ein Volk bildet sich aber nicht aus Individuen. Als einfachstes Element des Volkslebens kann doch nur die Familie gelten. Eine Anzahl von Familien, die ihren Volksgenossen nicht entfremdet sind, sondern in allem, was sich mit dem Christentum verträgt, mit ihnen den nationalen Zusammenhang aufrecht erhalten, nur sie bilden eine Gemeinde, in der die Schule des Herrn anfängt, in welcher er das ganze Volk unterweisen will. Dabei ist keineswegs ausgeschlossen, daß sich die Mission auch einzelner, die fragend und suchend kommen, annimmt. Aber das ist auch ganz etwas anderes, als das Suchen nach einzelnen, wie es die Pharisäer trieben.[2])

Blicken wir aber auf die oben angedeuteten heidnischen Gewohnheiten, so wird sich die Aufgabe der Mission als die der Gewöhnung darstellen, auf der einen Seite als Entwöhnung, auf der andern als Neugewöhnung. Nur das sind die adäquaten Schutz- und Trutzwaffen. Alle andern müssen zu einem sehr ungleichen Kampf führen. Die Mission kann nur eine allmählich wirkende Thätigkeit sein. Alle plötzliche, zwangsweise Wirkung scheint hier ausgeschlossen. Lang eingewurzelte Gewohnheiten lassen sich nicht mit einem Male beseitigen. Um den Opiumsüchtigen von seinem Laster zu befreien, bedarf es einer Entwöhnungskur. So ist die Mission die große Entwöhnungskur, welche die Völker aus den Banden des Heidentums frei machen soll, um sie geschickt und tüchtig zu machen für die Wirkungen des heiligen Geistes. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Arbeit sich nicht in wenigen Jahren ausführen läßt. Wie die heidnische Sitte durch Generationen hin sich gebildet hat, so wird es Generationen bedürfen, um ein Volk an die christlichen Ordnungen zu gewöhnen, bis diese zu einer christlichen Volkssitte erstarken.

Es ist schon angedeutet worden, daß die Gewohnheiten heidnischer Völker verschiedene Momente enthalten. Vieles ist schlechthin unvereinbar mit dem Christentum. Anderes gehört so sehr den äußerlichen durch

---

[1]) In einem Falle berichtet ein Missionar mit Bedauern, es wäre in einigen Dörfern nahe daran, daß eine Bewegung für das Evangelium entstände, hätten wir nur noch keine Christen da!

[2]) Letzteres kann oft recht nachteilig werden, wenn die Gesuchten es erst wissen und merken, daß sie gesucht sind. Am schlimmsten ist das, wo mehrere rivalisierende Missionen sich um eine und dieselbe Persönlichkeit bemühen, die dann im schönen Gefühle des Umworbenseins nach dieser oder jener Seite den Korb zu geben droht.

Klima, Landesart u. s. w. bedingten Formen des äußeren Lebens an, daß dadurch die Religion in der That nicht berührt wird. Wir müssen aber noch eine dritte Art von Gewohnheiten in Ewägung ziehen, nämlich die, in welchen beide Momente verquickt sind. Die letzteren finden sich gerade in Indien in ausgedehntestem Maße. Die religiösen Vorschriften haben fast alle auch die unscheinbarsten Zweige des Lebens beeinflußt.

Gerade dieser letztere Umstand bietet der Mission nicht geringe Schwierigkeiten. Vielleicht hängen die Europäisierungsbestrebungen mancher Missonare damit zusammen, obwohl sie vorwiegend aus einem übermäßigen nationalen Selbstbewußtsein entspringen mögen. Aber selbst wenn ein Fünkchen von Wahrheit darin läge, wäre es doch sehr verkehrt angewendet. Es hieße doch das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man glaubte, das ganze Leben des Inders sei nun einmal so verderbt, daß er, um Christ zu werden, zuerst Europäer werden müßte. Solche Auffassung wird schon dadurch abgelehnt, daß der Herr die Völker als Objekt der Mission gesetzt hat, also die Volksverschiedenheiten bestehen läßt. Das „eine Herde" gehört sicherlich nicht dieser irdischen Welt an. Hier wird man die Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind, noch unterscheiden können, selbst wenn das „Herführen" schon in gutem Gange ist.

Ich meine, die Mission sollte die Erhaltung aller nationalen Eigentümlichkeiten zu ihrer Aufgabe machen; und wo dieselben mit heidnischen Gewohnheiten verknüpft sind, muß eben eine Lösung von den letzteren angestrebt werden. Wenn der Inder das Waschen und das Zähneputzen als religiöse Verrichtungen ansieht, so wird man ihm selbstverständlich dieselben nicht verbieten können oder ihn anhalten, sich mit europäischer Seife zu waschen oder eine Zahnbürste von Schweineborsten zu gebrauchen, was, wie ich vermute, ihm leichtlich Erbrechen erregen würde. Man wird es ihm nicht versagen, sich in seiner gewohnten Weise zu waschen und mit dem kleinen Karandschzweige die Zähne zu bürsten; aber man wird sich bemühen, ihn von allen Beziehungen dieser Reinigung auf seine bisherigen religiösen Anschauungen zu entwöhnen. Ist ihm dergleichen Bedürfnis, so bietet sich die Substituierung christlicher Gedanken dar, z. B. an die Reinigung des Herzens — an die Säuberung des Mundes von bösen Reden u. s. w., von denen er ein Abbild in jenen äußeren Handlungen zu sehen sich gewöhnen kann. Dazu wird freilich das Beste nicht durch äußere Vorschriften und gesetzmäßige Anleitung geschehen. Zugleich mit dem Fortschreiten des geistlichen Lebens wird sich eine christliche Sitte bilden, durch die mehr und mehr Reste heid-

nischer Gewohnheiten verdrängt werden. Alle nationalen Sitten und Gebräuche, die einer solchen Läuterung fähig sind, sollten von der Mission konserviert werden.

Dagegen wird die Mission fort und fort daran arbeiten müssen, alles abzustellen, was mit dem Christentum schlechtweg nicht verträglich ist. Dahin gehören vor allen Dingen die innern Gewohnheiten des Denkens und Fühlens. Nur in dem Maße, wie Menschen loskommen von der angedeuteten pantheistisch-anthropologischen Auffassungsweise, sind sie fähig zur Buße und zum Glauben. Sie müssen daher gewöhnt werden, sich als Menschen mit Leib und Seele zu denken, als Personen mit der Fähigkeit der Selbstentscheidung und mit Verantwortlichkeit. Das ist eine äußerst schwere Aufgabe, zumal da die Begriffe der betreffenden Sprachen noch ganz pantheistische Bedeutung haben. Wie langer Zeit bedarf es, wie oftmaliger Erklärung und Verweisung auf das praktische Christenleben, in dem sich diese Begriffe veranschaulichen, bis es in dem Katechumenen dämmert und sich ihm die geläufigen Begriffe von dem heidnischen Inhalt entleeren und mit dem betreffenden christlichen Inhalt erfüllt werden.[1]) Das geht nicht durch Auswendiglernen. Selbst der beste Katechismus, und wäre er aufs eingehendste erläutert, vermag es nicht, mit einem Male dem Lernenden so fremdartige Grundbegriffe zu eigen zu machen. Sie können nur gewonnen werden in der Lebenserfahrung unter fortwährender Zucht des göttlichen Wortes. Es kann jemand schon lange die betreffenden dogmatischen Fragen ganz korrekt beantworten, während in ihm noch ganz gegenteilige Begriffe wirksam sind. Vor allem muß man das bei dem Inder erwarten, der ja gewohnt ist, kontradiktorische Gegensätze in Eins zusammen zu fassen. Aber es kommt hier nicht bloß auf Kenntnisse an, sondern darauf, daß aus diesen schlaffen, energielosen Leuten, denen man das mangelhafte Persönlichkeitsbewußtsein überall abfühlt, Menschen werden, die sich ihrer Verantwortlichkeit bewußt sind und die aus eigenstem Drange die Frage stellen lernen: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Es erfordert eine lange, lange Gewöhnung, bis ein Inder dieses „**ich**“ denken lernt.

Ebenso verhält es sich mit dem Gottesbegriffe. Es ist nicht gethan mit der Bekämpfung des Polytheismus und der Verkündigung

---

[1]) Missionar Eckert in Büchselpur schreibt: Unsre Kinder zu Hause wissen ja viel mehr, als diese Leute hier! Wenn die Leute auch die Sprache verstehen, so sind doch die Wörter, die zu ihnen gesagt werden, wie Buße, Glaube, Liebe u. s. w. ganz unverständlich. Das muß alles erst gelernt werden. Kl. Biene 1893, 151.

des wahren Gottes. Viel wichtiger, aber auch viel schwieriger anzugreifen ist der pantheistische Untergrund. Ich fürchte, es geschieht öfter, daß jemand sich das christliche Bekenntnis korrekt aneignet, dabei aber den Christengott nur für Çiva oder Vischnu substituiert und ihn gleichermaßen wie jene in Beziehung zu der pantheistisch gedachten Gottheit setzt und die Menschwerdung Christi in dieselbe Kategorie mit den Avataren des Vischnu verweist. Hier bedarf es wiederum einer langen Gewöhnung durch Belehrung und Erfahrung, bis es wirklich zu christlich-monotheistischem Denken kommt.

Auch die Änderung der Weltanschauung ist nicht so leicht. Man sollte meinen, der Unterricht in Geographie und Naturkunde müßte eine völlige Umwandlung derselben bewirken. Tausende von jungen Leuten sind seit Jahrzehnten in diesen Wissenschaften nach europäischer Weise gründlich unterrichtet worden. Aber nur die, welche ausgesprochenermaßen europäisiert sind, kommen einigermaßen von ihren Vorstellungen los. Die übrigen sind z. B. bei einer Sonnenfinsternis ebenso erschrocken wie ihre andern Landsleute, und tragen auch ihrerseits dazu bei, daß das bevorstehende Unglück abgewandt werde; denn man glaubt, eine Schlange sei im Begriff, die Sonne zu verschlingen, was durch Opfer, Trommeln und Böllerschüsse verhindert werden soll. — Selbst langjähriger Unterricht vermag nicht solche Früchte einer unsäglich phantastischen Weltanschauung zu beseitigen. Von dem Katechumenenunterricht darf man wohl nicht erwarten, daß er bald völlig damit aufräumt. Auch hier hat die Mission noch eine lange fortzusetzende Gewöhnungsarbeit.

Auf die einzelnen ethischen Punkte will ich hier nicht ausführlicher eingehen. Doch liegt es auf der Hand, daß ein eingefleischter Lügner sich das Lügen nicht mit einem Male abgewöhnt. Mit den Sünden der Unkeuschheit wird es nicht anders sein. In diesen Stücken muß ja die Hauptsache der Meister selber thun durch die Unterweisung des heiligen Geistes und die Erweckung der Gewissen. Aber seine Handlanger in der Mission haben auch hierbei durch Belehrung, Mahnung und Vorbild dahin zu arbeiten, daß die Sünde einmal erst als Sünde erkannt werde. Wenn unter Umständen etwa bei einzelnen Menschen in dieser Beziehung sich auch eine Entscheidung in kürzerer Zeit erzielen ließe, so wird es jedenfalls langer Gewöhnung bedürfen, um gegenüber den bestehenden heidnischen Anschauungen ein christlich-sittliches Gemeindebewußtsein zu erzielen.[1])

---

[1]) Treffend bezeichnet ein Missionar diese Anfänge — nachdem er von abgefallenen Mitgliedern und andern, die heimlich dem Trunke ergeben sind, berichtet

Nun aber komme ich zu einer Reihe von Gewohnheiten, welche die Mission keineswegs zu beseitigen hat. Manche derselben wird sie sogar freudig anerkennen, wenn sie auch allmählich unter der christlichen Gewöhnung eine ganz neue Gestalt anzunehmen haben. So sind z. B. die Heiden an regelmäßige Gaben der Barmherzigkeit (Dharma) gewöhnt, die freilich ganz den christlichen Begriffen entgegen einen Tribut der niederen Kasten an die Brahmanen bedeuten. Bei der Bereitung jeder Mahlzeit wird eine Handvoll enthülsten Reises zu diesem Zweck beiseite gelegt. Ich werde unten zeigen, wie diese Sitte christianisiert worden ist.

Ähnliches wäre zu sagen von der Bereitwilligkeit der heidnischen Bevölkerung zu bedeutenden Beiträgen zum Kultus, zur Erhaltung der Tempel. Oder wenn man denkt an die Gewohnheit, bei jeder Gelegenheit gern auf ein religiöses Gespräch einzugehen, oder jene wunderbare Gelassenheit und Ergebung im Leiden, die freilich jetzt auch in den verkehrten Grundanschauungen wurzelt, so wird man bei richtigerer Begründung solche Gewohnheiten sicherlich weiter zu pflegen haben.

Von andern Gewohnheiten des gewöhnlichen Lebens aber müssen wir wenigstens sagen: die Mission hat gar keine Veranlassung, sie abzuschaffen, sofern es gelingt, die hier und da daran klebenden heidnischen Beziehungen zu beseitigen, wozu ja das erstarkende christliche Bewußtsein selber am besten mitarbeiten wird. Alle Gewohnheiten des Anstandes, die Höflichkeitsbezeugungen u. s. w. werden auch in der christlichen Gemeinde fortbestehen können. Es ist merkwürdig, wie schnell sich auch die Europäer z. B. an den indischen Gruß gewöhnen.

Die gewohnte Kleidung braucht man den Christen keineswegs zu verleiden. Höchstens wird die christliche Wohlanständigkeit die Kinder nicht so lange unbekleidet umherlaufen lassen. Bei den Aborigines, wo auch die Kleidung der Erwachsenen oft eine sehr mangelhafte ist, gewöhnt die Mission ihre Anhänger zunächst für die Kirche und den Gottesdienst an eine wohlanständigere Bekleidung. Aber auch das geht nur allmählich.

Etwas anders scheint es mit dem Schmuck zu stehen. Zumal da, wo er geradezu die Bedeutung von Zaubermitteln hat, kann man den Missionaren nur zustimmen, wenn sie in der christlichen Gemeinde den Schmuck überhaupt abschaffen. Das junge Gemeindebewußtsein gewöhnt sich auch sehr bald daran; bald braucht der Missionar gar nichts

hat, mit den Worten: Im großen und ganzen aber scheint es, daß sich unsre Christen an christliche Zucht und christliches Leben gewöhnen. Also auch Gewöhnung! Biene 1893, S. 6.

mehr dazu zu thun, sondern es versteht sich von selbst, daß, wer Christ werden will, seinen Schmuck ablegt. Es wird das durch die bisherige Beziehung zum Dämonendienst jedenfalls sehr erleichtert. Auch haben diese Schmucksachen meistens nur einen geringen Wert. Wo aber der letztere kostbar ist, ein bedeutendes totes Kapital repräsentiert und mit dem finanziellen Elend des Volkes im engen Zusammenhang steht, da scheint es doch der Erwägung wert, ob nicht die Mission, wenn nicht die Beseitigung, so doch eine bestimmte Einschränkung des Schmuckes zu ihren Aufgaben rechnen sollte? Einige Gesellschaften haben eine derartige Praxis — müssen es freilich erfahren, daß es gerade in diesem Stücke nicht leicht ist, die alte Gewohnheit abzustellen, zumal da hier in erster Linie die Frauen betroffen werden.

Über die Gewohnheiten, welche Essen und Trinken betreffen, sollte man eigentlich kein Wort zu verlieren brauchen. Doch hat es in der Mission nicht an Versuchen gefehlt, von den christlichen Indern den Genuß von Rindfleisch oder den Gebrauch von Messer und Gabeln zu verlangen. Es leuchtet ein, daß dies ganz verkehrt ist. Denn es kann doch auch ein Vegetarier und ein Mensch, der seinen Reis mit der Hand ißt, ein guter Christ sein. Dennoch stehe ich der Frage: „Was kann die Mission in der Kochkunst thun?" gar nicht so ablehnend gegenüber. Sollte es gelingen, die Eingebornen zu einem stärkeren Fleischgenuß zu bringen, so würde damit eine verstärkte physische Grundlage zur Ausbildung energischerer Charaktere gewonnen sein. Der Unterschied zwischen den fleischessenden Aborigenes und den vegetarischen Hindus sollte in diesem Stücke bedeutsame Winke geben.[1]) Aber jedenfalls würde eine stürmische Neuerung verfehlt sein. Auch hier wäre die sehr allmähliche Gewöhnung angezeigt. — Ebensowenig wird man den aus der kastenlosen Bevölkerung gekommenen Christen ohne weiteres verbieten können, fortan das Aas gefallener Tiere zu essen, so schrecklich dies auch sein mag. Ich glaube nicht, daß der Beschluß der Apostel (Act. 15, 20), welcher zur Begründung des Verbots angeführt wird, für alle Zeiten und für alle Völker bindend sein soll. Der eine Punkt (Enthaltung vom Blutgenusse) wird bei uns in der Christenheit nicht beobachtet. Wir dürfen den Heidenchristen doch nicht Lasten auflegen, die wir selbst nicht tragen. Vollends so lange wir nicht die socialen Notstände, unter denen sie periodischer Hungersnot unterworfen sind, abstellen können, sollte man ihnen das nicht versagen, was in manchen Fällen beinahe

[1]) Ebenso würde eine Entwöhnung von dem übtrtriebenen Gebrauch der Gewürze ein Segen sein, der vielleicht bis in das sittliche Gebiet hineinwirken dürfte.

das Mittel zur Rettung vom Hungertode sein mag. Ich würde wenigstens nicht den Mut haben, den christlichen Brüdern, die vielleicht schon 2—3 Tage ohne Nahrung zubringen mußten, wenn ihre Landsleute über ein im Felde verendetes Stück Rindvieh wie die Geier herfallen, zu sagen: ihr dürft das nicht mitmachen; ihr müßt weiter hungern. Selbstverständlich wird als Ziel auch die Abstellung dieser schrecklichen Sitte ins Auge gefaßt werden. Aber die Erreichung dieses Ziels setzt die sehr allmähliche Gewöhnung dieser Leute an ein wirtschaftliches Leben voraus, unter Herbeiführung günstigerer Erwerbsverhältnisse.

Die gewohnten Reinlichkeitsbegriffe, z. B. die Unterscheidung der rechten und linken Hand, sowie den Ausdruck von Empfindungen oder die Gebärdensprache wird die Mission unverändert bestehen lassen können, wofern nicht hier oder da irgend etwas Unsittliches oder Unchristliches mit hineinspielt. Dasselbe gilt im großen und ganzen von den Arbeitsgewohnheiten im häuslichen Leben, auf dem Felde und in Ausübung der Handwerke. Nur möchte ich auch hier das Ziel ins Auge fassen, daß die Mission solche Verbesserungen anzubahnen sucht, wodurch ihre Anhänger gegenüber den im alten Schlendrian verbleibenden heidnischen Volksgenossen leistungsfähiger werden. Dazu gehört viel Erfahrung, Einsicht, Takt, Vorsicht und geschickte sehr allmähliche Gewöhnung.

Schließlich deute ich über die Kunst nur an, daß sie, sofern es gelingt, die ihr anklebenden heidnischen Momente auszuscheiden, in keiner Weise von der Mission zu bekämpfen oder zu verdrängen ist. Freilich wird ja auch hier die letztere verbessernd und veredelnd einwirken können. Ihre Pflicht aber, alles das, was unbeschadet des Christentums den Zusammenhang mit dem Volksganzen erhalten kann, zu konservieren und zu pflegen, wird sie auch in dieser Beziehung zu beachten haben.

3.

Habe ich hiermit in einigen Zügen die wichtigsten Aufgaben der Mission in Bezug auf die Gewohnheit dargelegt, so sollte ich nun auf die Ausführung kommen. Dieselbe liegt bereits in der Geschichte eines hundertjährigen Missionsbetriebes vor uns. Eine eingehende Betrachtung desselben würde uns jedoch hier viel zu weit führen. Ich muß mich auf wenige allgemeine Bemerkungen beschränken. Auch hier nämlich hat die Gewohnheit ihre wunderbare Gewalt geübt. Wir haben uns so sehr daran gewöhnt, in der Mission das große Gotteswerk zu sehen, daß wir es fast für unfehlbar erachten und dabei die sehr fehlbare menschliche Seite meist ganz übersehen. Es hat dem König des Himmel-

reiches nicht gefallen, seinem großen Missionsbefehle eine ins einzelne gehende Instruktion beizufügen. Er hat es den Menschen überlassen, das Wie der Ausführung nach der heiligen Schrift und klaren Gründen der Vernunft selber zu wählen. Die Missionsmethode ist also in hohem Maße die menschliche Seite des Gotteswerks, und es ist gar nicht anders zu erwarten, als daß sich darin auch manche menschliche Irrtümer und Mißgriffe zeigen. Schon die Verschiedenheiten, in welche die Missionspraxis zerspalten ist, offenbaren solche auf das Deutlichste.

Es würde interessant und fruchtbar sein, die Entwicklung der Missionspraxis in kritischer Geschichtsschreibung darzustellen. Ich zweifle nicht, daß man dabei gerade unter dem Gesichtspunkte der Gewohnheit zu manchen wichtigen Ergebnissen gelangen würde.

In den Missionaren wirkt die mitgebrachte Gewohnheit in manchen Beziehungen geradezu hindernd. Fast jeder von ihnen, der eine längere Arbeitszeit hinter sich hat, wird beim Rückblick auf seine Anfänge manche Mißgriffe beklagen müssen, die erst die Erfahrung von Jahren berichtigte. Manches andre aber wird einfach, weil es eben in der Missionsmethode feste Gewohnheit geworden ist, beibehalten. Dabei wird denn oft die heidnische Volkssitte in ihrer Macht unterschätzt und übersehen. Es ist schmerzlich zu sehen, wie viele eifrige Arbeit und wertvolle Menschenkraft aufgewendet wird in Bemühungen, die nur zu sehr dem oben angeführten Gleichnis von der Tropfsteinwand gleichen, an der die starke Manneshand vergeblich rüttelt. Ein leises, ganz allmähliches, aber stetig fortgesetztes Bestreichen mit gewissen Chemikalien würde stille wirkend das Ziel viel eher erreichen lassen. Diese stille unscheinbare Ab- und Angewöhnung scheint mir in der Missionsmethode viel mehr Anerkennung und Verwendung zu verdienen, als sie bisher gefunden hat. Es geht vielmehr oft recht stürmisch und gewaltsam zu. Man erwartet und verlangt einen fast plötzlichen Bruch mit dem bisherigen Leben und einen sofortigen Eintritt in die ganz fremdartigen Verhältnisse. Man verkennt den wachstumartigen Übergang aus dem verwesenden alten in ein neu sprießendes Leben. Oft ist solch eine Bekehrung wie das „Tamascha“ eines indischen Gauklers, der jetzt einen Mangokern in die Erde steckt, und nach 10 Minuten das drüber gebreitete Tuch abhebt, um ein hübsches Mangobäumchen zu zeigen. Die Procedur wirkt verblüffend; aber unser einer weiß, daß dieses Bäumchen morgen verdorrt sein wird. Oft ist so ein schneller Übergang leider mit viel Täuschung verknüpft und in zahlreichen Fällen ist die Enttäuschung gefolgt, wenn die jungen Christen einfach

ins Heidentum zurückfielen. Viel mehr solcher Fälle aber bleiben grade in Indien verborgen, weil die Übergetretenen von ihren Angehörigen ausgeschlossen nicht mehr zurück können.

Wohl will ich gar nicht bezweifeln, daß der Herr auch heute noch Wunder thun kann und grade in der Mission Wunder thut. Ja, er macht hie und da einen Heiden zu einem gläubigen Christen, wie er einst zu Kana das Wasser in Wein verwandelte. Aber das ist sein Werk. Darnach können wir nicht die Regeln für die uns aufgetragene menschliche Missionsarbeit bilden. Wenn wir Wein haben wollen, so dürfen wir nicht die steinernen Krüge mit Wasser hinstellen und erwarten, daß der Herr ein Wunder thut, sie zu füllen. Menschen haben die langsame Arbeit im Weinberge in der Kelter und im Keller zu verrichten, so giebt es unter Gottes Segen Wein, der übrigens trotz der allmählichen Mitwirkung des Menschen im Grunde ebenso ein göttliches Wunder ist, wie jener Wein zu Kana.

Aber leider ist in der Mission eine Richtung sehr verbreitet, die für das langsame Wachsen und Werden wenig oder gar kein Verständnis hat und auf eine schnelle, um nicht zu sagen plötzliche Umwandlung hinaus will. Dieser Richtung fehlt das Verständnis für die Macht der Gewohnheit und für die Notwendigkeit der Gewöhnung.

Dabei pflegen zweierlei Verwechselungen mit unterzulaufen. Einmal betreffs des Übertritts vom Heidentum zum Christentum, der nur zu oft als die Bekehrung der Seele von der Finsternis zum Licht gefaßt wird. Letztere aber wird doch erst erreicht in der Schule des großen Meisters. Was Menschen thun können und sollen, ist doch nach dem unzweideutigen Worte des Missionsbefehls eben nur die Einschulung. Oft wird die Einschulung aber mit der Schulbildung selbst verwechselt. Das geben ja freilich alle Missionare zu und betonen es immer wieder, daß sie selbst nicht imstande sind, einen Menschen zu bekehren; das ist Gottes Werk. Aber es ist sonderbar, wie sie denn doch von ihren jungen Heidenchristen in demselben Atemzuge als von bekehrten Christen sprechen, die sie den bekehrten Christen in der heimatlichen Kirche gleichstellen, obwohl jene vermöge ihrer Vorfahren schon ein paar Jahrhunderte in der Jüngerschaft Christi sich befinden, während jene eben erst eingetreten sind.

Der andre Punkt aber ist der, daß die Aufgabe der Mission als Völkerchristianisierung verwechselt wird mit der Seelenrettung.[1]) Davon steht aber ganz und gar nichts im Missionsbefehl. Dazu bedarf

[1]) Ausführlicheres siehe unter Nr. VI.

der König des Himmelreichs gar nicht der Mithilfe menschlicher Diener. Die erstere hat er nur für die irdische Seite seines Reiches geordnet, da es in dieser Welt zur Erscheinung kommt und sich entwickelt. Die Seelenrettung ist überall sein eigenstes Werk gerade so, wie bei jenem Schächer, obwohl zur Vorbereitung ja auch die Wirkungen seines Reiches in der sichtbaren Erscheinung geordnet sind. Menschen können dabei also nur bescheidene Handlangerdienste thun, die sich nach dem Missionsbefehl nicht auf die einzelne Seele, sondern auf das zu christianisierende Volk beziehen, wobei ja gar nicht ausgeschlossen ist, daß uns die einzelne Seele wert und teuer ist und treu auf betendem Herzen getragen wird. Aber der Missionar, welcher Seelenrettung als seine Aufgabe ansieht, thut eigentlich einen Übergriff, indem er in des Königs interne Geschäfte eingreift, anstatt pünktlich den ihm gewordenen bescheidenern Auftrag zu erfüllen.

Sehr bezeichnend ist in dieser Beziehung, was mir ein Missionar über die zweite Generation (afrikanischer) Heidenchristen schrieb. Er meint, diese Sorte sei schlimmer als die Heiden; man solle sich mit ihnen gar nicht weiter aufhalten, sondern die Missionsthätigkeit darauf beschränken, aus den Heiden die wenigen zu sammeln, die sich wollen retten lassen. Damit wäre die Aufgabe völlig verschoben. So würden doch nicht Völker in die Jüngerschaft Christi gebracht. Es zeigt sich darin das ungeduldige Drängen, das nach Jahren rechnen möchte, wo der Herr — wie wir aus der Geschichte seiner Kirche ersehen — nach Generationen oder Jahrhunderten rechnet. Wäre die zweite Generation einer Missionsgemeinde der Art, daß an ihr Hopfen und Malz verloren wäre, so läge darin der deutliche Beweis, daß man sich über die erste Generation getäuscht hat; die zweite wäre eine Anklage gegen die erste. Ähnliche Erfahrungen kann man vielfach hören, wenn sie auch nicht so schroff ausgesprochen werden, wie in dem obigen Falle und nicht sogleich jene scharfe Konsequenz gezogen wird.

In diesem Stücke aber sollte die Missionsauffassung und die Missionsmethode doch von der Geschichte etwas lernen. In der Geschichte berichtigt der Herr selber die Versehen und Mißgriffe seiner Diener auf Erden. Das ist deutlich genug zu erkennen in Bezug auf jene stürmisch drängende Methode, welche sofort fertige, gläubige Christengemeinden schaffen möchte, sich aber schließlich mit Gemeinden von Gewohnheitschristen begnügen muß, aus der Gottes Geist, der da wehet, wo er will, und hier und da Seelen erweckt und bekehrt, ganz wie in der heimatlichen Christenheit.

Das ist eine harte Rede. Viele treue Missionsfreunde und noch

mehr die Missionare selbst werden betrübt und verletzt sein durch den Ausdruck Gewohnheitschristen. Derselbe enthält jedoch keine Spur von Anklage, ebensowenig wie es eine Anklage ist, wenn ich von einer Pflanze sage, sie hat zwischen den vielen Blättern erst etliche Blüten oder Früchte.

Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüt und Frucht die künftgen Jahre zieren.

Dies Wort Goethes sollte uns beruhigen. Niemand kann die Erstlingsfrüchte unsrer Heidenmission bereitwilliger anerkennen, als ich es thue, niemand kann sich herzlicher freuen über die aufrichtig gläubigen Christen, an denen sich gelegentlich eine wunderbare Innigkeit und Tiefe der Frömmigkeit zeigt und was gerade in Indien eigentlich noch ein viel größeres Wunder ist, sogar einzelne, recht christliche Persönlichkeiten und Charaktere, über die ich heute noch im Geiste staunend stehe und Gottes Barmherzigkeit preise. Aber ich würde nicht in der Wahrheit stehen, sondern als ein falscher Zeuge erfunden werden, wenn ich diese einzelnen, welche die andern um eines Hauptes Länge und oft mehr überragen, als Repräsentanten der Heidenchristengemeinden überhaupt hinstellen wollte. Selbst der gesunde Menschenverstand würde mich darob der Übertreibung bezichtigen. Nüchterne Missionsfreunde sollten nichts anders erwarten, als was man im Durchschnitt in den Gemeinden der alten Christenheit findet und dann noch billigerweise auf das Konto der Anfängerschaft etwas zurückrechnen. Verlangt man aber von mir etwa Angaben über den Prozentsatz der erweckten Mitglieder in solchen heidenchristlichen Gemeinden, so kann ich freilich keine Auskunft darüber geben, was mich garnicht wundert; denn auch über die Gemeinden meiner Parochie, in denen ich nun bald ein Vierteljahrhundert gearbeitet habe, kann ich das nicht. Daß bekehrte Seelen darunter sind, des bin ich ganz gewiß. Wie viele? weiß Gott der Herr allein.

4.

Hier erübrigt mir nur noch jene Heidenchristengemeinden in kurzen Zügen zu charakterisieren und damit den Beweis zu erbringen, daß ich sie als Gewohnheitschristen bezeichnen muß. Von den erwähnten einzelnen gereiften Christen sehe ich dabei ab, ebenso wie ich ungünstigere Elemente, die sich in manchen Gemeinden finden, abrechne. Ich bleibe lediglich beim Durchschnitt stehen. In zweifacher Beziehung ist bei ihnen von der Gewohnheit zu reden: 1. von den Resten der alten heidnischen und 2. von der durch christliche Gewöhnung erzielten.

Folgen wir den Rubriken, unter denen wir oben die Gewohnheiten der Heiden betrachteten.

Zuerst also: wie steht es mit dem Persönlichkeitsbewußtsein? Ohne Zweifel können die meisten unsrer Christen die wichtigsten anthropologischen Fragen korrekt beantworten, und diese Antwort kann den Heiden gegenüber gelegentlich zum Bekenntnis werden. Das ist immerhin ein erfreulicher Erfolg. Freilich ist es eine andere Frage, ob dabei das volle Verständnis zu Grunde liegt, ob alle die betreffenden Begriffe mit ihrem christlichen Inhalte erfüllt sind? Ich denke, wir sollten in diesem Stücke nachsichtig sein. In der Schule, besonders bei den Anfängern, müssen wir uns auch oft begnügen mit der auswendig gelernten Lektion, bei mangelhaftem Verständnis. Wie sehr aber die alten indischen Anschauungen bei den Heidenchristen nachwirken, zeigt sich in mancher Beziehung sehr deutlich. Es fehlt ihnen die innere Selbständigkeit. Die Regungen ihres christlichen Lebens wurzeln nicht in persönlichen Entschließungen, sondern in der Zugehörigkeit zum Ganzen der Gemeinde. Man vermißt an ihnen die freie Persönlichkeit. „Selbst die besten unsrer Christen", so lautet ein Zeugnis über sie, „behalten, selbst wenn sie Lehrer und Leiter werden, immer noch etwas Sklavisches, Schlaffes und werden nicht recht selbständig."[1]) „Wir haben zu wenig Rückgrat" sagte mir ein sonst braver, brauner Pastor. „Die Hinduchristen lassen es sich stets gefallen, sagt Missionar Wörrlein, in jeder Beziehung von den europäischen Christen unterstützt zu werden. Der Hindu ist ziemlich dickfellig, darum muß er stets einen Buff und Stoß nach dem andern erhalten, wenn er vorwärts soll."[2]) Es ist eine ganz bekannte Rede, daß die Heidenchristen den Missionar als ihren Mâbâp bezeichnen, d. h. ihren „Mutter-Vater" — ein Ausdruck, mit dem ein Wesen gemeint ist, dem für andre die völlige Fürsorge obliegt — wobei sie sich natürlich als die ganz hilflosen Kinder fühlen. Daher sind die Erwartungen großer Geldunterstützungen nicht selten, und zuweilen zeigen sich sogar Spuren von Mißtrauen, ob wohl alles, was von Europa kommt, auch wirklich für die armen Kinder verwendet wird.[3])

Dagegen ist es sehr anerkennenswert, wie es den unablässigen Be-

---

[1]) Miss.-Bl. des Morgenländischen Frauen-Vereins 1892, 93.

[2]) J. Wörrlein, Dreizehn Jahre in Indien, S. 153.

[3]) Gelegentlich ist es durch allzugroße Nachgiebigkeit der Missionare dahin gekommen, daß heidenchristliche Gemeinden den recht verwöhnten Kindern gleichen. Auf einer Station erhielten die von jenseits des Flusses kommenden Kirchgänger nicht bloß das Fährgeld, sondern dazu auch Zehrgeld und zu Weihnachten wurde jeder Frau ohne Unterschied eine neue Sari (Kleid) geschenkt. Der Rückschlag ist nicht ausgeblieben. Seitdem diese Vergünstigungen wegfielen, ist die Seelenzahl der betr. Gemeinde von 600 unter 400 gesunken.

mühungen der Missionare dennoch mehr oder weniger gelungen ist, die Gemeinden an regelmäßige Beiträge für ihre kirchlichen Bedürfnisse zu gewöhnen. Jedenfalls wirkt dabei die frühere Gewohnheit nicht unbeträchtlicher Aufwendungen für heidnische Kultuszwecke nach. Doch hat sich vielfach eine feste, wirklich christliche Gemeindesitte gebildet, während anderwärts die Gewöhnung noch viel Mühe macht. Auch in den ersteren Fällen aber giebt der einzelne eigentlich nicht aus eignem Entschluß und freiem Trieb, sondern als integrierender Teil der Gemeinde, so daß auch dabei die äußerst schwache persönliche Selbständigkeit oftmals zutage tritt.

Ein Mangel an Originalität bei dem fremd aufgenommenes mehr oder weniger mechanisch reproduziert wird, ein Mangel an Initiative, bei dem man immer auf die von außen herkommenden Antriebe wartet und ähnliche Züge zeigen ebenfalls deutlich die Nachwirkungen des altgewohnten mangelhaften Persönlichkeitsbegriffs der indischen Anschauungsweise. Das trifft selbst auf manche Christen zu, welche einst vermittelst eines schweren Durchbruchs Vater, Mutter und alles darangebend, also wie es scheint durch eine höchst energievolle Selbstentscheidung, aus dem Heidentum zum Christentum kamen. Im Lichte des späteren Wandels ist uns solch ein Durchbruch, ein freudiger Anfang und recht schwacher Fortgang manchmal ganz rätselhaft. Der Schlüssel dazu dürfte mit in der indischen Anschauungsweise zu finden sein.

Ein größeres Maß von Energie findet sich bei Christen, die aus den Aborigines stammen. Freilich auch bei ihnen wirkt oft recht lange noch nach, was ich im Bilde vergleichen möchte mit der Zuckertüte, die den Kleinen den Eintritt in die Schule erleichtert. Bei den Kols finden wir sie in Gestalt von Hilfe gegen die Plakereien ihrer Pachtherren und Befreiung von Frondiensten, wobei sich dann zuweilen die Energie sogar fast bis zur Unverschämtheit gestalten kann. Die Umtriebe der Sardare in Tschota Nagpur geben davon leider recht bedauerliche Beweise. Um so erfreulicher ist es, daß viele der von ihnen Verführten doch wieder zurückkommen und schließlich sich in die Verhältnisse schicken lernen.

Da ich nun aber einmal die Zuckertüte erwähnt habe, darf ich doch nicht verschweigen, daß auch für viele Hinduchristen solch ein Anziehungsmittel mitgewirkt hat, meist in Form eines bezahlten Ämtchens. Missionare sind ja sehr auf der Hut, um den Übertritt aus irdischen Motiven zu verhindern. Aber wenn in den Nordwestprovinzen nach kompetenter Autorität wenigstens in den Gemeinden der einen Gesellschaft 90 Proz. der Christen im Dienste der Mission stehen, so kann man wohl nicht zweifeln, daß das monatliche Gehalt dort einen wichtigen Faktor zur Gewöhnung

an die christlichen Ordnungen bildet. Nur im vorübergehen erinnere ich an die Tausende, welche in den Zeiten der Hungersnot zum Christentum gekommen sind und die zum Teile hernach der Mission noch viel Schwierigkeiten machen. Bei solchen ist selbstverständlich noch viel weniger von freier Selbstentscheidung zu erwarten.

Summa: Mit dem christlichen Persönlichkeitsbewußtsein und dessen Bethätigung ist es in den Heidenchristen-Gemeinden noch recht schwach bestellt.

Über die Weltanschauung habe ich nicht viel zu sagen. Ich habe wenig Anhaltspunkte, um darüber zu urteilen, ob die Christen von den alten phantastischen Vorstellungen rein losgekommen sind. Ich vermute, daß auch davon einige Nachwirkungen zu finden sind, trotzdem sie über die sichtbare Welt nach christlicher Auffassung sprechen gelernt haben und gelegentlich vielleicht solche Vorstellungen, wie das Milch- und das Buttermeer als Unsinn belachen mögen. Auffallend war mir, wie scharf Christen und Heiden über die Himmelsgegenden orientiert sind, daß sie auch in den Häusern darnach die Örtlichkeit bestimmen. Die Heiden haben bei der Erwähnung des Südens geheimes Grauen, während sie der Norden angenehm berührt. Ich vermute, daß sich ähnliche Gefühle auch noch bei den Christen finden.

Das Gottesbewußtsein hat bei ihnen jedenfalls eine ganz bedeutende Veränderung erfahren. Sie haben sich gewöhnt, monotheistisch zu sprechen. Vom Polytheismus sind sie wohl meist gründlich losgekommen. Aber, wie ich schon oben andeutete, es ist äußerst schwierig zu beurteilen, ob innerlich auch alles pantheistische Denken völlig überwunden ist, da die gebrauchten Ausdrücke ja ursprünglich selbst pantheistische Bedeutung hatten. Es wäre sehr dankenswert, wenn darüber eingehende Beobachtungen angestellt würden, inwieweit die betreffenden Begriffe bei den Christen mit christlich-monotheistischem Inhalte erfüllt sind, und ob die betreffenden Erklärungen im Katechumenenunterricht und in der Predigt zu diesem Zwecke ausreichen. An Nachwirkungen wird es nicht fehlen; doch der zweiten und dritten Generation dürfte es schon wesentlich leichter werden, monotheistisch zu denken, als der erstern.

Viel leichter wird das den Christen aus den Aborigines, da sie von Haus aus viel konkretere Begriffe von göttlichen Dingen haben als die Hindu. Sie lernen sehr bald auf Jesum das volle Vertrauen setzen als auf den, der stärker ist als alle Dämonen, so daß sie durch ihn von den Banden der Teufelsfurcht befreit sind. Dabei bleiben freilich großenteils in der Vorstellung der Christen die Dämonen als Realitäten be-

stehen; aber der Gläubige, der in dem Dienste Jesu steht, hat mit ihnen eben nichts mehr zu schaffen.

Gebetet wird sehr viel von den indischen Christen und das ist ein schöner Zug. Bewundernswert ist es, wie fließend sie öffentlich beten und überhaupt die „Sprache Kanaans" reden gelernt haben. Manchmal freilich kann man sich des Eindrucks nicht erwehren als ob sie noch ein gut Teil von der Art der Heiden an sich haben, die da viele Worte machen. Und was die Sprache Kanaans angeht, so fühlt man es gelegentlich doch recht sehr, wie sie äußerlich angenommen ist. In dieser Beziehung wird es den Indern sehr leicht, sich zu gewöhnen. Oft ist man ganz überrascht über die christlichen Reden, nach denen man ganz gereifte Christen vor sich zu haben glaubt. Bei der Vergleichung von Rede und Wandel ergiebt sich freilich oft eine bedenkliche Differenz.[1])

Damit aber bin ich schon unbemerkt auf das ethische Gebiet gekommen. Hier zeigt sich vor allem wieder der Mangel des Persönlichkeitsbewußtseins in sittlicher Beziehung. Der Begriff der Verantwortlichkeit ist sehr schwach, ebenso das Schuldbewußtsein. Die Sünde wird vielfach beklagt, als ein Übel, aber nicht verabscheut, wie es geschehen sollte. Bei groben Sünden, die an den Tag kommen, hat die Gemeinde oft eine übertriebene Nachsicht mit dem Sünder, die einem Mangel an Ernst gegen die Sünde gleichkommt. Um so mehr ist es anzuerkennen, wo es gelungen ist, die Übung der Kirchenzucht in feste Bahnen zu bringen. Oft tritt die ganze Gemeinde mit ziemlicher Strenge für die Aufrechterhaltung kirchlicher Ordnungen ein. Aber auch dabei haben die einzelnen Glieder mehr Halt an der äußeren Ordnung als an ihrem Gewissen. Ein sehr sachverständiger Freund bezeichnet diese Christen treffend als ethisch-arm — etwa der Blutarmut der Bleichsüchtigen entsprechend. Diese Armut ist um so auffallender da, wo sie neben einer eingehenden dogmatischen Kenntnis und mit einer betont christlichen Redegewohnheit handinhand geht. Manchmal möchte man wünschen, die letztere sei nicht der noch zurückstehenden ethischen Gewöhnung so weit vorausgeeilt.

Daß sich Nachwirkungen heidnischer Sünden und Laster

---

[1]) Das schlimmste Beispiel derart, das ich gehört habe, dürfte ich genau genommen hier nicht anführen, denn es ist in der That zu stark, als daß es zur Charakteristik des Durchschnittes der Gemeinden dienen könnte. Aber es zeigt, bis zu welcher entsetzlichen Verwirrung sich jene Differenz steigern kann. In einem Dorfe hatten die Christen ihren Feind und Plagegeist, den Samîndâr, totgeschlagen. Die betreffende Botschaft sandten sie andern (oder dem Missionar?) mit folgenden Worten: „durch die Gnade des Herrn haben wir endlich unsern Feind erlegt."

auch in jenen christlichen Gemeinden noch finden, wird ja jeder erwarten, der etwas weiß von den Resten des Heidentums, die in unsern Gemeinden nach vielen Jahrhunderten noch nicht ganz beseitigt sind. „Lügen und Betrügen,“ so schreibt ein Missionar,[1]) „sind in diesem Lande gäng und gäbe, leider auch unter den Christen und, um der Wahrheit die Ehre zu geben muß ich auch leider noch hinzufügen, auch manchmal unter den Katechisten.“ — Ein solcher (in Südindien) hatte einen Missionar betrogen (um 1 Anna) und belogen. Der Fall wurde nicht weiter verfolgt, da ein genauer Beweis nicht zu erbringen war. Dabei sagte der Missionar zu mir: „So machen sie es alle.“[2]) Ein Christ wurde gefragt, ob er sein Leben in Bezug auf die Wahrhaftigkeit gegen seinen früheren heidnischen Wandel wesentlich gebessert habe? Er antwortete, daß er sich befleißige, die Wahrheit zu sagen, so oft als es nützlich sei. Erst als der Missionar ihn darüber etwas scharf ansah, verbesserte er sich: so oft als es wichtig sei. — Ich sah einen Urao, der dem Missionar klagte, auf seinem Felde werde der Reis von seinem Feinde, einem Katholiken, widerrechtlich geschnitten. Das Feld hatte in der That immer jenem evangelischen Bauern gehört. Auf die Frage, ob er auch diesen Reis gesäet (resp. gepflanzt) habe, antwortete er dem Missionar mit dem ehrlichsten Gesichte: „Ja“ und wiederholte diese Aussage draußen auf dem Felde vor den Schnittern und den zahlreich versammelten Gemeindegliedern. Später wurde die grobe Lüge offenbar. Er hatte nämlich, um im Falle eines Rechtsstreites günstigere Aussichten zu haben, gelogen. Von der Bestellung des Feldes nämlich hatte er sich in Wirklichkeit, eingeschüchtert durch Drohungen seines Feindes, abhalten lassen. Hätte nicht der Missionar sogleich die Sache untersucht, und wäre es zum Prozeß gekommen, so hätte der Mann wahrscheinlich seine falsche Aussage auch beschworen. Die oben angedeutete furchtbare Eidesnot wird leider auch vielen Christen gefährlich. Von den Kols, und auch den christlichen sagte man mir, daß viele vor Gericht einfach beschwören, was ihnen der Advokat sagt. — Jedenfalls nimmt es mancher indische Christ mit der Wahrheit ernster und scheut namentlich den Meineid. Aber das so schlaffe indische Volksgewissen ist keineswegs in den christlichen Gemeinden so geschärft, wie wir es in diesem Punkte erwarten.

Neben den Lügen finden sich andre Zungensünden. Auch wo sonst die „Sprache Kanaans“ geläufig geredet wird, giebt es gelegentlich argen Zank und Wortstreit und Schimpfen z. B. in Worten, die wir wegen ihrer entsetzlichen Gemeinheit (Unkeuschheit) nicht wiedergeben können.

[1]) Biene 1892, 60.

[2]) Ich glaube, daß er mit diesen Worten in seinem Verdruß zu sehr generalisierte.

Manche wahrhaft sanftmütige Christen, die ihre Zunge im Zaume halten, können die große Mehrzahl nicht aufwiegen, welche an jener Schwachheit leidet. Besonders ist diese schlimm bei denen, die aus den Kastenlosen stammen. „Zanken und Schimpfen ist noch ein zu starkes Lebensbedürfnis der Pareier-Christen.“[1]) Daß sie dabei furchtbar schreien, ist eine sehr erklärliche Gewohnheit, da sie mit ihren Herrn immer auf 25 Schritt Entfernung reden müssen. Das werden sie sich also sobald nicht abgewöhnen.

Bezüglich des siebenten Gebotes wurde oben schon die Betrügerei eines Katechisten erwähnt, und das Urteil des Missionars: „So machen sie es alle,“ bezog sich ebenso auf den Betrug, wie auf die Lüge. Daß die Diener in Indien ihre Herren betrügen, ist ganz bekannt. Für alles, was sie auf dem Basâr kaufen, rechnen sie dem Herrn mehr an, als sie selbst dafür gegeben haben. Ersparen sie an einem Tag ein paar Eier, so bringen sie dieselben am nächsten als neugekaufte vom Basâr, verkaufen der Herrschaft die gestohlenen Eier der eignen Hühner zu erhöhtem Marktpreise und dergleichen. Der Diener eines Missionars war (jedenfalls nach eingehender Unterweisung) getauft worden. Nach einiger Zeit wurde er gefragt, ob es nun mit ihm besser geworden sei, und ob er beim Einkaufen nicht mehr betrüge. „Ja, es ist besser geworden,“ versicherte er, „denn früher nahm ich von jeder Rupie zwei Anna — jetzt aber begnüge ich mich mit einem!“ Der Mann war ziemlich erstaunt darüber, daß auch das noch unrecht sein sollte. Die Leute rechnen eben (wie bei uns manche großstädtische Dienstmagd) ihre Kommissionsprozente — im obigen Falle allerdings 12½ Proz.

Leihen und nicht wiedergeben ist auch bei Christen etwas sehr Gewöhnliches, und ein jeder gutmütige Missionar dürfte in diesem Stücke bittere Erfahrungen gemacht haben. — Am betrübendsten war, was ich von einem Lehrer, einem hochbegabten Manne, der als tüchtigster Heidenprediger gerühmt wurde, hören mußte. Er hatte ein Schulhaus zu bauen und seiner Zeit die Quittungen über die gezahlten Beträge vorzulegen. Alle diese Quittungen erwiesen sich als systematisch gefälscht. Er hatte eben auch seine Kommissionsprozente berechnet. — Ich will nicht verschweigen, daß er nach der Entdeckung des Betruges unter vielen Thränen Buße gethan hat. — Auch an mein oben S. 47 erwähntes Erlebnis sei hier noch einmal erinnert.

Wenn ein angestellter Missionsgehilfe und sogar ein Pastor sich solcher Versündigungen schuldig macht, so darf man bei der Gemeinde im

[1]) Evangel.-Luth. Miss.-Blatt, 1892, 180.

großen und ganzen nicht auf eine feste Redlichkeit rechnen. Um so erfreulicher sind einzelne Beispiele eines christlich ehrenhaften Charakters. So habe ich vor allen einen Tischlermeister Amos, in Kalikut, kennen gelernt. Die Verwaltung des Kirchenvermögens sollte aus der Hand des Missionars in eingeborne Hände übergehen. Amos wurde zum Rendanten ersehen. Er aber lehnte die Übernahme der Kasse ab, indem er zu verstehen gab, daß er sich nicht der damit verbundenen Gefahr für gewachsen hielt — ein herrliches Stück Selbsterkenntnis! Dergleichen ist leider sehr selten. Es ist aber eine deutliche Beleuchtung der Übrigen, die in Bezug auf Heiligung des Lebens hinter dem braven Amos weit zurückstehen.

Auch Unzuchtssünden kommen leider nicht selten vor. Es sind die Nachwirkungen von der oben angedeuteten Verderbtheit des Volkslebens. Es hat etwas sehr Betrübendes, wenn man sieht wie Mädchenerziehungsanstalten unter Schloß und Riegel gehalten werden müssen, wie die heidnischen Senanas. Ein erfahrener Missionsarzt sprach das allerdings sehr harte Urteil aus, daß es in den indischen Christengemeinden, soweit er sie kenne, im Punkte der Sittlichkeit nicht besser stehe, als bei den Heiden. Ich war erschrocken, als er anführte, daß auch in den ersteren Frauen sind, die sich damit abgeben, uneheliche Kinder zu töten, ehe sie das Licht der Welt erblicken. Bezeichnend ist, daß Zartheit in Bezug auf geschlechtliche Verhältnisse auch in den Christenhäusern in weitem Maße fehlt. Wenn der Arzt bei einer kranken Frau nach der Zeit der Menstruation fragt, so passiert es wohl, daß ein sechsjähriges Töchterchen dem Gedächtnis der Mutter zu Hilfe kommt, denn es ist bereits in alle diese Verhältnisse eingeweiht. — Eine allerdings erst kürzlich aus dem Heidentume gekommene Mutter, die jedoch auch ihren Katechumenenunterricht gehabt hatte und getauft war, sagte schmeichelnd zu ihrem Töchterchen: Ni jenta suleh! (J du kleine H . . .) — Dergleichen sollte man in einer Christengemeinde nicht erwarten.

Jenem Missionsarzt gegenüber äußerte ich die Vermutung, daß sein Urteil doch wohl zu allgemein gefaßt sei, und daß er doch wohl die Zustände etwas zu pessimistisch ansehe. Er blieb jedoch bei seiner Aussage. Er mag ja besonders schlimme Erfahrungen gemacht haben, und seine Berufsthätigkeit gab ihm mehr als andern Missionaren Gelegenheit, in die betreffenden Verhältnisse hineinzublicken. Aber ich bin überzeugt, daß sich jenes Urteil nicht auf die sämtlichen indischen Christengemeinden in seiner ganzen Schärfe ausdehnen läßt. Auch in dieser Beziehung sind sicherlich manche Anfänge einer Erneuerung vorhanden. Ich kann mir nicht denken, daß alle die christlichen Mädchen und Burschen, welche weit

über die landesübliche Zeit im ledigen Stande bleiben, der Unzucht verfallen seien, wie man dies nach sonstigen indischen Begriffen erwarten sollte.[1]) Ich habe auch selbst Spuren davon gesehen, wie in den christlichen Gemeinden sich die sittlichen Verhältnisse den Heiden gegenüber sehr bedeutend gebessert haben. Ich sah z. B. eine christliche Witwe, die in ihrem Häuschen allein wohnt und doch sich eines unbescholtenen Rufs erfreut. Das wäre unter Heiden einfach unmöglich.

Freilich aber ist die niedrige Stellung der Frau auch bei den Christen noch lange nicht beseitigt. Im großen und ganzen gilt sie immer noch als die Magd des Mannes. Meistens essen auch in den Christenhäusern die Männer allein und nachher erst die Frauen. Auch Christen gehen nicht öffentlich neben ihren Frauen, sondern diese folgen ihnen. Trotzdem läßt sich erkennen, wie hier und da das Verhältnis der Eheleute zu einander schon weit inniger geworden ist, und ich habe doch auch manche erfreuliche Beispiele von christlichem Familienleben gesehen.

Den sittlichen Schwachheiten stehen einige ziemlich weit entwickelte Tugenden gegenüber; vor allem die Geduld und Ergebung im Leiden. Der Zusammenhang mit der alten Gewohnheit des Denkens und Fühlens ist leicht zu erkennen. Doch scheint es vielfach gelungen, sie in rechte christliche Bahnen zu leiten.

Sehr deutlich ist die christianisierende Gewöhnung an den S. 144 erwähnten täglichen Reisopfern zu erkennen. In den lutherischen Tamulengemeinden ist es zur festen Gemeindesitte geworden. Jeden Sonnabend werden die gesammelten Vorräte zusammengeholt, und zur Unterstützung der GemeindeArmen verwendet. Der heidnische Begriff des Dharma, der Gaben der Barmherzigkeit als eines Tributs an die höher stehenden ist hier wirksam umgewandelt zur Liebesgabe für die Dürftigen. Freilich ist das noch nicht die aus innerem Liebesdrange geübte christliche Wohlthätigkeit. Es zeigt sich dabei die Macht der Gewohnheit, vermöge deren sich der einzelne zu dieser offiziellen Wohlthätigkeitsübung verpflichtet fühlt.

So ist auch die kirchliche Sitte überhaupt eine große Macht. Der Kirchenbesuch ist vorzüglich, diese großen Versammlungen bei den Gottesdiensten, die großenteils von weither zusammenkommen, sind ein höchst erfreulicher Anblick. Freilich würden wir fehlgreifen, wenn wir annähmen, sie kämen alle mit dem, was wir ein heilsbegieriges Herz nennen. Auch bei uns giebt es ja volle Kirchen, in denen das nicht von allen Besuchern gilt. Immerhin ist die tiefe Andacht beachtenswert, deren Zeuge ich oftmals

---

[1]) Von den Burschen einiger Gemeinden wurde dies freilich gradezu behauptet.

im Gottesdienste und bei der Feier des heiligen Abendmahls gewesen bin. Es ist jedoch billig, dabei auch eine entsprechende Anlage im Naturell des Inders in Rechnung zu ziehen, aus der auch bei den Heiden eine tiefe Inbrunst entspringt, wie man sie auch in den Tempeln wahrnehmen kann. Freilich ist ein mächtiger Unterschied zwischen einer feiernden Christengemeinde und einer lärmenden Tempelversammlung, mögen auch einzelne in der letzteren von inniger Andacht ergriffen sein.

Auch im häuslichen Leben der Christen findet sich manches Erbauliche: Familienandachten, gemeinsames und besonderes Gebet und mancherlei Spuren von einem innigen religiösen Empfinden, das auf eine hohe Entwicklung des religiösen Lebens hindeutet. Gelegentlich findet die Buße über Versündigungen einen tiefen Ausdruck mit vielen Thränen, und wenn sich gegen die Einrichtung der Kirchenbuße hie und da auch mancher Trotz erhebt, so fügen sich doch viele willig unter diese Einrichtung. — Vor allem bemerkenswert aber ist die Sterbensfreudigkeit welche viele indische Christen beweisen, wenn es mit ihnen zu Ende geht. Wahrhaft ergreifende Berichte über den erbaulichen Heimgang solcher braunen Männer, Frauen und Kinder giebt es in großer Zahl. Wenn man nichts weiter wüßte von jenen heidenchristlichen Gemeinden, als dieses selige Sterben vieler ihrer Glieder, so dürfte man nicht anstehen, in ihnen eine hoch entwickelte Stufe des christlichen Lebens zu finden. Daß einzelne Mitglieder sich durch ein gereiftes inneres Leben, das sich in Früchten der Heiligung erweist, auszeichnen, habe ich mehrfach angedeutet. Bei solchen werden wir die Sterbensfreudigkeit erklärlich finden. Daß sie aber auch vielfach bei solchen beobachtet wird, die sich keineswegs über den Durchschnitt der Gemeinde in ihren angedeuteten Schwachheiten erheben — scheint auf den ersten Blick ein unlösbares Rätsel. Wie wir jedoch zur Entschuldigung jener Schwachheiten billigerweise die Nachwirkung der alten heidnischen Gewohnheiten gelten lassen, so dürfte eine genaue Betrachtung die Nachwirkung der seit Jahrtausenden unter den Völkern Indiens waltenden Religiosität, die oben angedeutete, gewohnte Geneigtheit zur Beschäftigung mit übersinnlichen Dingen, nicht unbeachtet lassen. Hat die christliche Sittlichkeit bisher in Indien vorwiegend einen sehr ungünstigen, harten Boden gehabt, auf dem sie sich großenteils nur kümmerlich entwickeln konnte und daher über jene ethisch-armen Zustände nicht hinauskann, so hat dagegen das christliche Gefühlsleben einen höchst günstigen Boden gefunden, in dem es — gleich manchen europäischen Pflanzen unter tropischen Verhältnissen — ein wunderbares Gedeihen zeigt. Dabei ist auch die außerordentliche Schmiegsamkeit und Fügsamkeit des Inders

nicht zu übersehen, vermöge deren er sich bald in die von der Mission gebrachten Formen einer hohen Stufe des christlichen Gefühlslebens hineinfindet, sobald er zum Christentum gekommen ist. Wo sich eine Gemeinde bildet, da werden dieselben bald heimisch und je schwächer und ohnmächtiger die Individualität ist, desto leichter wächst auch der einzelne, der als Mitglied eintritt, in die betreffenden christlichen Lebensregungen hinein. Vielleicht gelingt es nach diesen Andeutungen einigermaßen das Rätsel zu lösen, wie mit einem durchschnittlich noch recht zurückgebliebenen sittlichen Leben (oder gar mit grober Unsittlichkeit) eine innige Frömmigkeit und ein seliges Sterben sich verbinden, auch ohne daß dem letzteren immer, wie wir erwarten sollten, so eine Schächerbekehrung voraufgeht.

Auch in dieser Beziehung kann ich nicht umhin, Wirkungen einer Gewöhnung zu sehen, wobei ich selbstverständlich aber diejenigen braunen Christen ausnehme, deren Leben und Wandel den Durchschnitt der Gemeinden weit überragt und von einer Bekehrung Kunde giebt, die mehr ist, als der Übertritt zu einer christlichen Gemeinde.

Nach Besprechung dieser innersten Beziehungen wird es mir schwer, noch einmal auf ganz äußere Dinge die Betrachtung zu lenken. Aber ich muß schließlich noch etwas sagen über die Gewohnheiten des äußeren Lebens, obgleich ich mich auf ein paar kurze Andeutungen beschränken werde.

An der Wohnung und Kleidung hat die Mission wenig oder gar nichts geändert, nur daß sich bei den aus den niederen Kasten gekommenen wesentliche Verbesserungen bemerken lassen, ohne dabei von den indischen Formen abzuweichen. Nur bei manchen englischen und amerikanischen Missionaren finden sich leider Bestrebungen, die europäischen Formen einzuführen, obgleich eine gründliche Erwägung den Nachteil für die Mission darthun muß. Jede europäisierte Christengemeinde ist ein Hindernis für die Christianisierung des Volksganzen, das mit großer Anhänglichkeit seine hergebrachten Sitten zu bewahren trachtet.

Aber auch wo die Missionare zur Beibehaltung der letzteren ermahnen, giebt es doch an vielen Orten eine Richtung, welche es den Europäern gleich thun möchte. Es ist die Macht der Gewohnheit zu den herrschenden Fremdlingen aufzublicken und dabei ein Trachten nach hohen Dingen. Letzteres wäre überhaupt als für große Kreise der jungen Christen nachzutragen, daß sie streben über ihre früheren Verhältnisse hinaus eine Stufe höher zu kommen. Hier sind ernstliche Bemühungen nötig, um solche Christen an die echte christliche Bescheidenheit zu gewöhnen.

Diese widerspricht freilich der indischen Anschauungsweise, welche Hoheit und äußere Pracht als etwas höchst Begehrenswertes faßt, während auf die innere Gediegenheit sehr wenig Wert gelegt wird.

Diese Richtung findet besonderen Ausdruck in der Fülle des gebrauchten Schmuckes. Bemühungen den letzteren, den Christen abzugewöhnen, sind auf manchen Gebieten wie z. B. bei den Kols recht erfolgreich gewesen, auf andern Gebieten wird er weiter getragen, und das Elend der Verschuldung, mit dem er verknüpft ist, besteht leider auch unter den Christen in großer Ausdehnung.[1]) Auch in diesem Stücke bedarf es noch ernster Bemühungen, schlichten einfachen Geschmack, innere Gediegenheit und Tüchtigkeit zu pflanzen und zu pflegen, wobei auch die äußere Entwöhnung von unsinnigem, übertriebenem Schmuck, mit seinen wirtschaftlich nachteiligen Folgen, bedeutungsvoll sein dürfte.

An der gewohnten Nahrung, an den Formen des Anstandes und der Reinlichkeit, an dem Ausdruck der Gefühle und Empfindungen ändert die Mission meistens gar nichts, so ungewohnt uns auch manches davon erscheint — wie z. B. wenn auch die christlichen Feste mit Feuerwerk und Böllerschüssen gefeiert werden — wenigstens im Tamulenlande ist dies allgemeine Regel.

Diese Toleranz gegen hergebrachte Sitte, soweit sie mit dem Christentum verträglich ist, wird leider in Bezug auf die Künste, wie ich früher (s. Nr. IV) ausgeführt habe, nur teilweise geübt.

Ich bin mir wohl bewußt, daß ich mein Thema bei weitem noch nicht erschöpft habe. Namentlich wäre noch zu behandeln: das Verhältnis der Missionare zur Gewohnheit und zur Gewöhnung, die Mittel der missionarischen Gewöhnung und endlich die Gewohnheiten in der heimatlichen Gemeinde.

Um jedoch diese Punkte gründlicher zu erörtern, hebe ich sie für eine spätere Gelegenheit auf. Das Ergebnis der vorliegenden Betrachtungen läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen:

1. Die althergebrachte Gewohnheit der heidnischen Völker ist die unscheinbare Großmacht, welche der Mission die schwersten Arbeiten und Kämpfe bereitet.

---

[1]) Eine Missionsgesellschaft sucht wenigstens ihre Angestellten vor den Wucherern zu schützen und gewährt ihnen Dahrlehn gegen 12 Proz. Zinsen. Würde man es zu 5 Proz. geben, so würden sich alle dazu drängen, um alsbald das Geld zu 20 Proz. anderweit auszugeben. Ich sah einen als Pfand gegebenen Goldschmuck im Werte von ca. 150 M., der einer Lehrerfrau gehörte, deren Mann ein monatliches Gehalt von etwa 30—40 M. haben mochte.

2. Dieser gegenüber ist die allmähliche Entwöhnung und Neugewöhnung erforderlich. Daher ist die Mission eine langsame, nicht auf schnelle Erfolge gerichtete Geduldsarbeit.

3. Die Bemühungen, aus den Heiden sofort Christengemeinden zu gewinnen, die den erweckten Gemeinden in der Heimat entsprechen, haben thatsächlich auch nur den Erfolg einer allmählichen Gewöhnung, wie die auch noch bei den Heidenchristen vorhandenen, ausgedehnten Nachwirkungen der alten Gewohnheiten beweisen.

4. Als bisheriges Ergebnis der Mission finden wir durchschnittlich Gemeinden, die sich an einzelne Züge des christlichen Lebens erfolgreich gewöhnt haben, während in andern Stücken die Nachwirkungen der heidnischen Gewohnheiten fort und fort zu bekämpfen sind.

5. Alle Heidenchristen sind Jünger Jesu, zu ihm, dem Meister, in die Schule gebracht. In, mit und unter dem Handlangerdienste seiner Sendboten, giebt er selbst ihnen die höchste Unterweisung, deren Früchte in den die Durchschnittschristen überragenden gereiften Gläubigen offenbar werden.

6. Es giebt nationale Gewohnheiten, welche mit dem Christentum wohl verträglich sind, oder von den ihnen anhaftenden heidnischen Beziehungen sich läutern lassen. Solche sind (event. unter solcher Läuterung) zu konservieren und zu pflegen.

Schließlich aber mögen wir selbst uns die Mahnung zu Herzen nehmen: Wir, hierzulande, sollen es uns abgewöhnen, die Heidenchristen nach dem Ideal zu messen, sollen vielmehr mit nüchternem Blick den der Wirklichkeit entsprechenden Maßstab anlegen und uns an den Gedanken gewöhnen, daß jene jungen Gemeinden im Durchschnitt dem Durchschnitt der heimatlichen Christenheit nicht überlegen sind.

VI.

Über die Qualität der gegenwärtigen heidenchristlichen Gemeinden.[1])

Die Zulässigkeit der Unterscheidung verschiedener Christengemeinden nach ihrer Qualität, ist bei den Verhandlungen über das obige Thema auf der IX. Kontinentalen Missionskonferenz geradezu in Zweifel gezogen worden.[2]) Hören wir, um darüber ins klare zu kommen, einige Zeugen.

Ich rufe zuerst einige Pastoren auf, die mit Lob und Dank gegen Gott bezeugen, daß in ihren Gemeinden die meisten Mitglieder lebendige Christen sind, deren Christentum auf persönlicher Erfahrung beruht, die in aufrichtiger Buße und wahrem Herzensglauben zu einer bewußten Entscheidung gekommen sind und sich demgemäß von dem heiligen Geiste weiter regieren lassen. „Solch eine Herzensstellung ist zwar durch menschliche Beobachtung nie zweifellos festzustellen, sondern allein dem Herzenskündiger bekannt. Es mag vorkommen, daß bei einigen mit der äußeren Erscheinung, die uns vor Augen ist, das Herz nicht völlig übereinstimmt. Auch fehlt es nicht an etlichen Mitgliedern, die sich über ihren innern Zustand nicht aussprechen und bei äußerer Rechtschaffenheit hie und da Spuren von gefährlicher Selbstgerechtigkeit zeigen. Wir können sogar unsre Befürchtung nicht unterdrücken, daß selbst einige verstockte Sünder in Heuchelei unter uns wandeln[3]) — aber wir sind

---

[1]) Neubearbeitung eines über dieses Thema in Bremen auf der IX kontinentalen Missionskonferenz am 9. Mai 1893 frei gehaltenen Vortrags. Dort umfaßte das Thema noch weiter „die Lehren, welche sich daraus für die Missionspraxis ergeben.“ Bei der größeren Ausdehnung, welche die Bearbeitung hier gewonnen hat, beschränke ich mich darauf anhangsweise betreffs des zweiten Teiles nur die in Bremen gestellten Thesen hinzuzufügen.

[2]) Protokoll, S. 19 sagt Missionar Handmann: Ich möchte nicht unterscheiden zwischen Erweckten und Gewohnheitschristen, sondern zwischen Kindern und Männern in Christo.

[3]) Andre fügen noch hinzu: „Leider können wir uns nach den Verhältnissen der Landeskirche mancher nicht erwehren, deren Christentum offenbar mehr im Namen und äußerlich angenommener Sitte, als im persönlichen Glaubensleben besteht.“

überzeugt, daß solches nur ausnahmsweise vorkommt. Im großen und ganzen haben wir die gute Zuversicht, daß unsre Gemeindeglieder wahrhaft gläubige Christen sind."

Es treten ein paar Freunde aus England und Amerika hinzu, welche bezeugen: „Nach den Ordnungen unsrer Denominationen wird in unsre Gemeinden niemand aufgenommen, der nicht wiedergeboren wäre und sich nicht darüber im Laufe einer Probezeit in Worten und Wandel ausgewiesen hätte. Wir lehnen es entschieden ab, bloße Namenchristen unter uns zu haben." Einer oder der andere geht sogar soweit, zu behaupten, daß seine Gemeinde, wie sie ist, einen Zweig der unsichtbaren Gemeinde der Heiligen bilde.

Diesen Vertretern erweckter Gemeinden bzw. puritanischer Wahlkirchen gegenüber stehen Pastoren, die über ihre volkskirchlichen Gemeinden bitter klagen, daß in denselben „alles tot" sei. „Grobe Sünden und Laster herrschen in weitestem Maße, und wenn man einem darüber Vorhaltungen macht, so entschuldigt er sich meistens mit allen den andern, die dasselbe thun und treiben." Nach zehnjähriger Arbeit bekennt ein treuer Seelsorger: Ich habe in meiner Gemeinde bis jetzt keine einzige Seele kennen gelernt, die eine klare Sündenerkenntnis hätte und deren Glaube etwas von herzlicher Lebensgemeinschaft mit dem Heilande wäre" — wobei er freilich hinzufügt, daß er trotzdem hie und da einige Wirkungen des Wortes Gottes habe bemerken dürfen, wie denn auch die sonst entsetzlich vernachlässigten Gottesdienste allmählich etwas mehr besucht würden.

Ein andrer bezeugt, daß er zwar nicht eine so schwer kranke[1]) Gemeinde habe, in welcher Tod und Zersetzung in dieser Weise sich offenbare. Er müsse vielmehr der Seinigen das gute Zeugnis geben, daß sie ihre Kirche lieb hätte, Predigt und Sakrament fleißig benutze und in manchen Beziehungen christliche Zucht und Ordnung aufrecht erhalte. Aber im ganzen und großen müsse er bekennen, daß die meisten auch seiner Leute nur dadurch Christen wären, daß sie in einem christlichen Lande geboren und aufgewachsen seien; von einer persönlichen Entscheidung könne bei ihnen nicht die Rede sein. Freilich, je mehr sich sein Auge schärfe, bemerke er hie und da Spuren von Buße und von einem Glauben, der doch tiefer gehe, als ein auswendig gelernter Katechismusglaube. Auch erkennt er an, daß neben jenen Gewohnheitschristen

[1]) Unter den verschiedenen Krankheiten, welche den Zustand hierhergehöriger Gemeinden modifizieren, seien besonders die unter Kirchennot und mangelhafter Pflege leidenden großstädtischen Gemeinden erwähnt.

sich einige Erweckte finden. So meint er auch von weiteren Fortschritten des christlichen Lebens in dieser Gemeinde reden zu dürfen, und hofft, daß sie immer mehr zu einem gesunden Glaubensleben sich entwickeln werde.

Könnten wir Zeugen in größerer Zahl vernehmen, so würden sich noch mancherlei Variationen und Abstufungen herausstellen. Immer wieder aber würden wir auf den spezifischen Unterschied kommen, daß einerseits ein aus persönlicher Entscheidung hervorgegangenes, andrerseits ein ererbtes und gewohnheitsmäßiges Christentum vorherrscht.

Daß sich hiernach verschiedene Qualitätsklassen ergeben, kann doch nicht zweifelhaft sein. Für die eine wird der Name lebendiger oder erweckter Christengemeinden zugegeben. Für die andre ist es schwer, einen zutreffenden Namen zu finden, der auf allseitige Anerkennung rechnen dürfte. Ich sehe hier ab von der Bezeichnung als volkskirchliche Gemeinden oder Gewohnheitschristen, Durchschnittschristen, oder, wie (nach Vilmar) in Bremen vorgeschlagen wurde, elementare Christen. Um allem Streit über den Namen aus dem Wege zu gehen, werde ich in der folgenden Betrachtung die erweckten Gemeinden mit A und die, welche in den Rahmen der ihnen gegenübergestellten Charakteristik gehören, mit B bezeichnen.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß sich für diese Klassen scharfe Grenzen nicht ziehen lassen. Da wir von empirischen Gemeinden reden, werden wir auch die Klasse A nicht mit der Gemeinde der Heiligen identifizieren dürfen, sondern auch sie nach logischen Qualitätsbegriffen in das Gebiet der Limitation verweisen. In der That zeigt es sich auch manchmal ziemlich deutlich, wie die Grenze zwischen beiden genannten Klassen eine fließende ist. Hier und da finden sich auch in Kreisen erweckter Christen solche Personen, welche die Formen eines hochentwickelten Christenlebens mehr oder weniger durch die Erziehung und durch den Einfluß der christlichen Umgebung empfangen haben — abgesehen von den Fällen, in welchen solche Formen sogar wie eine äußere Tünche angenommen sind. Dagegen fehlt es auch in manchen Gemeinden der andern Art, wie schon in der obigen Charakteristik angedeutet, nicht an Zügen echten christlichen Lebens, und einzelne Christen können zu einer weiteren Entwicklung gelangen, so daß sie mit ihrem Glaubensleben und dessen Früchten die übrigen bedeutend überragen. Oft läßt es sich nachweisen, daß einzelne erweckte Christen die Anregung zu ihrem geistlichen Leben auswärts empfangen haben.

Mancher Handwerksbursch hat sich auf der Wanderschaft bekehrt — sicherlich haben die Jünglingsvereine viele derartige Segensfrüchte gebracht. Aber nachher steht solch ein Bekehrter in seiner Heimat vielleicht ziemlich vereinzelt da, oder gewinnt nur wenige, die in gleichartiger Frömmigkeit mit ihm zu einem engeren Bunde sich vereinigen. Es ist das in unsern märkischen Gemeinden eine gar nicht seltene Erscheinung, und z. B. ein Diaspora-Arbeiter der Brüdergemeinde, der an einen ihm noch fremden Ort kommt, hat gar keine Schwierigkeit, die „Frommen" ausfindig zu machen. Andrerseits aber findet man in solchen Gemeinden gelegentlich auch einzelne Glieder, an deren Herzen der heilige Geist wunderbar gearbeitet hat, ohne daß sich andre Anregungen, als die der ganzen Gemeinde in Wort und Sakrament gegebenen, nachweisen ließen. Solche Christen sind nicht imstande „die Sprache Kanaans" zu reden; aber ihr Wandel zeigt mehr, als die oft unvollkommene und ungeschickte Aussprache über ihr Inneres. Ich glaube, daß wir auch solche Christen zu der Zahl der Gläubigen zu rechnen haben, und wo sie sich in Gemeinden der Klasse B finden, ist dies ein Zeichen, daß auch die letztere nicht ganz des Lebens entbehrt, mag dasselbe auch keimartig und in der Entwicklung noch nicht weit gediehen, sich nur in vereinzelten Erscheinungen finden.

Überhaupt darf man bei Beurteilung des christlichen Lebens nicht bloß nach den äußeren Formen urteilen. Vielfach nehmen dieselben (wie z. B. die erwähnte fromme Ausdrucksweise) ein besonderes Gepräge an, das oft als das Kennzeichen wahren Christentums betrachtet wird. Eine genaue Beobachtung zeigt jedoch wie diese typischen Formen nur der zeitlichen Entwickelung angehören und mit dem innersten Kern des Christentums keineswegs solidarisch verbunden sind. Sie dürfen also nicht mit dem Glaubensleben selbst identifiziert werden. Man findet sie auch zuweilen von dem letzteren losgelöst, und selbst erweckte Gemeinden sind nicht sicher vor dem Eindringen der Heuchler.

So sehr hiernach die Grenzen unsrer Qualitätsklassen als flüssig erscheinen mögen, bleibt doch der Gegensatz zwischen ihnen immer noch stark und groß genug, so daß wir ihn als Grundlage für die folgende Betrachtung festhalten.

Sollte sich die letztere nicht auf die evangelischen Missionsgemeinden beschränken, sondern auch die katholischen behandeln, so würde ich hier noch eine dritte Klasse zur Sprache bringen, nämlich namenchristliche Gemeinden. Eingehende Schilderungen solcher finden sich in Trede: Das Heidentum in der römischen Kirche (Gotha 1890—1891. 3 Bde.)

Die Zustände katholischer Missionsgemeinden stimmen in vielen Beziehungen mit diesen Schilderungen überein.

Das Missionswerk der Neuzeit ist in den Kreisen der Erweckten entsprungen. Deutschland hätte keine Heidenmission, wenn nicht durch Spener und Francke das Feuer neuen Glaubenslebens angezündet wäre, das bald in zahlreichen kleinen Häuflein brannte und überall die Herzen für die Heidenbekehrung erwärmte. Glaubensleben und Missionsleben zeigten sich immer mehr in Wechselwirkung. Überall befanden sich die Missionschristen im Gegensatz gegen die nach alter Gewohnheit dahin lebenden Glieder der Landeskirchen, deren Behörden oft gradezu der Mission feindlich entgegen traten. Auch in England wurden die Denominationen, welche sich im Gegensatz zur Staatskirche als Wahlkirchen charakterisieren, vorzugsweise die Träger der Mission, denen erweckte Kreise in der Staatskirche erst später folgten.

Heutzutage haben sich freilich die Verhältnisse viel günstiger gestaltet. Unsere Kirchenbehörden stehen dem Werke überall freundlich und entgegenkommend gegenüber. Aber an die Leitung derselben haben sie nicht die Hand gelegt. Sie befindet sich bei den Missionsgesellschaften, die aus den erweckten Kreisen hervorgegangen sind und noch immer von ihnen getragen werden. Insofern kann man auch jetzt noch sagen, daß die Missionsgemeinde mit den letzteren sich deckt.

Freilich hat in den letzten Jahrzehnten das Missionsleben viel weitere Wurzeln geschlagen. Das Werk ist wunderbar gewachsen. Großartige Mittel sind für dasselbe erforderlich. Nun werden ja freilich von Christen mit bewußtem Glaubensleben zum Teil staunenswerte Beiträge dazu geopfert. Vor allen ist hier an das leuchtende Beispiel der kleinen Brüdergemeinde zu erinnern. Der Verband von 32 000 Seelen beschafft die Mittel, um ein Missionswerk im Gange zu erhalten, in dem jetzt nahe an 92 000 Heidenchristen in Pflege stehen. Der erforderliche Gesamtaufwand von 1 400 000 M. wird zwar zum größeren Teil (2/3) auf den Missionsposten selbst durch Handel und Beiträge aufgebracht; immerhin kommt auf den Kopf der Gemeinde ein Beitrag von 15 M.[1])

Die andern Missionsgesellschaften sind freilich nicht in so günstiger Lage. Sie haben nicht eine so begrenzte und fest organisierte Missionsgemeinde, sondern sind darauf angewiesen, daß ihnen die Mittel für ihr Werk aus weiteren Kreisen zufließen. Es wird gesammelt nicht bloß wie

---

[1]) Hierbei ist freilich von den Beiträgen der Diaspora abgesehen, die sich nur schwer schätzen lassen.

in früheren Zeiten in kleinen Häuflein eng verbundener Seelen, sondern in den breiten Schichten der landeskirchlichen Gemeinden, besonders auf Anregung der Pastoren. Es gab eine Zeit, wo wenig Beiträge für die Mission eingehen mochten, die nicht mit Gebet und getragen von persönlicher Dankbarkeit für das selbst empfangene Heil geopfert wurden. Heutzutage dagegen kann man das nicht mehr annehmen. Unverkennbar kommen jetzt viele Missionsbeiträge von solchen Gemeinden, die der oben mit B bezeichneten Klasse angehören. Pastoren, die über den Mangel an geistlichem Leben in ihren Gemeinden viel klagen, schicken doch manchmal ganz beträchtliche Summen an die Missionskasse; und diese Summen setzen sich nicht etwa aus einigen wenigen bedeutenden Beiträgen zusammen von solchen Mitgliedern, bei denen sich ein tieferes Glaubensleben fände, sondern oft aus vielen kleinen Gaben, die unzweifelhaft bekunden, daß die Geber von der Wichtigkeit der Sache, für die sie gaben, noch gar keine Ahnung hatten. Es ist auch ganz bekannt, wie manche weltlich gesinnte Leute sich, um nicht hinter anderen zurückzustehen, bei Missionssammlungen beteiligen. Die Nickel- und Kupferstücke in den Kollekten, selbst wohlhabender Landgemeinden, könnten manches sagen — obgleich auch unter ihnen sich mehr dem Herrn wohlgefällige Wittwenscherflein finden mögen, als wir ahnen. Aber im großen und ganzen können wir uns nicht verhehlen, daß in unsrer Zeit viel Missionsgelder aufgebracht werden von Solchen, die nicht als erweckte Christen zu bezeichnen sind. Namentlich unter dem Einflusse unsrer Kolonien wird die Missionssache weiter und weiter bekannt und beachtet. Das Missionsinteresse, das einst in gar schmalen Bächlein durchs Land zog und allmählich zu einem starken tiefen Fluß wurde, schwillt nun immer mehr an, aber geht auch sehr in die Breite und wird an vielen Stellen flach. Viele Christen, die überhaupt noch Christen sein wollen, gewöhnen sich immer mehr an eine gewisse Beteiligung am Missionswerk. Die Leitung aber ist nach wie vor in den Händen erweckter Christen, die sich deutlich genug des Gegensatzes gegen die Christen der andern Klasse bewußt sind.

Daher wird denn in den spezifischen Missionskreisen als das Ziel der Mission die Sammlung erweckter Christengemeinden aus den Heiden für selbstverständlich angenommen. Die mittelalterliche Missionsmethode der Massenbekehrungen wird als grober Irrtum beklagt oder gar verabscheut. Der Gedanke, daß die Ergebnisse unsrer Mission vielleicht auch nur ähnliche Gemeinden bildete, wie wir sie im Durchschnitt in den Landeskirchen haben, ruft bei den meisten Missionsfreunden eine Mißstimmung hervor. (Vergl. oben S. 23.) In Bremen wurde von

einer Seite sehr entschieden behauptet, die heimische Missionsgemeinde erwarte durchaus nicht, draußen Gewohnheitschristen zu finden, und ein andrer Redner betonte, daß erweckte Christen in der Heimat auch draußen erweckte Christen verlangen.

Andre Stimmen dagegen wollten nicht zugeben, daß in der Heimat hinsichtlich der Heidenchristengemeinden Erwartungen gehegt würden, welche über die wirklich bei ihnen vorhandenen Zustände hinausgingen. In den älteren Missionsblättern sei zwar vielfach die Meinung genährt, als ob die bekehrten Heiden Musterexemplare von Christen seien. Jetzt habe man den Irrtum eingesehen. Es sei bekannt genug, daß die Heidenchristen keine völlige Heiligen seien. Diese Erwiderung verschob jedoch den Standpunkt. Die letzte supponierte Erwartung wäre ja auch zu thöricht, als daß ein vernünftiger Mensch sie hegen könnte. Auch in den frommsten Kreisen der heimischen Christenheit giebt es doch keine völlige Heilige — wie sollte man plötzlich die Heiden zu solchen machen können? Aber hier handelt es sich auch gar nicht um die durch Schwachheiten und Mängel bedingte niedrige Stufe — sondern um die Qualität. Die Missionsfreunde, welche selbst ein persönliches Glaubensleben führen, erwarten allerdings in überwiegendem Maße, daß die durch die Mission aus den Heiden Gesammelten auch ein dem ihrigen gleichartiges Christentum empfangen. Auch ist bis auf den heutigen Tag der Missionsbetrieb fast durchweg darauf eingerichtet, die übertretenden Heiden sogleich zu wahrhaft gläubigen Christen zu machen, die, wenn sie vielleicht auch dem Grade nach, als schwache Anfänger, niedriger ständen als die heimischen Missionsfreunde der Qualität nach jedenfalls ihnen gleichzustellen seien. Englische und deutsche Missionsblätter enthalten eine Fülle von Äußerungen, welche das eifrige Bemühen der Missionare nach diesem Ziele unzweideutig kund thun. Ich möchte zu diesem Punkte noch besonders an die Praxis der independentisch und presbyterianisch gerichteten Missionen erinnern, welche mit wenigen Ausnahmen es ablehnen, die Kinder der Heidenchristen, selbst wenn diese in zweiter oder dritter Generation von anfang an unter christlichen Einflüssen stehen, zur Gemeinde zu rechnen. Es werden nur die gezählt, welche infolge eines persönlichen Entschlusses eingetreten sind. Also man bemüht sich, den Gemeinden vollständig den wahlkirchlichen Charakter zu geben und zu bewahren, ganz wie die heimische Kirche denselben trägt.[1])

Je näher man jedoch die heidenchristlichen Gemeinden kennen lernt,

[1]) In einem Falle wird im London. Jahresbericht darüber geklagt, daß aus den Kindern der Christen fast keine neuen Mitglieder der Gemeinde kämen.

desto mehr bemerkt man einen bedeutenden Unterschied zwischen den in der Heimat gehegten Vorstellungen und Erwartungen und den wirklichen Zuständen, sowie zwischen dem vorgesteckten Ziele der ernsten Missionsarbeit und ihrem thatsächlichen Erfolge. Als Beweis dafür kann ich die Enttäuschung anführen, welche jeder junge Missionar beim Hinauskommen auf dem Missionsgebiete durchzumachen hat. (Vgl. oben S. 80.) Einzelne Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel. Es giebt in der That einige Leute, die von gewissen, mit ihrem innersten Leben verwachsenen Vorstellungen so durchdrungen sein können, daß sie nicht fähig sind die abweichende Wirklichkeit zu fassen und das irrtümliche der vorgefaßten Meinung zu erkennen. So ist auch mir eine und die andre Persönlichkeit bekannt geworden, welche auch durch schlimme Schäden in den Missionsgemeinden sich nicht ernüchtern ließ, sondern bei dem mitgebrachten idealen Bilde derselben verharrte. Weitaus die meisten aber bekannten, daß sie in den Missionsgebieten vieles ganz anders gefunden hätten, als wie sie es erwartet, trotzdem, daß sie infolge mancherlei Warnungen ihre Erwartungen schon bis auf das niedrigste Maß herabgestimmt hätten.

In den Berichten der Missionare finden wir oft direkte Zeugnisse, nach welchen wir gar nicht anders können, als die Missionsgemeinden der Qualitätsklasse B zuzurechnen. So z. B. lesen wir im Report of the German Evang. Lutheran (Goßners) Mission (1893 S. 5 f.): „Man darf freilich nicht annehmen, daß alle unsre 40 000 Christen wirklich bekehrte Leute im wahren Sinne des Wortes seien, oder daß sie durch rein geistliche Beweggründe bewogen wurden das Christentum anzunehmen. Wir wünschen keine Schönfärberei zu treiben. Im Gegenteil, wir hoffen das Interesse des Volkes Gottes mehr zu gewinnen, indem wir einfach die nackte Wahrheit sagen." Es wird dann weiter in Bezug auf den Übertritt ausgeführt: Nur wenige suchen das Heil ihrer Seele. Andre sind unbefriedigt von ihrem Dämonendienst, oder wollen den Verfolgungen wegen angeblicher Zauberei entgehen. Aber weitaus die meisten kommen unter dem Einfluß der socialen Verhältnisse.

Man könnte einwenden, daß dieser Bericht sich auf Gemeinden bezieht, die sich infolge einer größeren Bewegung im Volke gebildet haben. Selbst wenn nur unter solchen Verhältnissen die Qualitätsklasse A nicht erreicht würde, wäre dies doch sehr bedeutsam, da die überwiegende Mehrheit der Heidenchristen (wie oben S. 15 f. gezeigt worden ist) in größeren Scharen zum Christentum gekommen sind.

Aber wir haben auch Zeugnisse über den Zustand heidenchristlicher Gemeinden andrer Art. So z. B. die grönländischen, welche nach und

nach durch die Bekehrung einzelner gebildet wurden und nun schon über ein Jahrhundert lang unter regelmäßiger Pflege stehen. Ein Missionar schreibt: „Was das innere Leben unsrer Gemeinden betrifft, so erfüllt uns der Zustand derselben mit Kummer und Sorge. Wir denken dabei nicht bloß an die große Zahl der Ausgeschlossenen, sondern was uns schmerzt, ist der Umstand, daß auch viele äußerlich ehrbare Mitglieder unsrer Gemeinden so gar wenig Hunger und Verlangen nach Seelenspeise, nach Gottes Wort zeigen, daß man so gar selten jemand trifft, aus dessen Herzen die bekümmerte Frage aufsteigt: Was muß ich thun, daß ich selig werde?" (Miss.-Bl. der Brüdergem. 1893, S. 69.) Auch solche Äußerungen wie diese: „Unsre Christen sind in vielen Beziehungen wie thörichte Kinder und müssen als solche behandelt werden" (Biene 1893, S. 8) beweisen doch, daß von einer persönlichen Entscheidung nicht wohl die Rede sein kann.

Derartige Zeugnisse lassen sich von den verschiedenen Missionsfeldern in großer Fülle beibringen. So anerkennenswert die Veröffentlichung solcher Mitteilungen auch über die Schattenseiten der wirklichen Verhältnisse sind, läßt es sich doch nicht leugnen, daß in den an die Gemeinde gelangenden Berichten derartige ungünstige Züge öfters verschwiegen oder unterdrückt werden. Es ist eine Schwachheit, wenn man dem Reiche Gottes aufhelfen zu müssen glaubt, indem man an seiner sichtbaren Erscheinung die Mängel und Schäden verhüllt, die teils aus der Unzulänglichkeit irdischer Verhältnisse überhaupt, teils aus der Mitwirkung irrtumsfähiger Menschen entspringen. Unverantwortlich aber ist eine gradezu fälschende Schönfärberei, wie sie besonders in englischen und amerikanischen Missionsblättern öfters vorkommt, zumal wenn sie motiviert wird mit der Besorgnis, daß die Missionsfreunde, wenn man ihnen die nüchterne Wahrheit sage, kein Geld mehr geben würden. Eine nach dieser Maxime sich gestaltende Praxis kann der Entwicklung des Reiches Gottes nur schweren Schaden bringen.

Bei uns ist man in dieser Beziehung in der That etwas aufrichtiger und verschweigt die ungünstigen Züge nicht. Es wird namentlich oftmals versichert, daß die eingebornen Christen noch sehr schwache Kinder sind. Es wird das Vorkommen von Sünden und Resten des Heidentums erwähnt, wie man sie allerdings in Gemeinden unsrer Qualitätsklasse B gewohnt ist, oder erklärlich findet, während sie in erweckten Gemeinden nicht mehr vorkommen dürften. Aber trotzdem bleibt die vorgefaßte Meinung, daß die bekehrten Heiden auch in unserm Sinne bekehrte gläubige Christen seien, so ziemlich unerschüttert und wird durch die Be-

richte über einzelne außergewöhnlich günstige Züge aus dem Leben der jungen Christen immer wieder genährt und bestärkt. Dahin gehört z. B. das Erdulden von Schmach und Verfolgung um des Christentums willen, der Fleiß und die Gewandtheit im Beten, die Geduld und Ergebung in Trübsalen und vor allem die zahlreichen Beispiele von schönem Abscheiden mit freudigem christlichen Bekenntnis. Diese oft tief ergreifenden Züge haben offenbar auf den ersten Blick für den Leser viel Bestechendes, so daß er unter ihrem Eindrucke die ungünstigen übersieht, welche bei näherer Betrachtung mit jenen unvereinbar sein sollten. Aus einer einseitigen Zusammenfassung der Lichtblicke ist in der heimischen Missionsgemeinde das Bild der Heidenchristen entstanden und befestigt sich immer mehr zumal auf dem Grunde traditioneller Fortpflanzung. Wo aber einer persönlichen Beobachtung sich die dunkle Schattenseite so aufdrängt, daß sie nicht mehr übersehen werden kann, da kommt es zu der oben erwähnten Enttäuschung.

Es ist überaus schwer, einen klaren Einblick in das Wesen der heidenchristlichen Gemeinde mit ihren scheinbar sich so widersprechenden Momenten zu gewinnen und sich ein zutreffendes sachgemäßes Urteil über dieselbe zu bilden. Dazu gehört vor allem die Erforschung des Bodens, auf dem sie gewachsen ist.

Die Qualität mancher Produkte aus dem Pflanzenreiche ist wesentlich bedingt durch die Beschaffenheit des Bodens, auf dem sie erzeugt wurden. Der Zuckergehalt der Rübe, der Stärkemehlgehalt der Kartoffel ist sehr verschieden, wenn sie auf dem einen oder dem andern Acker wuchsen. Was für die Pflanze der Boden mit seiner verschiedenen chemischen Zusammensetzung ist, das ist für die christliche Gemeinde das sie umgebende Volksleben. Man kann sie nicht richtig beurteilen, wenn man das letztere unbeachtet läßt. So geschieht es leider oftmals in der Mission. Man nimmt die Menschen einfach als Menschen nach einem reinen Humanitäts-Schema, aber übersieht die tiefgreifenden nationalen Verschiedenheiten, die eine verschiedenartige Entwicklung bedingen.[1]) Bei einer solchen Auffassung sind schlimme Täuschungen über den Zustand der Heidenchristen unvermeidlich. Wer die indischen Christengemeinden verstehen will, bedarf einer möglichst genauen Kenntnis des Volksbewußtseins und der Volkssitte.

Diese beiden Faktoren wurden ziemlich in derselben Ausführung wie oben unter Nr. V erörtert.[2]) Ebenso wurde die Mission als Hauptfaktor

[1]) Vergl. oben S. 74.

[2]) In einem Referat über die Bremer Konferenz im Baseler Miss.-Magazin

für die Bildung der heidenchristlichen Gemeinden wie dort dargelegt. Die Auffassung des μαθητεύειν als Einschulung (event. unter Mitwirkung der Zuckertüte) in ihrem Unterschiede von der Unterweisung selbst, die der große Lehrmeister sich selber (wenngleich durch das menschliche διδάσκειν vermittelt) vorbehalten hat — fand keinen Widerspruch.

Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß in der modernen Missionspraxis die Aufgabe der Mission vielfach verschoben wird, indem man für jene Einschulung den Begriff der Seelenrettung substituiert. Derselbe entbehrt in der Fassung, wie wir ihm heutzutage ziemlich oft begegnen, jeder direkten biblischen Begründung. Es ist in der heiligen Schrift freilich ziemlich oft vom Erretten der Seele die Rede; aber in den meisten jener Stellen ist Seele im psychischen Sinne gebraucht und steht geradezu für das leibliche Leben. Ferner ist nirgends in der Bibel ein Mensch als Subjekt der Rettung andrer Menschenseelen gesetzt. Meistens ist davon die Rede, daß der Mensch seine eigne Seele rette; sonst aber ist nur Gott als der Retter der Seelen genannt. Nur in einer Stelle kommen die beiden Begriffe so vor, daß eine pneumatische Fassung der Seele gemeint sein kann: Ebr. 10, 39. Da aber ist davon die Rede, daß die Gläubigen ihre Seele erretten.

Wir sollen uns also nicht einbilden, daß wir, oder irgend ein

---

(93, 279) ist manches, was ich in diesem Abschnitte sagte, so angedeutet, als hätte ich es von den indischen Christen gesagt. Das beruht aber offenbar auf einem Irrtum. Hier redete ich doch nur von dem Naturboden der heidenchristlichen Gemeinden. Daß in den letzteren sich unter dem Einflusse des Evangeliums ein christliches Gemeindebewußtsein und eine christliche Gemeindesitte herausbilden, die von dem Volksbewußtsein und der Volkssitte in wesentlichen Stücken abweichen, habe ich nie bestritten. Ich behaupte nur, daß die Entwicklung des christlichen Lebens auf jenem Grund und Boden sich anders vollzieht (langsamer und unvollkommener) als in Gemeinden, die einen entsprechenden Nährboden haben, der sich seit einem Jahrtausend unter christlicher Kultur befindet. Ferner muß ich hier erwähnen, daß in der Diskussion gegenüber den Hindernissen, welche der Naturboden dem Evangelium bereitet, auch diejenigen Momente betont wurden, „welche das Christentum begünstigen. Welch ein Vorteil ist es z. B. für den Missionar in Indien, daß er für alle christlichen Begriffe in der heidnischen Sprache die nötigen Worte findet.!“ (Prot. S. 18.) Dagegen ist aber zu sagen, daß diese Worte für den Inder eben mit ganz anderem Inhalte erfüllt sind. Wenn auch neben der pantheistischen Philosophie eine mystische vorhanden ist, die dem Christentum näher steht, so ist doch unbestreitbar das indische Volksbewußtsein im ganzen und großen von der pantheistischen Anschauungsweise durchtränkt und die Ausdrücke, welche sich mit christlichen Begriffen zu decken scheinen, bedeuten für den Inder in der That etwas ganz andres als die entsprechenden Ausdrücke der Sprachen christlicher Nationen. Gerade diese Differenz bereitet der Mission große Schwierigkeiten.

Mensch andrer Menschen Seelen namentlich aus der Heidenwelt retten könnten. So wenig sich medizinische Laien unterwinden dürfen, schwere Krankheitsfälle zu kurieren, sondern sich dahin bescheiden müssen, die Patienten zum Arzt zu bringen, so wenig sollten wir uns in der Mission Übergriffe zu schulden kommen lassen, als könnten wir vollbringen, was nur der große Seelenarzt allein vermag. Wir dürfen ihm nicht ins Werk pfuschen, sondern sollen uns begnügen, die Handlangerdienste zu verrichten, die er uns aufgetragen hat.

Unter dem Begriffe der Seelenrettung erfährt die Aufgabe der Mission eine bedenkliche Verschiebung, die zu berichtigen ist in dem Sinne, daß nicht aus bekehrten Seelen Gemeinden gesammelt werden sollen, sondern in gesammelten Gemeinden der Herr durch seinen heiligen Geist die Seelen bekehrt ebenso, wie in den volkskirchlichen Gemeinden der alten Christenheit.

Die Bemühung um Seelenrettung führt oft zu der sehr bedenklichen Praxis, die Taufe jahrelang nach dem Beginn des Katechumenats hinauszuschieben. Das bereits oben Seite 51 erwähnte Beispiel ist charakteristisch. Im Lichte der durch den Missionsbefehl geforderten Einschulung möchte es mir vorkommen, als wenn eine Mutter ihr Söhnchen in die Schule zu bringen hat, aber damit zögert und erst die Reife zum Abiturientenexamen vorher abwarten möchte.

Eine viel richtigere Praxis hat der Herr selbst zuwege gebracht, da, wo er den Missionaren größere Scharen in die Hände gab. Hier liegt es oft so deutlich auf der Hand, daß die Aufnahme in die Schülerschaft Christi, die Stellung unter den Einfluß des göttlichen Wortes durch Einfügung in die christliche Gemeinschaft etwas anderes ist, als die Bekehrung der Seele. Die scharenweis zum Christentum kommenden Heiden können oft nur auf das allernotdürftigste vorbereitet werden, und man muß die weiteren Wirkungen des Evangeliums meist von der Zukunft erwarten. Der mit Geduld erfüllte Glaube wird sich auch über solche neuen Jünger Christi freuen — in Hoffnung. Wo der erste Lebenskeim aus dem Samenkorn sprießt, da darf man auch schon an die Knospe denken, aus der sich einst die Blüte entfalten wird. Aber diese beiden Vorgänge liegen ziemlich weit auseinander.

Ein andrer Punkt, der von größter Wichtigkeit für die Beurteilung der heidenchristlichen Gemeinden ist, liegt in der richtigen Auffassung des Objekts der Mission. Ich habe schon öfters betont, daß der Herr Christus die Völker in seine Jüngerschaft zu bringen befiehlt, und wiederholte dies nachdrücklich an dieser Stelle. Hiergegen wurde (zwar

nicht in der Diskussion zu Bremen — aber später in einer privaten Zuschrift) Widerspruch erhoben. Daß πάντα τὰ ἔθνη identisch ist mit כָּל־הַגּוֹיִם wird zugegeben, sowie, daß an sich in diesem Begriffe an alles gedacht werden kann, was überhaupt den Begriff Volk konstituiert, also auch an das Nationale, Ökonomische, Politische, Ethische u. s. w.[1]) Es wird dagegen bestritten, daß in der heiligen Schrift in Stellen von rein religiöser Tendenz (Matth. 28, 19; 20, 19; 6, 32; Act. 15, 3; Röm. 3, 29; 9, 24) τὰ ἔθνη auch noch von einer andern Seite in Betracht kommen als von der religiösen.

Hiergegen ist zu sagen, daß wir es hier mit einem Sammelbegriff zu thun haben. Seine Substanz, welche die zusammengehörige Volksgemeinschaft bezeichnet, läßt sich in keinem Falle entfernen. Der Sprachgebrauch hat zwar diesen Ausdruck als den Gegensatz zu Israel, dem Gottesvolke, festgelegt. Insofern hat derselbe eine religiöse Bedeutung gewonnen, die aber von jener ethnographischen ganz unabtrennbar ist. Unser Wort „Heide" ist ein rein religiöser Begriff. Aber wir können ihn nur in der Mehrzahl gebrauchen, um ἔθνος oder ἔθνη zu übersetzen. „Der Heide" oder „ein Heide" können wir durch jenes griechische Wort gar nicht wiedergeben. Dazu mußte man Ausdrücke wie ἀπερίτμητος oder ἀκροβυστία heranziehen. Auch selbst wo der Herr von dem Beten der Heiden spricht, hat er die heidnischen Völker außer Israel im Sinne. Daß er auch im Missionsbefehl dieselben gemeint hat und nicht die Bekehrung von heidnischen Individuen, kann gar nicht zweifelhaft sein. Denn er hat in der Ausrüstung der Apostel am Pfingstfest mit der Sprachengabe dargethan, daß sie ihm die Völker in ihrer nationalen Eigentümlichkeit zuführen sollen. Wenn aber jemand dieses Argument nicht gelten läßt, so braucht er nur die Augen aufzuthun und in die Geschichte der christlichen Kirche zu blicken. Die Christenheit besteht bis auf den heutigen Tag aus vielen Völkern in ihrer Volksbesonderheit und Volkseigentümlichkeit. So lange nicht auf Erden eine Christenheit vorhanden ist, in deren einer Sprache die einzelnen Volkssprachen untergegangen sind, kann ich nicht glauben, daß wir als Objekt der Mission die Heiden als rein religiösen Begriff unter Ignorierung der Völker zu setzen berechtigt sind. Jene Einheit, wo nicht mehr Völker als Völker sein werden (Joh. 10, 16), liegt jenseits der Grenzen dieser sichtbaren Welt, nicht in diesem, sondern in dem zukünftigen Äon. Die

[1]) Ich bemerke hierzu, daß ich nie an etwas anderes als das Nationale bezw. Ethnographische gedacht habe.

Mission aber gehört dem ersteren an. Hier, wo noch die verschiedenen Völker vorhanden sind, sollen auch die ganzen Völker unter den Einfluß des Evangeliums gebracht werden und nicht ein Gemenge von Individuen aus den verschiedenen Völkern.

Hiernach scheinen mir alle Missionsbestrebungen, welche, ganz absehend von der Volksgemeinschaft, nur auf Gewinnung von Individuen gerichtet sind, dem Missionsbefehle nicht zu entsprechen. Es giebt Missionsgemeinden, die nahezu aus einem Gemisch von Völkersplittern bestehen. Ich erinnere mich, von einer solchen im Pandschâb gelesen zu haben, der nur wenige aus der einheimischen Bevölkerung angehörten, außer diesen aber etliche Perser, ein paar Armenier, ein Jude und ein Bengale. Gar nicht selten sind in den Missionsgemeinden der großen Städte Nordindiens auch Tamulen zu finden, die als Diener europäischer Herren oder in irgend welchen Unternehmungen dorthin gekommen sind. Gewiß wird man jede Gelegenheit, die sich darbietet, auch solche Fremdlinge dem Herrn zuzuführen, wahrzunehmen haben, und wir freuen uns über jeden Menschen, welches Stammes und welcher Sprache er auch immer sei, der von seinem verderblichen Irrwege auf den Weg des Lebens gebracht wird. Doch dürfen wir nicht meinen, daß damit die Missionsaufgabe gelöst werde. In solch einer Mischung von Angehörigen verschiedenartiger Nationalitäten muß das Evangelium in einer lingua franca verkündet werden. Viele Mitglieder hören es nie in ihrer Muttersprache und lernen nie in ihrer Muttersprache beten. Schon dies ist ein recht bemitleidenswerter Umstand, der die Abnormität einer solchen Gemeinde darthut. Aber noch schlimmer ist es, daß solch ein Christenhäuflein wenig oder keine missionierende Kraft auf die ansässige Bevölkerung auszuüben pflegt. Es hat nicht die sauerteigartige Kraft des Evangeliums an sich. Die letztere kommt nur da zur vollen Wirkung, wo der nationale, spracheinheitliche Zusammenhang vorhanden ist.

Dieses Zusammenhanges entbehren manche heidenchristliche Gemeinden, auch solche, deren Mitglieder alle aus dem ansässigen Volke gesammelt wurden, aber als einzelne Personen, die durch einen schroffen Bruch aus dem nationalen Zusammenhange ausgeschieden wurden. Sie befinden sich inmitten des Volkslebens ungefähr so, wie fremdartige Gegenstände, die in einen lebenden Körper eingedrungen sind, und falls sie nicht durch einen Eiterungsprozeß wieder ausgestoßen werden können, verkapseln. Es giebt in Indien Christengemeinden, die 50—60 Jahre alt oder noch älter sind und heute nicht mehr als 14—16 Mitglieder zählen und

andere, die es in früheren Zeiten auf 100—200 Mitglieder gebracht haben, aber sich seit 30—40 Jahren und noch länger im Stillstande befinden oder gar abnehmen. Solche Gemeinden haben ihre Unfähigkeit, missionierend auf ihre Umgebung einzuwirken, längst dokumentiert. Derartige Christen sind oft geradezu ein Hemmschuh für das Missionswerk. Mir wurde von einem Orte gesagt, wo es nahe daran sei, daß sich in weitere Schichten der Bevölkerung dem Evangelio eine Thür aufthue — „wenn wir dort nur noch keine Christen hätten". Ähnliches wurde noch von einem andern Gebiete berichtet.

Ich kann mir derartige Mißerfolge nur dadurch erklären, daß man bei der Sammlung jener Gemeinden nicht das rechte Objekt der Mission vor Augen hatte. Um Völker zu gewinnen, genügt es nicht, Individuen zu sammeln. Dagegen wird zwar eingewendet, die Sammlung müsse doch mit einzelnen Personen anfangen. Aber man irrt, wenn man das Individuum als Element des Volkes betrachtet. Erst in der Familie sind lebensfähige Keime des Volkslebens gegeben. Es ist bedeutungsvoll, daß im Neuen Testament mehreremal die Taufe ganzer Familien berichtet wird. Außerdem aber entstanden und mehrten sich die ersten Gemeinden durch die Aufnahme größerer Gruppen oder großer Massen, in denen immer ein zusammenhängendes Stück des Volkskörpers der Kirche Christi eingegliedert wurde, selbst wenn solche Scharen nur aus einer größeren Anzahl einzelner Männer und Weiber bestanden hätten, wie vielleicht jemand aus solchen Stellen wie Act. 17, 4 und 12 schließen zu müssen meint. Ich glaube nun zwar, daß auch in solchen Fällen die Angehörigen solcher „vornehmsten und ehrbaren Weiber und Männer" nicht ausgeschlossen waren. Auch in den Fällen, wo nur der eine Teil eines Ehepaares gläubig geworden, wurden, wie wir nach 1 Kor. 7, 12. 13 schließen müssen, in der Regel die Familienbande nicht gelöst, und auch die Kinder solcher Mischehen galten (nach V. 14) ohne Zweifel als Christen. — Rechnen wir jenen größeren Gruppen und Scharen gegenüber die im Neuen Testamente konstatierten Einzelbekehrungen, so bilden die durch letztere gewonnenen Glieder der apostolischen Kirche den andern gegenüber der Zahl nach nur eine geringfügige Minorität. Jene vorwiegend aus Individuen gesammelten und aus dem Volkszusammenhange gelösten Gemeinden, wie ich sie erwähnte, entsprechen nicht dem Bilde, das wir uns von den apostolischen Gemeinden machen müssen.

Hiermit will ich nun keineswegs *τὰ ἔθνη* als Objekt der Mission so pressen, als ob die Gewinnung von Individuen ausgeschlossen sein

sollte. Wo immer der Herr heute einem Missionar so einen Kämmerer zuführt, wie dem Philippus, oder wenn es auch nicht ein Gewaltiger wäre, sondern eine schlichte suchende Seele, da wird man mit Freuden thun, wie der Apostel that.[1]) Nur soll nicht die Gewinnung von Individuen als das eigentliche Ziel hingestellt werden. Damit würde die Missionsarbeit auf die verkehrten Wege der Proselytenmacherei geraten, über die der Herr (Matth. 23, 15) sein Wehe ruft. Leider kann man nicht bestreiten, daß die Mission auch bei aufrichtigstem Eifer treuer Sendboten in Verkennung des Ziels oft auf solche Abwege geraten ist.

Der Herr selbst korrigiert oft genug solche Mißgriffe seiner Knechte, indem er ihnen ganz gegen ihre Erwartungen und vielleicht auch gegen ihre Wünsche größere Volksmassen, ganze Gemeinden oder Familien und Sippschaften zuführt. Manche Missionare und Missionsleiter blicken auf solche Bewegungen mit sehr gemischten Gefühlen. Zuweilen werden sie durch die Macht der Thatsachen gezwungen, ihre frühere Praxis zu ändern, wie z. B. die Baptisten bei dem Massenandrange der Mâlâ und Mádiga im Telugulande. Es ist auch nicht zu verkennen, daß solche Massenbekehrungen ihre großen Schwierigkeiten mit sich bringen, da fast nie ausreichende Kräfte zu einer angemessenen Pflege der großen Scharen vorhanden sind. Dennoch sollte jeder Missionsfreund loben und danken, wo irgend in einem Volke dem Reiche Gottes die Thüren also aufgethan werden. Derartige Massenübertritte sind nun einmal der Weg, auf dem sich bisher in überwiegendem Maße die Christianisierung der Heidenvölker vollzieht. Indien giebt dafür einen sprechenden Beleg. Könnte man auf einer Karte möglichst genau etwa durch rotes und grünes Flächenkolorit die aus Einzelbekehrungen und aus Massenübertritten hervorgegangenen Gemeinden nach ihrem Größenverhältnis zur Darstellung bringen, so würden wir erstaunt sein über die kleinen roten Pünktchen und die verhältnismäßig großen grünen Flächen. Die bisherigen Erfolge der Mission sollten ein wichtiger Fingerzeig sein, daß wir das Objekt derselben nach dem Befehle des Herrn buchstäblicher zu nehmen haben, als wie es bisher meistens geschieht. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint auch die Qualität der Heidenchristen in besonderem Lichte.

Nachdem wir den Boden, auf dem die heidenchristlichen Gemeinden erwachsen und die Arbeit, unter der sie entstehen, betrachtet haben,

---

[1]) Oft ist eine einzelne Person der Repräsentant und Anfänger einer Bewegung, welche der Gemeinde größeren Zuwachs zuführt.

möchte ich nunmehr die wichtigsten charakteristischen Züge derselben, wie sie dem Beobachter entgegentreten, andeuten.

Zunächst fällt dem Fremdling viel Günstiges in die Augen. Das kirchliche Leben ist bereits oben S. 43 f. gerühmt worden. Hier sei noch dazu bemerkt, daß der Feiertag mit geringen Ausnahmen streng gehalten und geheiligt wird. Sonntagsarbeit kommt nur in sehr seltenen Fällen vor. Weite Wege zur Kirche lassen sich die Christen nicht verdrießen. In Tschota Nagpur kommen sie aus vielen Dörfern trotz eines 4—6stündigen Marsches regelmäßig zum Gottesdienst, selbst bei ungünstiger Witterung, zuweilen nicht ohne Gefahr über angeschwollene Flüße u. s. w. Sicherlich beschämen sie dadurch manche Christen in der Heimat, die sich oft durch die geringfügigsten Hindernisse vom Kirchenbesuch abhalten lassen.

Die Opferwilligkeit der indischen Christen sei hier gleichfalls noch einmal hervorgehoben. Die bereits S. 46 erwähnte schöne Feier des Erntedankfestes mit dem Fruchtopfer findet sich auch im Tamulenlande, bei verhältnismäßig armen Gemeinden.[1]) Bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie namentlich Kirchbauten, bringen sie bedeutende Summen zusammen. Ein luther. Landprediger sammelte 570 Rupies[2]); ein Mann in einer Tinneweli-Gemeinde gab 1500 Rupies für diesen Zweck.[3]) Es ließen sich zahlreiche Beispiele derart anführen. Solche Opfer stellen meistens viel mehr Entsagung dar, als dies durchschnittlich von den Beiträgen in der alten Christenheit gesagt werden dürfte. Bezeichnend sind mehrere Fälle, in denen die Kinder verschiedener Kostschulen (Tschombala und Bettigeri, vgl. Heidenbote 1880, 11) baten, daß ihr täglicher Reis vermindert und das ersparte Geld in die Missionskasse gethan werde. Auch gehört hierher die Willigkeit, mit der auf einigen Gebieten der gesamte Schmuck abgelegt wird; in einem Falle wurde er verwendet, um daraus eine Glocke gießen zu lassen (Biene 1882, 54). Auch das Gemeinschaftsbewußtsein der Christen, die fest und treu zu einander halten, ist ein rühmlicher Zug (vgl. Heidenb. 1880, 26).

---

[1]) Es ist ein gar lieblicher Anblick, die vollzählige Gemeinde, die mit Blumen bekränzten Kinder voran, unter Gesang von Lobliedern in die festlich geschmückte Kapelle einziehen zu sehen. Die Körbe voll der verschiedenen Früchte des Feldes werden vor dem Altar hingestellt, bis kein Raum mehr übrig ist. Evang.-luther. Miss.-Bl. 1893, 53.

[2]) Desgl. 1892, 164.

[3]) Church Miss. Rep. 1890, 163.

Aber wir finden noch Spuren von viel tieferem christlichen Leben. Es tritt uns oft in dem fleißigen Kirchenbesuch unverkennbar eine starke Religiosität entgegen, die sich in der tiefen Andacht der Kirchgänger bemerkbar macht ebenso wie in einer heiligen Ehrfurcht bei der Feier des heiligen Abendmahls. Daß Gemeinden von Aborigines, die erst kürzlich aus dem groben Heidentum gekommen sind, in diesen Stücken Ausnahmen machen, wird man erklärlich finden. Dagegen findet sich bei einzelnen geförderteren Christen ein inbrünstiges Verlangen nach dem Sakrament (vgl. Heidenb. 1880, 26).

Zu dem, was oben bereits über die Gebete der christlichen Inder gesagt ist, sei hier nachgetragen, wie ein Missionar von seinen Tausende von Seelen umfassenden Gemeinden berichtet, es sei bei ihnen nur Ausnahme, wenn Christen nicht abends und morgens im Knien beteten (Biene 1881, 85). Gemeinsame Morgen- und Abendandachten waren anfangs in der Kolsmission obligatorisch eingeführt und ihre Abhaltung wurde zum Teil mit Strenge überwacht. Vielfach sind sie freilich jetzt abgekommen. Es giebt aber dort, wie auf andern Missionsgebieten, manche Gemeinden, in denen sich der größere Teil der Mitglieder zu den täglichen Andachten sammelt (vgl. Biene 1885, 27 f.; Evang.-luth. M.-Bl. 1893, 47). Viele Christen sind imstande, fließend zu beten (s. o. S. 47 f.). In weitestem Maße wird die Fürbitte geübt, besonders für Kranke. Es ließen sich viele rührende Züge aus dem Gebetsleben anführen, z. B. daß die Schulkinder aus eignem Antriebe sich zusammenthun, um für ein krankes Mitglied der Missionsfamilie zu beten (vgl. Heidenb. 1880, 11).

Die Ergebung in Not und Leiden erscheint uns oft ganz wunderbar. Hier meinen wir eine Geduld und Gelassenheit vor uns zu haben, wie wir sie nur bei einem gereiften Christenleben erwarten. Unter schweren Heimsuchungen wird gebetet: „Herr, wie du es machst, so ist es gewiß gut" (Biene 1882, 70). Dazu kommt ein überraschendes Aushalten in Verfolgungen, wie man es den schlaffen, schmiegsamen Indern gar nicht zutrauen möchte. Es ließe sich ein dickes Buch von indischen Märtyrergeschichten schreiben. Wenn es auch nur selten vorkommt, daß einer sein Leben um des Glaubens willen darangeben muß, so sind doch Hunderte, die um desselben willen Mißhandlung und Beraubung ihrer Güter erdulden, ohne wankend zu werden.

Überraschend ist es, wie sie vor Freunden und Feinden ihren Glauben bekennen. Oft ist das Bekenntnis der Ausdruck eines kindlichen Vertrauens auf den Herrn, in dessen Dienst sie eingetreten

sind und unter dessen Schutz sie sich gegen alle Dämonen sicher fühlen. So namentlich bei den Kols.

Herrliche Beispiele von Todesbereitschaft erkrankter Christen finden sich in den Berichten. Ein Waisenmädchen wollte gern sterben und zum Heilande gehen; denn wenn sie länger lebe, so werde sie viel sündigen; darum sei es viel besser, daß sie bald aus dieser bösen Welt scheide (Biene 1881, 92). Der Diener eines Missionars betete in der Krankheit: „O Herr Jesu, ich bin ein großer Sünder, aber nimm mich in Gnaden an" (Biene 1882, 71). Die beiden sind wieder gesund geworden. (Es wäre sehr interessant, ihre weitere Lebensgeschichte zu erfahren.)

Endlich ist hier noch das selige Sterben indischer Christen anzuführen. Es finden sich davon zahlreiche Beispiele in den Berichten. Es möge hier ein solches seine Stelle finden.

Paulina, die Frau des biedern Kirchenältesten Markas zu Ithe, die ich persönlich kennen gelernt hatte, kam mit ihren beiden Kindern zu ihrer Mutter nach Orikêl zum Besuch und erkrankte daselbst. Sie wurde ärztlich behandelt, ließ jedoch den Kirchenältesten rufen und sagte: Bete Ältester, denn ich bin sehr krank; nur der Herr kann mir helfen, aber keine Medizin. Es wurde viel gebetet. Ihr Mann war inzwischen gekommen. Nach einer scheinbaren Besserung stieg das Fieber plötzlich — und nachmittags 3 Uhr hauchte Paulina ihre Seele aus. Alles jammert und klagt. Da erhebt sich der Älteste Johann und fordert die Anwesenden auf, da dem Herrn kein Ding unmöglich sei, nochmals um das Leben dieser Schwester zu beten. Gegen Mitternacht während der lauten Gebete fängt die Entschlafene wieder an laut zu seufzen und richtet sich auf. (Johann erzählte, es wäre ihm gewesen als sei Feuer vom Himmel gefallen — aber ohne alle Furcht.) Alle sind erstaunt und freuen sich. Paulina aber sagt mit schwacher Stimme: „Ach wie glänzt doch sein schönstes Angesicht und die Nägelmale, die ihm am Kreuz unsrer Sünden wegen geschlagen wurden! Das ist Gottes Lamm von welchem ich in der Kirche zu Govindpur so oft gehört habe. Uma (Mutter)! jetzt bin ich nicht mehr krank; aber ich gehe bald und bleibe hier nicht lange."

Einer ihr nahestehenden Freundin, die sich vor Rührung der Thränen nicht enthalten konnte, sagte sie: „Weine nicht liebe Schwester! Siehe, der Herr Jesus hat mich gesund gemacht, und bald werde ich für immer genesen."

Am fünften Tage nahm Paulina von den Ihrigen Abschied, herzte und küßte ihre Kinder und sagte allen „Jisu sahai!" „Heute scheide ich von euch; aber seid nicht traurig, der Herr Jesus ruft mich." Es war ein herzbeweglicher Anblick, als alle um ihr Lager knieten und beteten. Zuletzt sagte die Sterbende: „Singt doch vom Blute des Herrn Jesu." Markas, ihr Mann, der einige Jahre die Schule besucht hat, stimmte das Lied in Mundari, wenn auch mit schwacher bebender Stimme an: „Die Seele Christi heil'ge mich," und während des dritten Verses: „Der Schweiß von seinem Angesicht, laß mich nicht kommen ins Gericht" — entschlief sie. —

Wenn wir weiter nichts als diese hellleuchtenden Züge von den indischen Christengemeinden wüßten, so würden wir gar nicht zweifeln können, daß sie aus weit geförderten Jüngern Christi beständen, und daß wir sie auf keinen Fall zu der oben charakterisierten Qualitätsklasse B. zu rechnen hätten. — In manchen Stücken werden viele unsrer landeskirchlichen Gemeinden von ihnen gründlich beschämt; daher würden wir jene unbedenklich zu den erweckten Gemeinden zählen.

Trotzdem nun vernehmen wir Urteile wie das oben angeführte, die uns mit den eben erwähnten Zügen ganz unvereinbar erscheinen. Hören wir jedoch noch weitere Zeugen. D. Duff wurde gefragt, wie viele wirklich fromme Christen er in seiner 400 Seelen zählenden Gemeinde habe? Nach einem mit seiner Gattin gewechselten bedeutungsvollen Blicke antwortete er in Übereinstimmung mit derselben: „Wir haben nur einen Christen, der einen echt frommen Wandel führt.“ Ebenso bezeugte Missionar Baumann zu Tschapra, er habe unter seinen (200?) Christen nur einen wirklich frommen. Dasselbe bekennt Missionar Bransfeld von den Christen in Masaffirpur. (Biene 1893, 61). Der Londoner Missionar Dignum berichtet, daß unter 194 Getauften (die wenigstens dem Namen nach Christen waren) nur 16 in die Kirchgemeinschaft aufgenommen werden konnten. „Diese Zahlen,“ sagt er, „sind bemerkenswert, da sie zeigen, daß nur ein sehr kleiner Prozentsatz unsrer Anhänger in irgend einer Beziehung wahrhaft christianisiert genannt werden kann. Nur etwa $1^1/_2$% haben ihren Wunsch ausgedrückt oder die erforderliche Tauglichkeit bewiesen, um als Kirchenglieder eingeschrieben zu werden; und dieser geringe Prozentsatz würde noch fast um die Hälfte vermindert werden, wenn die [bezahlten] Agenten und deren Frauen nicht mitgerechnet würden“ (Lond. M. Rep. 1885, p. 72). Rev. James Kennedy schreibt: „Der große Zuwachs in Indien kommt von Nicht-Hindu und niederen Kasten. Sie haben den Namen Christen. Aber können wir sie als Christen betrachten? Ja, wenn wir es nur könnten! Die Wahrheit verlangt, daß man zugebe, daß sie überall nur unter christliche Unterweisung und Erziehung gekommen sind. Einzelne sind unter Kämpfen gekommen, ... andere nur mit dem Strome nachgefolgt“ (Miss. Review, 1893, 600). „Die Qualität und die Quantität unsrer gewöhnlichen Täuflinge aus den Heiden,“ schreibt Missionar Schmolk aus Talatscheri, „und die sociale Stellung unsrer Christen könnte mich oft deprimieren. Aber groß stehen vor mir die Erfolge der Mission, welche sich im Leben der Malabaren [überhaupt] geltend machen. Ohne Zweifel wissen viele nicht,

daß sie christliche Anschauungen und Ideen haben; aber dennoch wird bei einer Ausgießung des Geistes Gottes über dies Volk der Boden derartig zubereitet sein, daß Massenübertritte die unausbleibliche Frucht unsrer Arbeit sein werden" (Heidenb. 1879, 46). Man könnte meinen, das deprimierende beziehe sich eben nur auf die Täuflinge, und daß der geistliche Stand der Gemeinde davon nicht, oder doch nur wenig, berührt sei. Es ist jedoch eine weitgehende Erfahrung, daß die Christen in der ersten Zeit dem Missionare die meiste Befriedigung gewähren. So schrieb Missionar Kampfhenkel von Matthäuspur: — — — „Die Erfahrungen haben es wieder bestätigt, daß ein Fortschritt und Wachstum an den Christen bemerkbar ist, so lange sich dieselben im ersten Stadium befinden, in welchem es darauf ankommt, den Wandel von groben Sünden zu säubern — [mehr] als später, wo es gilt, der Heiligung nachzujagen" (Biene 1881, 85). Es ist eben leichter, mit dem Heidentum zu brechen, als stetig in der Heiligung zuzunehmen (Biene 1882, 11). Rev. J. S. Gray klagt: „Die Gemeinde zu Lacknau kann nicht wegen ihrer hilfreichen Unterstützung in dem Werke der Erweckung ihrer heidnischen Nachbarn gerühmt werden. Beide, Pastor und Gemeinde, bedürfen eine Erweckung von oben" (C. M. Rep. 1893, 103). Derselbe Seufzer: We want a revival! klingt oft durch die Missionsberichte verschiedener Gesellschaften. — Ein Baseler Jahresbericht sagt über die indischen Gemeinden: „Es giebt eine schöne Anzahl solcher, welche den Gottesdienst gern und regelmäßig besuchen . . . . Daneben aber giebt es auch eine Anzahl solcher, die im Kirchenbesuch lässig sind und den Missionaren und Katechisten lieber aus dem Wege gehen." In einigen Fällen wirken die Familienverhältnisse mit zu solcher Zurückgezogenheit; in andern aber sei der Grund der letzteren offenbar der, daß sie die Finsternis mehr lieben als das Licht (Heidenb. 1880, 60). „Die Gleichgiltigkeit gegen ihrer Seelen Seligkeit bei so vielen Alten und Jungen hat uns schon tief betrübt (Heidenb. 1880, 12). Ich meine, so charakterisierte Gemeinden könne man schwerlich zu den erweckten rechnen. — Der Missionsinspektor O. Schott berichtete von seiner Visitationsreise: „Im ganzen ist's aber auch wie bei uns zu Hause: geistlich Lebendige und geistlich Lahme sind untereinander. Jene bilden nicht die Mehrheit — nach Matth. 20, 16" (Heidenb. 1881, 9). Die amerikanischen Methodist-Episkopalen klagten schon vor zwei Jahrzehnten (Rep. 1871): „Bekehrungen zum Christentum und Wiedergeburt sind in dieser Mission noch nie zugleich vorgekommen. Die Getauften befinden sich zuerst im Zustande unerweckter Personen in

Amerika, die noch nicht wissen, was Wiedergeburt ist." Trotzdem fuhr man mit erhöhter Kraftanstrengung fort in den Versuchen, die Wiedergeburt der übertretenden Heiden zu erzwingen. Als sich aber keine bessern Erfolge einstellen wollten, ist man völlig in das Gegenteil umgeschlagen und tauft nun großenteils Heiden, die gar nicht — oder ganz ungenügend, vorbereitet sind, sobald sie erklären, daß sie dem Götzendienste entsagen und an Christum glauben wollen. Es entstehen dadurch Namenchristen, die in Wirklichkeit Heiden sind (Allg. M.-Ztschr. 1893, S. 558). Von seiten der englischen Baptisten wird über die indischen Christengemeinden bemerkt, daß man oft in ungenügender Weise die starken erblichen Instinkte der indischen Christen und ihre mageren moralischen Vorstellungen berücksichtige. „Kein Mensch kann besser sein, als er es versteht. Was sind die Ideale dieser Leute? Schmutzig und materiell bis zum äußersten. Es scheint in manchen Fällen fast unmöglich, ihre Gedanken zu heben. Niedergedrückt durch ihr Unglück und umgeben von einer starken Priesterschaft und Landsleuten, die in den Banden der Kaste ihre bittern Feinde sind, können sie nur schwer ihre Freiheit bethätigen und mit resolutem Entschlusse selbständige Kirchen gründen und erhalten" (Rep. 1893, 11 ff.).

Doch genug der Zeugnisse. Ich bitte zu beachten, daß sie aus den verschiedensten Denominationen kommen und von Missionaren, die in den verschiedenen Teilen Indiens arbeiten. Der Gedanke, daß sie vielleicht nur vereinzelte Schäden mehr lokaler Art betreffen möchten und nicht zur Bildung eines allgemeinen Urteils geeignet seien, wird in einigen Fällen schon durch den Wortlaut ausgeschlossen. Auch sind hier keineswegs aus dem gesamten in Betracht kommenden Material die ungünstigsten Stellen zusammengesucht, sondern ich habe etwa nur den hundertsten Teil dieses Materials ad hoc durchgeblättert. Ich zweifle nicht, daß in den andern 99/100 sich ähnliche Aussagen finden. Auch ist zu beachten, daß ich die Auswahl nur aus gedruckten Berichten genommen habe, die immer, bewußt oder unbewußt, unter Berücksichtigung der Vorstellungen und Wünsche der heimatlichen Missionsfreunde redigiert werden.[1]) Oft findet man derartige Urteile ringsum von günstigen Zügen, wie die oben angedeuteten, in reichlichen Beispielen umgeben, unter denen der Eindruck der ersteren für den Leser, wo nicht verschwindet, so doch wenigstens in den Hintergrund gedrängt wird. Dennoch drängt der Wahrheitssinn doch dazu, daß auch specielle Beispiele

[1]) Mehrfach haben mir Missionare geklagt, daß ihre Berichte oft so beschnitten werden, daß sie nicht mehr ein zutreffendes Bild der beschriebenen Verhältnisse geben.

ungünstiger Züge nicht ganz verschwiegen werden. Ich will hier nicht alle die Sünden, Laster, Schäden und Schwachheiten, deren Erwähnung mir beim jüngsten Durchblättern eines kleinen Teils der Berichte aufgestoßen sind, anführen, sondern beschränke mich auf solche Beispiele, welche die mächtigen Nachwirkungen des alten heidnischen Volksbewußtseins und der heidnischen Volkssitte auch in den christlichen Gemeinden deutlich zeigen.

Das pantheistische Denken scheint keineswegs in den Christengemeinden überwunden zu sein. Dr. H. U. Weitbrecht berichtet von der Gemeinde zu Talwandi Rama, die sich eines außergewöhnlich guten Leumunds erfreut, über eine ganz gemütliche Unterhaltung, die ein eingeborner Pastor mit den in Vorbereitung zur Konfirmation befindlichen Männern hatte. Dabei kam es „ganz zufällig" an den Tag, daß sie alle Anhänger der Vedantischen Philosophie waren, nach welcher alle Religionen — in Bezug auf die Wahrheit an sich — eins seien und daß die Unterschiede zwischen ihnen lediglich dieser trügerischen Welt des Scheins angehören. Nur ein einziger machte eine Ausnahme und trat für die Wahrheit der geoffenbarten christlichen Religion ein. Die ganze Gesellschaft bestand nicht etwa aus Gelehrten, sondern aus einfachen, aus einer sehr niedrigen Kaste stammenden Feldarbeitern.[1]) Man denke sich bei uns Tagelöhner in der Dorfschenke, die bei ihrer Tabakspfeife solche philosophische Unterhaltungen führen! Diese Leute waren sorgfältig unterrichtet (NB. im Katechumenen- und nun im Konfirmandenunterricht) und hatten ehrlich das Christentum als die beste der Religionen in dieser Welt der Maya (Täuschung) angenommen. Natürlich wurden sie nicht zur Konfirmation präsentiert (C. M. Rep. 1893, 120). Hätte der Missionar sie examiniert, so würden sie jedenfalls eine ganz genügende Kenntnis der christlichen Lehre an den Tag gelegt haben, und an der Ehrlichkeit ihres Bekenntnisses zweifelte niemand. Wie viele Christen mögen nach gut bestandenem Examen getauft und konfirmiert sein, obgleich sie, wie jene, von ihrer alten Gedankenwelt noch nicht frei geworden waren.[2])

[1]) Es ist mir öfters vorgeworfen worden, daß ich in der Darstellung der furchtbaren Macht der indischen Gedankenwelt unbillig generalisiere. Alles das beziehe sich nur auf die philosophisch Gebildeten; das Volk sei von solchen Gedanken unberührt. Dies Beispiel dagegen zeigt, wie der indische Pantheismus bis in die tiefsten Wurzeln des Volkes durchgesickert ist.

[2]) Bei einer Besprechung über die Geschichte vom barmherzigen Samariter fragte der Missionar: „Wem sollen wir Barmherzigkeit erweisen?" Mit Ausnahme eines Schwachsinnigen antworteten alle: „Gotte sollen wir Barmherzigkeit erweisen" (Biene 1881, 87). Das war völlig indisch gedacht.

Auch die früheren ethischen Vorstellungen sind nicht sofort durch christliche verdrängt. Wer von Jugend auf sich unter Sünde immer nur die Bethätigungen seiner Zugehörigkeit zu dieser elenden Trugwelt vorgestellt hat, dem wird es nicht leicht, ein geschärftes christliches Gewissen zu gewinnen. Bezeichnend ist das Beispiel eines Sanyasi (Büßer) der freundliche Beziehungen zum Missionar Matthissen hatte. Der halb verhungerte Mann, der etwa den dritten Teil einer Portion Reis, wie sie für einen Erwachsenen erforderlich ist, zusammenbettelte, und seine karge Mahlzeit noch mit den zudringlichen Krähen teilte, entschuldigte sich oft, daß er überhaupt noch etwas esse, und auch noch etwas schlafe. Leider sei er in der Heiligung noch nicht so weit, daß er sich von diesen Sünden ganz befreien könne. Dagegen gehe es mit der Andacht schon besser. Einmal gab er eine Probe derselben. Er setzte sich in die vorgeschriebene Stellung, hielt mit beiden Händen Nase, Mund und Ohren zu und verharrte in dieser Situation ohne zu atmen regungslos so lange, daß der Missionar glaubte, er müsse erstickt sein. Plötzlich sprang er, ganz schwarz im Gesicht, wieder auf und sah jenen mit selbstzufriedenem Lächeln an. Diese Andacht beförderte er sonst auch durch das betäubende Hanfrauchen, nachdem er oft stundenlang in einem dumpfen bewußtlosen Hinstarren zubrachte. Von der Sünde des Tötens, der sich gewöhnliche Menschen so oft schuldig machen, war er frei geworden. Wenn ihn eins der Tierchen, die er in großer Zahl mit sich herumtrug, etwa einmal zu sehr belästigte, so griff er es vorsichtig mit den Fingerspitzen und setzte es vor sich auf den Boden, damit es sich ein weiteres Feld seiner Wirksamkeit suchen könne (Heidenb. 1879, 91 f.). Das war freilich ein Heide, und genau genommen gehörte diese Mitteilung nicht hierher, sondern zur Beschreibung des Bodens, auf dem die christlichen Gemeinden erwachsen. Bezeichnend aber ist an dieser Stelle das Urteil eines alten christlichen Lehrers über jenen Sanyasi. Als nach seinem Tode der Missionar die Frage aufwarf: „Ist er wohl noch losgekommen von seiner verkehrten Werkgerechtigkeit und hat er die Gerechtigkeit gefunden, die vor Gott gilt?“ sagte der Lehrer: „Herr, er war ein guter, frommer Mann; Gott wird seine Schwachheit gnädig ansehen.“ Bei einer gewissen Anerkennung, die man der Milde dieses Urteils nicht versagen möchte, ist doch in demselben die Sympathie nicht zu verkennen, welche der Christ für die heidnische Frömmigkeit seines Landsmannes hegte, die doch der christlichen so schroff gegenübersteht. Dies ist nicht ein vereinzeltes Beispiel. Weit und breit giebt es Spuren, daß auch von indischen Christen oft die Sünde nicht

im biblischen Sinne gefaßt wird, sondern als das aus den Verhältnissen der sichtbaren Welt entspringende Übel. Selbst in Gemeinden, deren Christentum vor andern entwickelt zu sein scheint, findet sich oft große Nachsicht selbst mit groben Sünden, die nach unsern Begriffen bei gläubigen Christen einfach überhaupt nicht mehr vorkommen dürften. Dort aber werden sie als Schwachheiten getragen.

Oft weisen die Missionare, wenn sie einzelne betrübende Vergehungen berichten, nicht zur Entschuldigung, sondern zur Erklärung darauf hin, daß die ererbte Anlage zu solchen Sünden den Menschen noch im Blute liegt, und wie solche Anlage auch bei den Christen noch nachwirkt. So z. B. schreibt mir ein Missionar (privatim) betreffs schlimmer Vorkommnisse auf seiner Station: — — — „Daran sehen wir, wie grundverderbt dieses Geschlecht von Jugend auf ist. Hurerei, Unwahrhaftigkeit und Diebstahl sind die besonderen Sünden, woran das Volk in Indien leidet." Insbesondere schreibt er von der Unzucht: „Ist diese Sünde nun so furchtbar in der ganzen Nation eingewurzelt, so dürfen wir ja nicht erwarten, dieselbe schon im nächsten Geschlechte auszurotten. Und wenn ganz Indien christlich würde, so wird es noch einige Generationen gebrauchen, ehe gerade diese Sünde ausgewurzelt wird. Ich habe mehr als manch' andrer Missionar Gelegenheit, auf meinen vielen Reisen die verschiedenen Missionen kennen zu lernen; muß aber leider überall[1]) den Vorwurf gegen die Waisenanstalten hören, daß viele der Mädchen sich der Unzucht schuldig machen. Also wenn Sie . . . . der Wahrheit gemäß die Schattenseiten aufdecken wollen, dann bitte sagen Sie den Missionsfreunden, mit welchen Unzuchtsdämonen wir hier zu kämpfen haben." Ich erinnere hier an das früher (oben S. 157) angeführte Urteil eines Missionsarztes in Südindien, nach welchem auch bei den Christen die verbrecherische Vernichtung von Menschenleben im Keime ebenso, wie bei den Heiden vorkomme[2]) und füge die Mitteilung eines nordindischen Missionars hinzu, daß einst die brave christliche Aya seiner Gattin ganz harmlos erzählte, ihre verheiratete Tochter sei wieder guter Hoffnung und sie hätten beschlossen, diesmal das Kind auch wirklich zur Welt kommen zu lassen.

Auf die zahlreichen Beispiele von Lügen und Veruntreuung oder Betrügerei will ich hier nicht näher eingehen. Daß die meisten Missionare nicht christliche, sondern heidnische Dienstboten halten, erklärt

---

[1]) Hier möchte ich selbst die Ausnahmen betonen.

[2]) Die Geburt von unehelichen Kindern ist daher äußerst selten.

sich zum Teil daraus, daß jene Sünden leider auch bei den Christen vielfach vorkommen — wie mir ein paarmal ausdrücklich gesagt worden ist.[1])

Endlich ist hier auch die Nachwirkung der heidnischen Volkssitte zu erwähnen. Zwar hat sich im Gegensatz zu derselben bereits eine christliche Volkssitte ausgebildet und ist hier und da in recht erfreulicher Weise erstarkt. Manche Mißbräuche und Laster scheinen bei den Christen bereits abgestellt. Dennoch kommen sie im verborgenen noch immer vor und treten gelegentlich auch wieder zu Tage.

Mit der Trunksucht hat die Mission noch immer viel zu kämpfen. In der Synode der Kolsmission wurde ausgesprochen, es sei unleugbar, daß das Laster der Trunksucht um sich gegriffen habe (Biene 1882, 6; 1892, 46). Früher wurde dasselbe mit strengen Strafen bekämpft, die jedoch nach und nach abgekommen sind. Selbst Katechisten waren nicht über den Verdacht gelegentlicher Vergehungen erhaben. In neuster Zeit wird dort energisch mit der Gründung von Enthaltsamkeitsvereinen vorgegangen. — Aberglaube und Zeichendeuterei ist bei Kolschristen noch viel in Übung. Bei Begräbnissen wird Geld und Speise mit ins Grab gegeben, auch der Name Gottes, Bibelsprüche und Liederverse als Zauberformeln gebraucht (Biene 1892, 48). Bei Verlobungen und Hochzeiten wird weit und breit auf Vogelgeschrei geachtet (Biene 1892, 7). Auch das Hexenunwesen kommt noch in dem Maße vor, daß der Älteste einer Gemeinde mit vielen Männern eine Frau vor den Missionar bringen konnten mit der Anklage: „Diese Schwester bringen wir zu Ihnen, unserm Seelsorger, als eine Hexe“ (Biene 1882, 34 f.).

Die Stellung der Frau auch bei den Christen läßt viel zu wünschen übrig. Gemeinschaftliche Mahlzeiten sucht man meistenteils vergeblich und zwar im Norden wie im Süden. Bei den Kols heißt es geradezu: Die Männer betrachten ihre Weiber nur als Mägde. Selbst unter Katechisten und Lehrern ist die Meinung nicht anders (Biene 1881, 86 vergl. 1882, 13).

Doch genug der dunklen Züge, die uns überall entgegentreten, wo uns indische Gemeinden beschrieben werden, wie sie wirklich sind, und nicht bloß in einem nach unsern Wünschen gefärbten Bilde gezeigt werden. Ich habe dergleichen öffentlich zur Sprache gebracht, niemals um dadurch die Erfolge der Mission als illusorisch zu bezeichnen. Ich habe es gelernt, diesen Thatsachen ins Auge zu schauen, ohne an der

[1]) Andrerseits hält das Vorurteil gegen eine niedere Stellung auch viele Christen von der Annahme eines Dienstes zurück. Einzelne Gebiete bilden in diesem Stücke erfreuliche Ausnahmen.

Mission irre zu werden und mich pessimistisch von ihr abzuwenden. Ein jeder Pfarrer, der bei uns in einer volkskirchlichen Durchschnittsgemeinde zu arbeiten hat, kann bei genauer Beobachtung in derselben entsprechende Schäden vorfinden, wie wir sie soeben von heidenchristlichen Gemeinden angeführt haben. Der Verfasser des Buches „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" scheint mir freilich seine Thüringer Gemeinden (die wohl vor andern unter der Herrschaft des Rationalismus schwer gelitten haben) doch etwas zu sehr durch die schwarze Brille zu betrachten. Aber in vielen Stücken wird ihm jeder norddeutsche Landpfarrer, der einen Wirkungskreis der eben bezeichneten Art hat, zustimmen müssen und bekennen: bei uns ist's auch so. Trotz der tausendjährigen Herrschaft des Christentums können wir leider nicht behaupten, daß in unsern Gemeinden durchweg ein ausgeprägtes christliches Bewußtsein herrsche. Auch das Volksgewissen deckt sich keineswegs mit dem göttlichen Gesetz nach neutestamentlicher Auslegung. Auf die in unsern Gemeinden noch vorkommenden Sünden und Laster brauche ich nicht näher einzugehen. Es genügt, daß wir uns in Bezug auf keinen der vorher erwähnten Punkte rühmen können, als komme dergleichen nicht mehr bei uns vor. Selbst direkt von unsern heidnischen Vorfahren herstammender Aberglaube, Zeichendeuterei und Zauberei ist bei weitem noch nicht ausgerottet. Über unsre heimatlichen Gemeinden, in denen dergleichen vorkommt, verzagen wir nicht, sondern arbeiten trotzdem getrost und mutig weiter. Wir sehen ja oft mit herzlichem Dank die Wirkungen des göttlichen Wortes nicht bloß an einzelnen weitergeförderten Gliedern, sondern oft auch an jenen elementaren Durchschnittschristen. So lange wir an solchen unsren eignen Gemeinden nicht irre werden, brauchen wir doch nicht an den jungen heidenchristlichen Gemeinden zu verzagen, wenn wir dieselben bei genauerer Bekanntschaft mit jenen in die gleiche Qualitätsklasse zu verweisen haben. Es wäre doch jedenfalls eine unberechtigte Erwartung, wenn wir meinten, daß mitten in der heidnischen Finsternis in wenigen Jahrzehnten ein Christentum gepflanzt und aufgezogen werden könnte, das reiner und vollkommener wäre als dasjenige, welches bei uns nach jahrhundertelanger Entwicklung vorhanden ist. Man wird sich schon darüber zufrieden geben müssen, daß Gott in großer Geduld auch in Indien sein Reich nicht anders sich entwickeln läßt, als es bei uns geschieht, und das um so mehr, als man den Missionsbefehl einfach buchstäblich nimmt, wie ihn der Herr gegeben hat. Dabei bleibt uns der Trost, daß doch auch in den volkskirchlichen Gemeinden er selbst durch seinen heiligen Geist manche Seele erweckt und bekehrt und so manche

Pflanzen der Gerechtigkeit wachsen läßt, die Früchte der Heiligung bringen. Auch jeder Beobachter der heidenchristlichen Gemeinden muß dasselbe von diesen anerkennen und ich habe es oft bezeugt und manche Heidenchristen als gläubige Jünger Jesu gerühmt, an denen die Wunder seiner Gnade offenbar werden.

Trotz dieser Darlegungen und Erwägungen muß ich freilich fürchten, daß viele Missionsfreunde so sehr unter dem Eindrucke der oben erwähnten günstigen Züge stehen, welche ihnen in weit überwiegendem Maße seit ihrer Jugend aus allen Missionsberichten entgegen getreten sind, daß sie die eingewurzelte Vorstellung festhalten, die von der Mission gesammelten Gemeinden seien nicht andrer Art, als in der Heimat die erweckten Gemeinden, die Träger des Missionswerks. Sie werden eher alle jene ungünstigen Züge als vereinzelte, zufällige Schäden auffassen, wie solche auch bei unsern besten Gemeinden vorkommen, und argumentieren, daß Menschen, von denen so herrliche Wirkungen des Christentums zu rühmen sind, wie die oben angeführten, doch nur wahrhaft gläubige Christen sein können. Dabei wird sicherlich auch betont werden, daß die aus dem Heidentum gekommenen Gemeindeglieder doch eine innere Umwandlung durchgemacht haben und in der That bekehrt seien.

Ein tieferes Verständnis jener Lichtseiten wird diesen Gründen freilich viel von ihrer Beweiskraft entziehen. Ein fleißiger Kirchenbesuch findet sich oft auch in deutschen Gemeinden, in denen von wahrhaftigem Glaubensleben sehr wenig zu spüren ist. Oft sind Kirchgänger, die von innerem Hunger und Durst getrieben werden, auch in vollen Kirchen sehr selten. Die meisten werden durch die Macht der Gewohnheit ins Gotteshaus geführt. Wenn auch in neuerer Zeit der weiten Kirchenwanderungen immer weniger wird, so kommen doch in manchen Gegenden noch viele fleißig eine Stunde weit und weiter her zur Kirche, viele, die sich sonst durchaus nicht als wiedergeborne Christen erweisen. — Bedenken wir nun, wie der Inder von Jugend auf an eine sorgfältige Beobachtung seiner religiösen Pflichten gewöhnt ist, wie er, auch abgesehen von den großen Wallfahrten der Büßer, die Wanderung zu Götzenfesten auch unter schwierigen Verhältnissen nicht scheut, so wird uns die Nachwirkung alter Gewohnheit auch in dem fleißigen Kirchenbesuch indischer Christen wahrscheinlich werden.[1]) Auch die Andacht, die wir an ihnen bewundern, sollten wir doch wohl einigermaßen in Verbindung bringen mit der tiefen Religiosität, die auch dem heidnischen Inder eigen

[1]) Ein Missionar lobt die regelmäßigen Kirchgänger, aber beklagt, daß ihnen eine tiefere Herzensüberzeugung fehle. (C. M. Rep. 92, 106)

ist. Auch in den heidnischen Tempeln kann man eine innige Andacht beobachten, die sich durch nichts stören läßt.[1]) Vgl. oben S. 133. Bei den Christen der Aborigines, die in abgelegenen Walddörfern leben, läßt dieser Punkt übrigens viel zu wünschen übrig, wie hier als Ausnahme nachgetragen sein möge. — Ich will aber mit diesen Bemerkungen den fleißigen und andächtigen Kirchenbesuch durchaus nicht herabsetzen, sondern sehe ihn auf alle Fälle als ein erfreuliches Zeichen an, ebenso wie in heimatlichen Gemeinden der Klasse B, bezweifle auch garnicht, daß hier wie dort wahrhaft gnadenhungrige Seelen sich unter den andern mehr oder weniger gewohnheitsmäßigen Kirchengängern befinden.

Auch die Opferwilligkeit der Inder ist keine rein christliche Pflanze, wie sich aus Beachtung dessen, was sie als Heiden für ihre Religion thun, ergiebt. Vgl. ob. S. 132 u. 158. Auch die Geneigtheit zu Entsagungen wurzelt tief in der indischen Gedankenwelt. Ebenso das sich schnell entwickelnde christliche Gemeinschaftsbewußtsein. Der Inder mit seiner mangelhaften Selbständigkeit (vgl. S. 132) ist von vornherein auf Gemeinschaft angelegt. — Das Beten ist ihm nichts Neues, wenn er ein Christ wird. Dagegen ist ihm die Scheu vor andern zu beten ganz fremd. Er gewöhnt sich bald an öffentliches Beten und erlangt darin eine überraschende Gewandtheit. (Vergl. oben S. 47 f.) Auch hier betone ich wieder, daß ich damit nicht alles Beten der indischen Christen als bloßes Lippenwerk darstellen will. Es giebt auch unter ihnen sicherlich manche aufrichtige Beter ebenso, wie solche nicht fehlen in den christlichen Gemeinden, wo man sonst wenig Gebetsleben vermutet.

Das freudige öffentliche Bekennen des Glaubens und die Erduldung von Verfolgungen gewinnt ebenfalls unter Berücksichtigung der indischen Eigentümlichkeiten. Ein Missionar bezeugt: „Lippen-Bekenntnis ist in Indien so leicht!“ (C. M. Rep. 1893, 89.) Auch ist das Ertragen der Verfolgung nicht immer ein Maßstab für die Entwicklung des Glaubenslebens. Von Christen im Pandschâb, die aus dem verachteten Tschuhra stammten, wird uns die Standhaftigkeit unter Verfolgungen gerühmt. Dabei wird über ihre Unwissenheit und ihren Aberglauben geklagt, der alle Begriffe übersteige. Ein Katechumen sollte das apostolische Glaubensbekenntnis aufsagen und begann: „Ich glaube an meinen Vater und meine Mutter.“ (C. M. Rep. 1893, 121.)

---

[1]) Der oben erwähnten Beobachtung, daß die Kommunikannten nicht einen Blick auf den fremden Weißen warfen, steht gegenüber, daß mehrfach betende Heiden auch da, wo Europäer noch eine seltene Erscheinung sind, sich durch meine Nähe garnicht stören ließen.

Christliche Todesbereitschaft und seliges Sterben sind ein paar so köstliche Züge, daß man sich nicht gern mit Lupe und Seciermesser ihnen naht. Und doch wäre es auch wieder verfehlt, wenn wir Berichte darüber nur nach dem bei uns gewohnten Maßstabe messen und uns und andre über den wahren Sachverhalt täuschen wollten. Wir können uns solch seliges Sterben nicht denken, ohne ein geheiligtes Christenleben. Bei den indischen Christen aber stimmt das vorhergehende Leben oft gar nicht recht zu dem ergreifenden Heimgang. Gewöhnlich wird uns nur von dem letzteren berichtet, und es bleibt der Vorstellungskraft des Lesers überlassen, sich das Bild des Lebens zu ergänzen. Auch hier betone ich, daß gewiß auch unter den so schön gestorbenen Christen solche waren, denen man das Zeugnis wahrhaften Glaubens und des Wandels in der Heiligung nicht versagen kann. Aber das gilt doch in den Gemeinden nicht von dem Durchschnitt. Ich habe mich nachträglich über das Leben der Paulina (S. 182) erkundigt. Ich hoffte Material zur Biographie einer Musterchristin zu erhalten. Aber es wurde mir geantwortet, daß sich von solch einer schlichten Frau nicht viel sagen lasse. „Sie hatte den Herrn, wenn auch nur in Schwachheit, kennen und lieben gelernt.“ Sie erhob sich also keineswegs über den Durchschnitt ihrer Mitschwestern. De mortuis nil nisi bene. Mir ist es jetzt selber lieb, daß ich keine photographisch genaue Darstellung ihres wirklichen Lebens erhalten habe; es wäre nicht unmöglich, daß eine solche recht schroffe Enttäuschungen gebracht hätte. Ein andres Beispiel hatte ich nach dem vortrefflichen Bericht eines Baseler Missionars mehrfach zur tiefen Erbauung der Gemeinde auf Missionsfesten erzählt. Ich war selbst davon immer tief ergriffen. Der Eindruck des Todes auf die Hinterbliebenen war besonders ansprechend geschildert. Die vier Personen hatten einen Platz in meinem Herzen gewonnen. Auf der betreffenden Station beeilte ich mich natürlich sie kennen zu lernen. Aber es wußte niemand von ihnen etwas. Der betreffende Missionar war versetzt, und ich habe ihn leider auch anderwärts nicht gesehen. Endlich kam einem älteren Bruder, der zum Besuch anwesend war, eine Erinnerung an den Mann. Dieser selbst war im Trunk verkommen und ausgeschlossen. Die eine Tochter hatte er aus der Mädchenanstalt weggenommen; man wußte nicht, wo er mit seinen Kindern sich aufhalte, oder was aus ihnen geworden sei. Das Grab der Verstorbenen konnte mir nicht gezeigt werden, wie jeder begreifen wird, der eine Vorstellung von indischen Friedhöfen hat.[1]) Ich dankte

[1]) Die Gräber verfallen sehr bald und sind nach der ersten Regenzeit fast dem Erdboden gleich. Um so mehr ist es anzuerkennen, wenn man hier und da auch wohlgepflegte Christengräber findet, oder hört, wie sie zu einer Osterfeier (nach der Weise

Gott, daß die Frau heimgegangen war. Wäre sie noch am Leben — ob sie nicht auch mit den Ihrigen jetzt verkommen wäre?

Um das freudige Sterben der indischen Christen einigermaßen zu verstehen, darf man nicht übersehen, daß bereits der Naturboden, auf dem beim Inder das christliche Leben erwächst, oft von einer innigen Religiosität durchtränkt ist, wie wir sie erst als Wirkung des Christentums für möglich halten. Auf solchem Boden kann das christliche Gefühlsleben sich günstiger als bei anders angelegten Naturen entfalten; namentlich überflügelt es zuweilen die Entwicklung des sittlichen Lebens. So kann es, wenn alles Thun zu Ende geht, zu einem schönen, seligen Ende kommen, wie wir es nur als den Abschluß eines wahrhaft geheiligten Christenlebens erwarten. Was bei dem Hindu jene religiöse Tiefe und Innigkeit bewirkt, scheint bei den Aborigines durch eine herzliche Innigkeit ersetzt zu werden, die uns z. B. bei den Kols in der Unmittelbarkeit ihres Glaubens an den Herrn Jesus anmutet, obwohl daneben die andern Seiten des christlichen Lebens keineswegs gleichmäßig entwickelt sind.

Schließlich muß ich noch ein wenig auf einen Grund eingehen, mit dem meine Gegner mein Urteil über die Qualität der Heidenchristen zu widerlegen suchten. Diese seien doch eben *bekehrte Menschen*, die sich von der Finsternis zum Licht gewendet hätten. Darnach könne zwischen ihnen und den Bekehrten in der alten Christenheit vielleicht ein gradueller, aber gewiß nicht ein qualitativer Unterschied vorhanden sein.

Hierbei wird der Übertritt vom Heidentum zum Christentume mit dem Vorgang identifiziert, durch welchen ein Gewohnheitschrist in Buße und Glauben zu einem neuen Leben kommt. Ich bestreite nicht, daß beide Vorgänge in einzelnen Fällen gleich sein können. Doch diese dürften nur seltene Ausnahmen bilden. *Im großen und ganzen kann man nur sagen, daß der Übertritt der Heiden etwas ganz anderes ist als was wir unter Bekehrung verstehen.* Für gewöhnlich weiß ein Heide noch garnicht, um was es sich im Christentum eigentlich handelt, und er kann es auch gar nicht wissen. Selbst diejenigen, welche durch ein religiöses Suchen und Forschen sich vor andern auszeichnen, bewegen sich meistenteils auch noch bei dem Übertritt in Gedankengängen, die von den christlichen weit abliegen. Ein wirkliches Verständnis selbst der wichtigsten christlichen Wahrheiten gewinnen sie erst, nachdem sie den Entschluß zum Übertritt gefaßt haben. In einem Falle

der Brüdergemeinde) wenigstens einmal im Jahre von Unkraut gereinigt, hergestellt und mit Blumen geschmückt werden — wie z. B. in Rantschi. Ich will sonst wegen mangelnder Gräberpflege niemandem einen Vorwurf machen. Wir haben keinen Begriff von den Schwierigkeiten, die derselben dort im Wege sind.

(Heidenb. 1879, 27 f.) wird von dem jungen Bramahnen, der sich zur Taufe meldete und sie recht bald begehrte, nur gesagt, daß er nach etwas Besserem aufrichtig zu verlangen schien — obgleich er noch wenig christliche Erkenntnis besaß. Doch hatte er schon 1½ Jahre die Missionsschule besucht. Nach vier Monaten wurde er getauft. Schwerlich dürfen wir annehmen, daß seine Entscheidung innerhalb dieser Zeit vermittelt durch den Katechumenenunterricht erfolgte. Der Wendepunkt, auf dem sich sein Übertritt gründete, entsprach vielmehr seiner Meldung, bei der er noch wenig christliche Erkenntnis besaß. Überhaupt darf man es sich nicht so vorstellen, als wenn durch den Katechumenenunterricht erst die innere Entscheidung herbeigeführt werde, obwohl das ja in einzelnen Fällen vorkommen mag. Oftmals hat man es versucht, durch Ausdehnung des Katechumenenunterrichtes eine solche innere Umwandlung herbeizuführen.[1]) Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß jede Verzögerung der Taufe nur ungünstig wirkt. Ich habe mehrfach von Missionaren darüber klagen gehört, daß Katechumenen, die sie zwei Jahre und darüber im Unterricht behielten, die anfängliche Frische und Freudigkeit verloren hatten. Die Entscheidung liegt eben in der Meldung und nicht in einer durch eine reife Erkenntnis hervorgerufenen inneren Umwandlung. Selbst bei Einzelübertritten haben wir es in den allermeisten Fällen nicht mit der aus Buße und Glauben entstehenden Lebenserneuerung zu thun, sondern mit einer aus ganz andern Gründen entspringenden Entscheidung.

Mir sagte ein erfahrener Missionar, daß er in einem Taufbewerber, der als seinen Beweggrund das Verlangen nach Vergebung der Sünden angebe, ohne weiteres einen geriebenen Heuchler sehe.[2]) Komme aber einer mit dem Wunsche seine Lage zu verbessern oder dergleichen, so wisse er, daß ers mit einem halbwegs aufrichtigen Menschen zu thun habe, aus dem noch einmal etwas werden könne. — Ich bin überzeugt, daß auch bei den Heidenchristen im großen und ganzen erst nach weiterem Wirken des Evangeliums sowie des christlichen Gemeindelebens eine Bekehrung erfolgen kann und soll, ebenso wie bei den heimatlichen Christen, die als Kinder getauft sind.

Ich muß freilich darauf gefaßt sein, daß dem sehr widersprochen wird unter Hinweisung auf die großen Opfer, welche oft bei einem solchen Übertritte gebracht werden. Die letzteren versteht man freilich auch nicht immer ohne weiteres. Aber es verlohnt sich kaum, über diesen Punkt

---

[1]) Das ist die Verwechselung der menschlichen und der göttlichen Thätigkeit in der Mission, die wir oben S. 149 andeuteten.

[2]) Völlig versteht man das erst, wenn man die indische Auffassung des Begriffs Sünde berücksichtigt.

zu disputieren, da nur eine ganz geringe Zahl der heutigen indischen Christen in diese Rubrik gehören. Weitaus die meisten sind entweder schon als Kinder getauft oder sind im Strome mit ganzen Scharen oder wenigstens Gruppen zum Christentum gekommen.

Darüber, daß in solchen Massenübertritten, denen die indische Christenheit größtenteils ihr Wachstum verdankt, sociale oder andre irdische Beweggründe wirken, waltet kaum ein Zweifel ob. Ich könnte zahlreiche Zeugnisse der unter solchen Verhältnissen arbeitenden Missionare beibringen; vgl. auch oben S. 152. Eine treffliche Erklärung darüber hat Bischof Caldwell gegeben im S. P. G. Rep. 1879, S. 31 ff. Er betont, daß es ganz überflüssig sei, solche heidnische halbzivilisierte Landleute nach ihren Motiven zu fragen. Sie wären überhaupt eines höheren Motivs garnicht fähig. „Wenn sie sich unter christliche Unterweisung stellen," sagt er, „so kommt es garnicht auf ihr, sondern auf unser Motiv an. . . . . Die einzige Hoffnung für sie ist, daß wir sie sobald als möglich in Christi Schule bringen." Mir ist nur ein Fall bekannt, in welchem eine größere Bewegung zum Übertritt vorwiegend als eine religiöse Bewegung bezeichnet wurde, nachdem zunächst auch irdische Beweggründe angegeben worden waren. Dort handelt es sich um einige Hunderte. Über die Massen in der Zeit der Hungersnot, und die Mâlâ, Mâdiga, Pareier, Schanâr, Tschamâr, Kol, Santhâl, Tschuhra u. a., die zu Tausenden kamen und noch kommen, ist kein Zweifel, daß ihr Entschluß, in die christliche Kirche einzutreten, nicht eine Bekehrung in unserem Sinne ist, und niemand wird erwarten, daß die meist nur dürftige Unterweisung zur Taufe eine solche bei ihnen hervorzurufen imstande ist.

Damit behaupte ich aber keineswegs, daß diese getauften Massen im Grunde nicht besser als Heiden seien. Auch in den getauften Indern, die unter der Zucht und Unterweisung des Wortes Gottes stehen, hat der heilige Geist sein Werk, ebenso wie in den getauften Kindern einer volkskirchlichen Gemeinde in der Heimat. Hier wie da soll die Bekehrung erst kommen und kann kommen. Freilich in vielen kommt sie, soweit Menschenaugen sehen, nicht zum Durchbruch, während sie in einzelnen sich so vollzieht, daß sie auch vor Menschen offenbar wird.

Nun finden sich freilich bei den ersteren oft die typischen Formen erweckten christlichen Lebens in großem Maße. Nach den obigen Ausführungen namentlich über die sittlichen Zustände, wird man darin nicht ein Zeichen von der erreichten Höhe des inneren Lebens sehen dürfen. Ist doch z. B. ein gesalbtes Reden der Sprache Kanaans zuweilen verbunden mit groben Sünden und Greueln (vgl. oben S. 154). Erklärlich ist das bei der großenteils bis auf den heutigen Tag noch geltenden

Praxis, möglichst sogleich gläubige Christen aus den Heiden zu machen. Da sich das innere Leben meist nicht erreichen läßt, so giebt die Pflanzung und Pflege jener Formen hochentwickelten Glaubenslebens, oft ohne daß es bemerkt wird, eine Differenz zwischen dem inneren Zustande und der äußeren Form, und dies um so eher, als der Inder eine außerordentliche Begabung hat, etwas zu kopieren. Er beobachtet scharf und hat sehr bald erkannt, was einem angenehm ist und wodurch man auf jemand einen guten Eindruck machen kann. So eignet er sich sehr bald in Worten, Mienen und Gebärden die Formen eines frommen Christenlebens, wie er sie an dem Missionar beobachtet, an. Auch hier muß ich wieder betonen, daß es in den christlichen Gemeinden einzelne giebt, bei denen diese Formen ein adäquater Ausdrnck reifenden Christenlebens werden. Bei andern aber besteht jene Differenz, die leider vielfach in Nachsicht übersehen wird, von rechtswegen aber die Bezeichnung als Heuchelei verdiente; doch mag man in jenen jungen Gemeinden auch solchen Verhältnissen mildernde Umstände zubilligen.

Nach allen diesen Erwägungen, meine ich, sollten wir die heidenchristlichen Gemeinden in Indien mit jenen öfter erwähnten volkskirchlichen Gemeinden der Heimat einer und derselben Klasse zurechnen und uns mit Berücksichtigung ihrer Anfängerschaft nicht wundern, wenn sie in derselben den letzteren gegenüber, die eine tausendjährige Entwicklung hinter sich haben, in vielen Beziehungen sogar noch eine ziemlich tiefe Stufe einnehmen.

Im Anschluß an die vorstehend ausgeführten Gedanken wurden in Bremen die daraus sich für die Missionspraxis ergebenden Lehren besprochen, betreffs deren ich hier nur die folgenden Leitsätze (mit einigen Änderungen) mitteile.

(19) Es sollte ernst gemacht werden, die oftmals bekannte Bescheidenheit, nach welcher der Missionar nur der Handlanger des Herrn ist, auch in der Arbeit selbst zu verwirklichen. Man sollte sich bescheiden, Gemeinden gesammelt zu haben, die unter die Zucht des göttlichen Wortes gebracht sind und fortan in dieser Schule sich weiter entwickeln.

(20) Der Missionar sollte also Geduld haben mit seinen schwachen Kindern und nicht gleich anfangs mit irgend welchen künstlichen Mitteln ihre Bekehrung herbeizuführen suchen, die für gewöhnlich eine ausgedehnte weitere Entwicklung voraussetzt.

(21) Insonderheit sollte sich die Missionsmethode hüten vor Einführung der Formen eines hochentwickelten christlichen Lebens, die dem Stande des vorhandenen Lebens oft sehr wenig entsprechen und leicht zur Heuchelei führen können.

(21b) Der Anfängerstufe gemäß sollte in Predigt und Unterricht dem Gesetze die vollste Betonung, soweit sie ihm irgend in der evangelischen Gemeinde zusteht, eingeräumt werden.

(22) Von größter Wichtigkeit ist die Aufnahme in die Gemeinde durch die heilige Taufe. Man sollte sie nicht hinausschieben, bis man Beweise der Herzensbekehrung hat, sondern sich genügen lassen an der Willigkeit des Bewerbers, welcher erklärt, sich in die christlichen Ordnungen zu fügen und unter dem Einflusse des göttlichen Wortes leben zu wollen.

Anmerkung 1. Über die Beweggründe zum Übertritt soll man sich nicht täuschen lassen, sondern sie in vollster Nüchternheit nach den dabei vorliegenden Verhältnissen prüfen. Hier kommt es nicht auf die Beweggründe, sondern auf die Willigkeit an.

Anmerkung 2. So sehr alle direkten Lockmittel, wie sie die Katholiken anwenden, zu verschmähen sind, sollte man die Werke christlicher Barmherzigkeit pflegen, welche unbeabsichtigt eine Vorbereitung für solche Willigkeit bilden. Hierher ist nicht nur die ärztliche Mission zu rechnen, sondern auch die vielfach angefochtene industrielle Mission sowie alles, was zur Beseitigung der oft schrecklichen Notstände und der Förderung des socialen Wohlseins geschehen kann. Besonders sollte der Ackerbau in dieser Beziehung mehr als bisher berücksichtigt werden. Auch die Herbeiführung gesunder Kreditverhältnisse angesichts der entsetzlichen Verschuldung braucht der Missionar nicht zu verschmähen.

(23) Ferner sollte die Missionspraxis sich vielmehr beeinflussen lassen durch das gewiesene Objekt: die Völker. Jede Gemeindebildung, welche die Christen aus dem Zusammenhange ihres Volkslebens herausreißt und zu demselben in Gegensatz bringt, sollte erkannt werden als ein Hindernis für die Lösung der Hauptaufgabe: Völkerchristianisierung.

(24) Ich wünschte eine Praxis, nach der man möglichst die Familien, resp. die Sippschaft, aber nicht das Individuum, zum Übertritt zu gewinnen sucht.

(25) Die nüchterne Erkenntnis betreffs der Qualität der Heidenchristen, sollten bei der Vorbildung der Missionare eine volle Berücksichtigung finden.

Anmerkung. Die jungen Missionare haben gewöhnlich eine Enttäuschung durchzumachen, wenn sie auf das Arbeitsfeld kommen und haben sodann unter viel geistiger Arbeit oft erst nach langer Erfahrung sich in den wirklichen Verhältnissen zurechtzufinden.

Möchten wir immer mehr solche Missionare aussenden, die bei voller Hingebung an das Werk mit nüchternem Blicke die wirklichen Verhältnisse schon hier durchschauen lernen und vor den immer nachteilig wirkenden Enttäuschungen möglichst bewahrt bleiben.

VII.

Die Mission in den Centralprovinzen.

Eine Studie über Hindu- und Aborigines-Mission.

Die Centralprovinzen sind eines der jüngsten Missionsgebiete in Britisch Ostindien. Ich erinnere mich noch sehr deutlich der Zeit, wo nur an zwei Punkten die noch ziemlich in den Anfängen stehende Arbeit zweier Gesellschaften zu notieren war. Jetzt sind dort ihrer 10 auf 34 Stationen thätig. Jene zwei Stationen waren allerdings verschwindende Lichtlein in dem weiten heidnischen Gebiete, das um 23000 Quadrat-Kilometer größer ist als die Hälfte des deutschen Reiches. Hauptsächlich war es wohl dem Mangel an Verkehrsmitteln zuzuschreiben, daß dieses zum Teil sehr fruchtbare und verhältnismäßig nicht eben ungesunde Gebiet nicht mehr von Missionaren aufgesucht wurde, zumal die Bevölkerung ein höchst interessantes und versprechendes Arbeitsfeld darzubieten schien. Bei den 8—9 Millionen Marâthi und Hindi sprechenden Hindus waren freilich auch hier nicht schnell bedeutende Erfolge zu erwarten; noch weniger von den 250000 Mohammedanern. Aber da sind die Gônds und Kurkus Völkerschaften, die sich von der herrschenden Hindukultur mehr oder weniger frei erhalten haben. Solche stellen der Mission in mehrfacher Beziehung noch nicht die gewaltigen Riegel entgegen, welche sich leider bei den indischen Kulturvölkern immer wieder zeigen. Ich denke, es waren die überraschenden Erfolge der Kolsmission, welche in den fünfziger Jahren die Blicke der Missionsfreunde auf jene kulturloseren Völkerschaften Indiens lenkten. Hinsichtlich der ältesten Station in den Centralprovinzen, der schottisch freikirchlichen zu Nagpur, ist bei ihrer Gründung 1845 dieser Gesichtspunkt wohl noch nicht maßgebend gewesen. (Freilich schon 1841 hatte ein englischer Beamter von Goßner Missionare erbeten, die „unter dem Bergvolke Mittelindiens eine Landwirtschaft gründen sollten.")[1]) Sicherlich aber hatte die englische Kirchen-Missions-Gesellschaft bei der Gründung der zweiten von den erwähnten Stationen Dschabalpur

[1]) Bekanntlich fand dieses Unternehmen sehr bald ein trauriges Ende, als, noch ehe eine geeignete Wohnung hergestellt war, 4 von den 6 Sendboten der Cholera erlagen.

1854 jene Schichten der Bevölkerung im Auge. Aus den Berichten der sechziger Jahre, wie sie mir vorliegen, tritt es deutlich hervor, daß der damals noch sehr wenig erreichte Hauptzweck dieser Station die Gônd-Mission war. Eine solche wurde ausgesprochenermaßen 1866 auch von Nagpur aus gegründet mit Anlegung der Station Tschindwara.

Ehe ich aber auf die genannte Bevölkerung näher eingehe, bin ich dem Leser eine kurze geographische Orientierung schuldig. Die Centralprovinzen sind das Hochland, welches sich im Süden, Westen und Nordwesten an das Gebirge von Amarkantak anlehnt, das die Hauptwasserscheide der indischen Halbinsel bildet. Der von dort nach Westen strömende Nárbadda bildet in seinem mittleren Laufe die Nordgrenze des Gebietes, das über den oberen Lauf mit einem tüchtigen Zipfel über das breite Flußthal und die Fortsetzung des Windhya-Gebirges (Bhanrer Kette) hinweg sich im allmählichen Abfall zur Ganges (resp. Dschamna-)Ebene hin, bis an die Grenzen Bandelkhands und der Sindhia-Länder erstreckt. Diesen Zipfel bildet die Landschaft Sâgar (geschr. Saugor) mit der gleichnamigen Hauptstadt von 50 000 Einwohnern. Noch auf der rechten Seite des Nárbadda liegt die außerordentlich schnell gewachsene Stadt Dschabalpur (70 000 Einw.?), eine der wichtigsten Eisenbahnstationen auf der bisher benutzten Linie Kalkutta-Bombay. Die letztere überschreitet bald den Strom, und folgt sodann der fruchtbaren Ebene, in der man nach links dann und wann die Höhen der Satpura (Mahadeo-)kette zu Gesichte bekommt. Für uns sind folgende Stationen von Wichtigkeit: Narsinghpur, Sohagpur, Hoschangabad (an einer Zweigbahn), Harda, Khandwa, wo sich die Bahn nach Süden wendet und sich die durch Radschputana nach Delhi führende Linie abzweigt. Jenseits Burhanpur bei Bhosawal erreicht die Hauptlinie die Tapti, einen bedeutenden Fluß, der aus dem sich südlich an die Satpurakette anlehnenden Berglande herabkommt, und hier den im Süden desselben von Osten nach Westen fließenden Purna vor kurzem aufgenommen hat. An einem der Quellflüsse des letzteren liegt Ellitschpur, berühmt durch seine Grottentempel. Die von dem Purna durchströmte fruchtbare Ebene mit reichem Baumwollenbau bildet den nördlichen Teil der Landschaft Berar, welche 1853 von den Briten annektiert wurde. Durch diese Ebene führt eine andre Bahnlinie, die neuerlichst nach Vollendung des Anschlusses die Hauptverbindung Bombays mit Kalkutta bildet. An derselben liegt Akola (südlich davon in den Bergen Basim). Bei Amrawati hat sie von Norden nach Süden streichende Höhenzüge zu überschreiten und jenseits den in derselben Richtung fließenden Wardha, an dem die Stadt gleiches Namens liegt. Hier sind wir in dem alten Reiche von Nagpur (Schlangenstadt), das in der Zeit der Mahrâthenherrschaft in Hände verschiedener Fürsten gekommen war — ebenso wie die oben erwähnten Nárbadda-Landschaften — und 1817 von den Briten in Besitz genommen wurde. Die Hauptstadt gleiches Namens hatte bei der vorletzten Zählung 85 000 Einwohner. Nicht weit davon ist die große Militärstation Kampti mit 48 000 Einwohner. Nach Norden in den Bergen liegt das erwähnte Tschindwara, westlich davon, nahe den Quellen der Tapti, Betul und östlich Sioni. Gegen Süden senkt sich die von zerstreuten

Felsklippen unterbrochene Ebene zum Godaveri hinab, in den auch der Wardha fließt. An einem Nebenfluß des letzteren ist Tschanda zu merken, jetzt Station einer Bahn, die von Wardha abzweigend bald den nächsten Verkehrsweg von Allahabad nach Madras bilden wird. Die erwähnte neue Kalkuttabahn aber geht am Südrande des Berglandes weiter nach Osten (Station Bhandara), nach der Landschaft Tschhatîsgarh (36 Burgen), deren Hauptstadt Raipur ist. Nördlich liegt Bisrampur und Mundeli. Hier fließen die Gewässer (Mahanadi) zunächst nordöstlich, um sich später östlich dem Busen von Bengalen zuzuwenden. Ebenso geht die Bahn zuerst nordöstlich bis Bilaspur, um dann bald in östlicher Richtung die Grenze zu überschreiten. Nach etwa zwölfstündiger Fahrt erreicht man sodann Tschaibassa, die südlichste Station der Goßnerschen Kolsmission. Im Süden reichen die Centralprovinzen bis an das von der schleswig-holsteinschen Mission besetzte Gebiet von Dschaipur, umfassen noch das von derselben ins Auge gefaßte Reich Bastar und grenzen sodann an das große Reich Haiderabad.

Der größte Teil dieses umfangreichen Gebietes trug früher den Namen Gôndwana. Dieses Land der Gônds, welche noch immer 2—3 Millionen zählen, war schon vor der arischen Einwanderung Schauplatz einer Kultur und Staatenbildung, wenn diese auch wohl nicht die gleiche Höhe erreicht hat wie in dem verwandten Tamulenlande. Die Gônds gehören nämlich auch zu der großen dravidischen Völkerfamilie. Nun sind sie schon längst von ihren arischen Unterdrückern in die Waldgebirge zurückgedrängt und mehr und mehr verkümmert. Eine Schilderung ihrer Lebensweise und Sitten kommt dem, was wir von den Kols wissen, sehr nahe. Ihre physische Überlegenheit tritt auch unter den jetzigen Verhältnissen noch zu Tage. Sehr betont wird in den Berichten, daß sie aufrichtig und treu sind und sich dadurch auffallend von den lügenhaften Hindu unterscheiden.

Außer ihnen leben noch einige andre Völkerschaften im Lande, wie namentlich die Kurkus, welche in dem Gebiete des Satpura-Gebirges 40 000 Seelen zählen sollen. Sie sind kolarischen Ursprungs, also verwandt mit den Mundari, während die Gônds mit den Urao zusammen gehören. Dieser Teil der Bevölkerung mußte ganz vorzugsweise als geeignetes Missionsobjekt ins Auge gefaßt werden.

Nur gelegentlich sei hier bemerkt, wie man in den unteren Kasten oder der kastenlosen Bevölkerung, die, trotzdem sie sich viel mehr unter dem Einflusse der Hindu befinden, doch in starkem Gegensatz zu ihnen stehen, ein ebenfalls günstiges, wenn auch schwerer zu behandelndes Material hat. Zu den mancherlei Belägen, welche die Geschichte der evangelischen Mission in Indien zu dieser Auffassung geliefert hat, kommt auch gerade die erfolgreichste Mission in den Centralprovinzen.

Bei der Gründung der meisten Stationen ist an die letzteren Schichten wohl wenig oder gar nicht gedacht worden; dagegen wurde meistens mit viel Freudigkeit und großen Hoffnungen an eine Gônd- oder Kurku-Mission gegangen. Man hätte dabei erwarten sollen, daß die Missionare ihre Thätigkeit wirklich auch diesem verheißungsvollen Boden zugewandt hätten. Man sollte die Stationen möglichst zwischen den freilich recht

zerstreuten Dörfern in den Bergen suchen, und die auf ähnlichen Missionsgebieten bewährte Methode mit den entsprechenden Mitteln angewendet glauben. Aber wie ist man überrascht, beim Überblick über dieses Missionsgebiet ganz überwiegend Stationen in den Hindustädten und bei aller Begeisterung für die Aborigines — Hindumissionen zu finden, ganz ebenso wie in den Gebieten, wo man es nur mit diesem unbeschreiblich harten Missionsacker zu thun hat!

Beobachten wir an einem Beispiel etwas eingehender, wie das gekommen sein mag. Von dem ersten Jahrzehnt der Station Dschabalpur sind mir zwar die Berichte nicht zur Hand. Wir müssen uns mit denen von 1864 an begnügen. Immerhin ist solch eine Entwicklung von fast drei Jahrzehnten sehr lehrreich.[1]) Wir finden zu Anfang derselben in der durch die „Peninsular-Eisenbahn" schnell aufblühenden Stadt schon eine kleine Christengemeinde von 12 Kommunikanten. Wer sie waren und woher sie gekommen, ist leider nicht zu ersehen. Gewöhnlich aber bilden Leute im Dienste der Missionare, Gehilfen, die sie von einer andern Station mitgebracht haben, den Grundstock der neuen christlichen Gemeinde. Gelegentlich kommt wohl ein oder der andre Diener vielleicht aus einem der freilich nicht häufigen, frommen, europäischen Häuser und bittet um die heilige Taufe. Es kommen Christen von andern Stationen, die als kleine Beamte versetzt sind und schließen sich der Gemeinde an. Nach langer Arbeit in der Straßenpredigt findet sich dann und wann eine schüchterne Nikodemusseele ein — zuweilen mit verkehrten Erwartungen, oft zu schwach die socialen Bande zu durchbrechen. Wirklich kommt es gelegentlich zur Taufe eines aufrichtig Suchenden — doch wie selten! Meist sind es einzelne Individuen, ohne ihre Angehörigen. Welch eine Freude, wenn einmal eine ganze Familie getauft wird. Auf diese Weise werden der jungen Gemeinde oft sehr verschiedenartige Elemente einverleibt. Gerade in Dschabalpur wird ausführlich berichtet über die Bekehrung eines mohammedanischen Schulinspektors, dann wieder über die eines Brahmanen. Ein andermal wird eine mohammedanische Ayah und ein junger Afghane erwähnt, sowie eine als Waisenkind von einer frommen Engländerin erzogene Brahmanentochter. Dann wieder kommen christliche Arbeiter aus dem Tamulenlande. Sie können sich zwar nur über die wichtigsten Dinge im alltäglichen Leben in gebrochenem Hindustani verständlich machen, aber sie werden in die Gemeinde aufgenommen, und als es ihrer mehrere werden, läßt man zu ihrer Pflege einen tamulischen Katecheten kommen. In dieser Weise mehrt sich allerdings solch eine Ge-

[1]) Mir fehlen leider mehrere Jahrgänge aus dieser Periode, womit ich zu entschuldigen bitte, wenn in meiner Darstellung irgend etwas Wichtiges fehlen sollte.

meinde, die ein buntes ethnographisches Mosaik bildet, nur sehr langsam. Nun aber treten die Jahre der Hungersnot ein. Viele Waisen werden der christlichen Barmherzigkeit geradezu in die Hände geschoben — oft kleine Kinder, denen man den Segen des Sakraments nicht versagen kann. Die andern werden oft durch den Eindruck der christlichen Liebe umgestaltet, obwohl das alte Hindublut nicht so leicht sich umwandeln läßt, doch gute liebe Kinder, die mit herzlicher Bereitwilligkeit die Religion ihrer Wohlthäter annehmen. Die Zeit, bis die Waisen herangewachsen sind, vergeht bald. Man sucht für sie irgend eine Stellung und Arbeit. Viele gedeihen freilich nicht in der Freiheit und sind bald nach Entlassung aus der Zucht des Hauses verschwunden, wie der Vogel aus dem geöffneten Käfig. Andre aber halten sich brav oder wenigstens leidlich, verheiraten sich, und nun fängt die Gemeinde an zu wachsen. Damit erreicht sie eine stattliche Höhe, aber fortan bleibt sie mehr oder weniger stationär. Die Zahlen schwanken von Jahr zu Jahr. Bald müssen mehrere ausgeschlossen werden, bald giebt es wieder einen Zuwachs.

Nach Verlauf des zweiten Jahrzehnts war die Gemeinde zu Dschabalpur auf 128 Seelen gekommen und nach wenigen Jahren stieg sie auf 172 — eine Zahl, die nur noch einmal um 3 übertroffen wurde. Dazwischen aber liegen wieder Zahlen wie 126. 166. 153. 131. 140. 163. 137, und der letzte Bericht giebt 165. Dieses Schwanken dauert nun also schon zwei Jahrzehnte an. Gott gebe, daß es nicht auch in den Auflösungsprozeß übergeht, den uns eine ganze Reihe nordindischer unter ähnlichen Verhältnissen gesammelter Gemeinden zeigen, oder in jene Verkümmerung, wie sie an andern über 70 Jahre alten Gemeinden, die 9—20 Mitglieder zählen, zu sehen ist.

Übrigens hat der Missionar selbst mit solch einer Gemeinde, wenn sie eine gewisse Ausdehnung erreicht hat, nicht mehr allzuviel zu thun. Es wird ein native pastor angestellt, der unter Leitung des Missionars die Pflege übernimmt. Liebe, treffliche Leute habe ich unter diesen braunen Pastoren kennen gelernt, aber auch sehr, sehr schwache — und einige der besten bekennen es selbst, daß sie ohne die Stütze des Missionars nichts Ordentliches zu leisten imstande sind. Auch Dschabalpur hat seit ca. 1880 seinen Pastor.

Der oder die europäischen Missionare behalten trotzdem Arbeit genug. Die bisher angedeutete Sammlung und Pflege der heidenchristlichen Gemeinde möchte ich mit a) bezeichnen. Weiter sind als fortgehend vorbereitende Thätigkeiten zu erwähnen:

b) die Basârpredigt, welche trotz ihrer außerordentlich seltenen und vereinzelten Früchte mit einer bewundernswerten Ausdauer betrieben wird. Ich glaube die höchst günstige Disposition der Inder (mit geringen Ausnahmen),

vermöge deren sie allen religiösen Verhandlungen und Besprechungen ein Interesse entgegen bringen, das uns oft geradezu in Erstaunen setzt, verhindert das Erlahmen dieser Thätigkeit, deren nun doch schon ziemlich lange Geschichte den nüchternen Beobachter bedenklich macht, ob diese Form der Missionierung richtig gewählt ist. Ich sage dies ausdrücklich nur von der Basâr- und Straßenpredigt in den Hindustädten mit ihrer bunt gemischten Bevölkerung.

Die verwandte Form der Reisepredigt, die auch den Hindumissionar in der kühleren Jahreszeit beschäftigt, nimmt oft einen wesentlich andern Charakter an, wenn nämlich der Missionar unter den breitkronigen Mangobäumen des Dorfes oder im spärlichen Schatten einer Lehmhütte in der Tscheri[1]) einer homogenen Menge gegenüber steht. Oft werden freilich auch auf den Reisen, um eine größere Zahl zu erreichen, die Orte aufgesucht, wo man nicht bloß die Einheimischen, sondern von allen Seiten zusammenkommende Fremde findet. Da trägt auch die Reisepredigt wesentlich den Charakter der städtischen Basârpredigt.[2]) Unter Umständen gelingt es, in den Dörfern noch eher Taufbewerber zu gewinnen, die der städtischen Gemeinde hinzugefügt werden, mögen sie selbst in die Stadt ziehen oder in ihrer Heimat bleiben als ein willkommener Anknüpfungspunkt für weitere Arbeit. Zuweilen entsteht daraus eine Außenstation, wie Dschabalpur eine solche in Marwara hat, deren Mitglieder in den obigen Zahlen mit begriffen sind. — In der Wirklichkeit gehen die Begriffe Reisepredigt und Basârpredigt, wie sie eben definiert sind, oft ineinander über; für ein rechtes Verständnis der Missionsarbeit sollten sie beachtenswerte Gegensätze bilden, die eben in den indischen Verhältnissen, welche wir mit unsern Sympathien oder Antipathien nicht zu beseitigen vermögen, tief begründet sind.

In dieser Arbeit ist der Missionar nicht allein. Er hat seine Katechisten und sonstige Helfer, oft einen musikalischen Chor, der eine höchst wichtige Hilfe leistet, oder er benutzt die Laterna magica, ein ganz vorzügliches Missionsmittel, wenn man nur immer wirklich geeignete Bilder dazu hätte. Es werde nicht übersehen, daß die Heidenpredigt, wenn sie nicht ganz leichtfertig behandelt wird, ein ganz bedeutendes Maß geistiger Arbeit bei physischer und psychischer Anstrengung in sich schließt. Aber damit ist die Hindumission noch bei weitem nicht erschöpft. Vielfach ragt über alle ihre Zweige hervor:

c) der Schulunterricht. Es ist in Indien eine sehr gewöhnliche Erscheinung, dicht nebeneinander zu sehen kleine Missionsgemeinden, oft sogar kränkelnde, rechte Sorgenkinder, und stattliche blühende Missionsschulen. Auch

---

[1]) Die außerhalb des Dorfes meist eng zusammengebauten Hütten der Kastenlosen.

[2]) Umgekehrt kommt es vor, daß auch in der Großstadt der Missionar genötigt wird, so einer besonderen Schicht der Bevölkerung seine Arbeit zuzuwenden, bei der es sich schließlich nicht um die Gewinnung einzelner Personen handelt, sondern unter dem Votum des Pântschayats (wir würden sagen: des Gemeindevorstandes) der Übertritt der ganzen Klasse in corpore in Frage steht. So war es 1880 in Dschabalpur nahe daran, daß eine ganze Kolonie von Korbmachern Christen wurden. Leider überließ man, wie es scheint, diese wichtige Arbeit den Katechisten. Der Einfluß der Brahmanen, die sich hinter das Weib des Hauptmanns der Kolonie steckten, vernichtete alle Hoffnungen. — Hatte man auch vielleicht versäumt, etwas näher auf die Punkte einzugehen, wo diese armen Leute der Schuh drückt?

Dschabalpur liefert ein Beispiel dieser Art. Eine graphische Darstellung der äußeren Entwicklung der dortigen Gemeinde und der Schulen zeigt auf einen Blick den bedeutenden Abstand. Die Schülerzahl stieg von 352 auf 1144, während die Christenzahl gleichzeitig von ca. 48 auf 165 kam.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß diese Schulen von heidnischen Schülern besucht werden, neben denen der Prozentsatz der christlichen gering ist. Auch die Lehrer sind zum Teil Heiden. Eine nähere Erörterung dieser Anstalten, deren anglisierender Einfluß sehr deutlich ist, während ihr christianisierender sehr zweifelhaft bleibt, würde hier zu weit führen. Ich deute kurz an, daß ich für die hier in Rede stehende Hindumission solche Schulen für ein notwendiges Übel halte, dessen Beseitigung nicht ohne Schaden geschehen könnte. Darüber aber kann kein Zweifel sein, daß die Fälle, in denen der christlichen Gemeinde durch die Schule Mitglieder gewonnen werden, ganz verschwindend sind. Und doch wird ein großes Maß von Kräften und Mitteln für diesen Zweig der Mission verbraucht. Diese Bemerkungen beziehen sich nur auf die Stadtschulen, in denen nur oder auch Englisch gelehrt wird, nicht auf die Dorfschulen, in denen die Kinder nur in ihrer Muttersprache unterrichtet werden, auch nicht auf höhere specifisch christliche Schulen.

Wollen wir die typische Skizze der Hindumission vervollständigen, so müssen wir wenigstens kurz erwähnen:

d) die Waisenhäuser.
e) Bücherverkauf und Kolportage.
f) Das Hospital und die ärztliche Mission.
g) Die Frauenmission (Senanamission und Bibelfrauen.)
h) Die Sonntagsschule.
i) Englische Vorträge für gebildete Hindu 2c.

Die letztgenannten Zweige bringen zwar auch sehr wenig direkte Früchte, ich möchte aber f und g als ganz vortreffliche Vorarbeiten für zukünftige Ernten hervorheben. Über das Hospital von Dschabalpur kann ich nicht viel sagen, da es in den Berichten nur gelegentlich erwähnt wird; noch weniger über die Frauenmission, über die man die Berichte der C. E. Zenana-Mission nachsehen müßte, die ich nicht habe.

Habe ich bisher eingehend eine Probe von der Hindumission gegeben, so möchte ich nun eine kurze Skizze daneben stellen von dem Werke unter jenen andern Völkerschaften.

a) Es beginnt mit den beschwerlichen R e i s e n durch die entlegenen Walddistrikte, auf denen zunächst mit den sehr scheuen Eingebornen äußerlich Bekanntschaft angeknüpft wird. Man sucht ihre Verhältnisse so genau als möglich kennen zu lernen und bei den fleißig wiederholten Besuchen mehr und mehr das Vertrauen zu gewinnen.

b) Dabei sollte von vornherein die Erforschung der betreffenden S p r a c h e als ein sehr wichtiges Stück der Vorarbeit getrieben werden. Leider wird dieselbe oft zuerst nicht genügend berücksichtigt und nicht ohne Schaden erst später nachgeholt.

c) Wenn das Vertrauen einigermaßen gewonnen ist, werden Missionsstationen möglichst in der Nähe der Dörfer angelegt, und in letzteren regelmäßig das Evangelium möglichst in der Muttersprache verkündigt.

d) Die Wirkungen der Predigt erzeigen sich hier, wenn erst die offene Thür gefunden ist, in dem Übertritt vorwiegend ganzer Familien oder selbst ganzer Gemeinden.

e) Über die Mitwirkung irdischer Motive sollte man sich nicht täuschen. Etwas anderes zu erwarten wäre unbillig. (Auch die großen Erfolge in den englischen Schulen beruhen auf dem Trachten nach den Vorteilen, welche die Schulbildung im äußeren Leben gewährt.) Der Missionar muß viel Geduld haben, diese aber wird reichlich belohnt.

f) Die Einrichtung des kirchlichen Ältestenamtes und die Heranbildung geeigneter Nationalhelfer in ihrer Muttersprache sind von höchster Wichtigkeit.

g) Dorfschulen, sowie ärztliche Mission sind treffliche Hilfsmittel.

Die Geschichte der letzten vier Jahrzehnte zeigt nun, daß derartige Missionen unverhältnismäßig fruchtbarer sind als die oben charakterisierten. In den drei Jahrzehnten, in welchen mit vielen Schwankungen zu Dschabalpur die Zahl der Christen von 50 auf 165 stieg, wuchs die Zahl der christlichen Kols von 2500 auf nahezu 40 000, nachdem sie erst ein Jahrzehnt zuvor von einigen Hundert auf 2500 gekommen war, trotzdem manche Versehen und Mißgriffe in der früheren Zeit vorgekommen waren, bei deren Vermeidung sich die Entwicklung noch viel günstiger gestellt haben würde. Auch sollen die schweren Erschütterungen und Prüfungen, welche das Werk nur zeitweise hemmen, aber nicht zum Stillstand bringen konnten, nicht vergessen sein. Wohl habe ich hier das fruchtbarste Beispiel dieser Klasse von Missionen hervorgehoben. Andre haben nicht den gleichen Grad der Fruchtbarkeit erreicht,[1]) aber sind doch, wenn nicht geradezu verkehrterweise betrieben, durchweg ungleich fruchtbarer als jene andre Klasse.

Doch zurück nach Dschabalpur. Vor 30 Jahren finden wir dort den Rev. Elias Champion, einen jedenfalls bedeutenden, hingebungsvollen Mann, schon völlig eingearbeitet. Er ist sich seiner Hauptaufgabe, der Gôndmission, völlig bewußt. Er sieht klar die Notwendigkeit ein, als elementares Mittel die Gôndsprache zu benutzen, obwohl das Hindi wird als Kirchensprache verwendet werden müssen. Er reist viel mit einigen Katechisten, z. B. 1864 900 englische Meilen und besucht nicht weniger als 250 Dörfer. Aber die Bande, welche ihn an Dschabalpur und die dortige Arbeit fesseln, werden immer fester und lassen ihn nur in ungenügendem Maße zu seinem „erwählten Werke" kommen. Im folgenden Jahresberichte werden die Gônds gar nicht erwähnt. Weiterhin nur gelegentlich mit der Klage, daß die Kräfte für sie fehlen. 1867 erfahren wir, daß ein Katechist für die Gônds angestellt war. Aber wie und wie

[1]) Eine komparative Feststellung der Entwicklung sämtlicher unter den Aborigines arbeitenden Missionen, nebst Erforschung der betreffenden Ursachen wäre eine höchst interessante Arbeit, die der Mission einen wichtigen Dienst leisten könnte.

lange er arbeitete, ist nicht zu ersehen. Dann erhält der Missionar seinen Urlaub (70—72) und kehrt gekräftigt aus der Heimat zurück, um einen neuen Anlauf für die Gôndmission zu machen. Nach einem Jahre berichtet er, daß er auf dies Werk zu Zeiten mit Hoffnung, zu Zeiten mit Entmutigung sehe. . . . . Die Fassungskraft der Gônds sei gering und ihr Gedächtnis schwach für solche Ideen, wie wir sie ihnen mitzuteilen wünschen. Doch meint er nun das rechte Mittel gefunden zu haben, nämlich die Gründung einer christlichen Ackerbaukolonie. Wie es scheint, wurden frühere Zöglinge des Waisenhauses von Dschabalpur irgendwo im Gôndgebiete angesiedelt — wahrscheinlich in Mandla, wo auch ein Katechist angestellt wurde. Aber man erfährt nicht viel von der Kolonie und nach zwei Jahren heißt es: die Arbeit unter den Gônds ist erst in den Anfängen — mehr als 20 Jahre nach ihrer Gründung. Und doch wird die Dringlichkeit der Arbeit erkannt, da der Hinduisierungsprozeß, welcher schließlich der Mission die Thüren verschließen muß, schnell fortschreitet. Endlich 1878 werden für Dschabalpur selbst die nötigen Kräfte gewährt, so daß sich Ch. ausschließlich den Gônds widmen kann; ja man sendet ihm einen Gehilfen für dieses Werk, den Rev. H. D. Williamson, der mit großem Eifer und bewundernswerter Hingebung in dasselbe eintritt. Er reist ohne Pferd und ohne Zelt und übernachtet in den Hütten der Gônds oder unter ihrer Veranda. Er erduldet die nicht geringe Insektenplage und allerlei Unfälle, wie ihm z. B. einmal, als er müde auf seiner Matte schläft, sein Zeug von einer hungrigen Kuh zerfressen wird! Er sucht auf alle Weise den Leuten nahe zu kommen und bemüht sich, ihre Sprache zu lernen. Früher ist davon noch nie die Rede gewesen. Wenn Ch. auch die Notwendigkeit anerkannte, so scheint er sich doch vorwiegend des Hindi bedient zu haben; es ist nicht ersichtlich, ob er überhaupt Gôndi einigermaßen bemeistert hat. Die hier leider versäumte linguistische Arbeit haben die Missionare der Freikirche inzwischen aufgenommen und das Ev. Matthäi ist schon 1872 gedruckt. Aber es fehlt an einer Grammatik. W. muß die ganze linguistische Arbeit von vorn anfangen.[1]) — Das Werk nimmt bald eine hoffnungsvollere Gestalt an. Endlich wird 1880 der Sitz der Mission nach Mandla (10. d. M.

[1]) Nach meiner Auffassung hätte die Sache bedeutend erleichtert und weiter gefördert werden können, wenn man W. veranlaßt hätte, schon in England, etwa unter Anleitung eines heimgekehrten Telugu- oder Tamulenmissionars, sich mit dem Bau der dravidischen Sprachen bekannt zu machen. Caldwells vergleichende Grammatik würde dabei treffliche Dienste geleistet haben. Es könnte ein großes Maß wertvoller Kraft für das Missionswerk erspart werden, wenn man alle in der Heimat mögliche Vorbereitung hier, und nicht erst auf dem heißen Arbeitsfelde machen ließe. — Sollten übrigens die obigen Zeilen jemals zur Kenntnis des Herrn

s. s. o.) verlegt, das ist zwar auch noch eine Hindustadt, aber den Gonddörfern bedeutend näher. Ch. war nach einem abermaligen Urlaub zurückgekehrt, aber nur mißtrauisch (with a great amount of diffidence) in die Arbeit, für die er einst so begeistert war, eingetreten. Ein Jahr später scheidet er aus der Mission und geht nach Australien.

In der Folge erscheint die Gôndmission nach Überwindung der nötigsten Vorbereitungen wirklich im Betrieb. Das Vertrauen ist in weiten Kreisen gewonnen. Sie hören gern die schlichte Predigt des Abends beim Feuer, wo auch die laterna magica ihre Anziehungskraft übt. Ihrer viele vernachlässigen ihre Götzen und „nehmen den Namen Christi an," wie sie sagen, und zwar nicht Individuen, sondern kompakte Gruppen, so daß bereits die sichere Hoffnung ausgesprochen wird, daß nach erfolgtem Durchbruch ganze Dorfschaften übertreten werden. Das Verständnis ist noch sehr gering; von geistlichem Sehnen und Streben noch keine Ahnung; hier und da werden die alten Götzen und Christus nebeneinander angerufen, anderswo ist man fest überzeugt, daß Christus allein der wahre Gott ist — wie in jenem Dorfe, wo eine Frau nach dem Gebet zu ihm Kindersegen erlangt hatte, um den sie die Götzen lange vergeblich angerufen. (Int. 85, 297). Die Waisenhäuser, welche die Hindumission als eine nicht eben förderliche Mitgift nach Mandla mitgegeben hatte, werden nach Sikandra verpflanzt. Die Gründung einer Kostschule verzögert sich leider. Dagegen ist es ein wichtiger Schritt, daß ein Katechet sich dazu versteht, mit seiner Familie in einem Gônddorfe, Marpha, Wohnung zu nehmen. 1885 wird der Erstling, ein Gônd-Faqîr, getauft. Zwei Jahre später werden 90 Christen angegeben. Die Kostschule mit einem europäischen Missionar wird in einem Dorfe gegründet (1889 verlegt nach Diuari). In Marpha sind jetzt vier europäische Evangelisten stationiert. Die Zahl der Christen war nach der letzten Angabe auf 121 gestiegen. Von der ersten Taufe an gerechnet war diese Gemeinde in sechs Jahren gesammelt worden, während in Dschabalpur 20 Jahre erforderlich waren, um 128 zusammen zu bringen. Der Unterschied springt in die Augen.

In der Kolsmission sind die Fortschritte noch viel bedeutender gewesen. Dort hatte die Bewegung zum Christentum ein ganz besonders wirksames, sociales Element in sich. Ich wage nicht, die entsprechende Parallele für die Gôndmission zu ziehen, da mir ausreichendes Material in diesem Punkte fehlt. Nach einiger Andeutung (1885) aber möchte ich vermuten, daß man etwas zu vorsichtig ist, um zu verhindern, daß sich die Gônds nicht auf irgend welche äußere Unterstützung verlassen. Die Beweggründe, ihre Knaben in die Schule

W. kommen, so sei hier ein herzlicher Gruß hinzugefügt von dem Fremdling, der am 20. nach Trin., 1890 seine Abendpredigt im Kirchlein zu Narsinghpur hörte.

zu schicken, sollten geistiger Art sein. Das scheint in der Anfangsperiode etwas zu viel erwartet von Leuten, für die das Beispiel jenes Mannes einigermaßen charakteristisch sein dürfte, der nicht imstande war, aus dem ihm wieder und wieder vorgesprochenen Vater unser etwas anderes sich anzueignen, als die vierte Bitte.

Vor 30 Jahren wurde das in Rede stehende Feld zur Gründung einer Gôndmission besetzt. Jetzt haben wir dort A. eine alte, gar nicht sehr wachstumsfähige Hindumission und daneben B. eine noch recht junge, fröhlich aufsprießende und versprechende Gôndmission. Wie anders würde die Sache liegen, wenn man 1854 die Station in Mandla angelegt, 4—6 Jahre später auch Marpha und Diuari besetzt und gleich von vornherein wirklich Gôndmission getrieben hätte! Möchten doch solche Beispiele mehr beachtet werden!

Doch schon zu lange verweilte ich bei dieser einen Mission der Centralprovinzen. Nur in Kürze kann ich die andern erwähnen. Die schottische Freikirche hatte, wie schon erwähnt, ihre Station in Nagpur bereits seit 1845, auf der sich die Verhältnisse ganz ähnlich entwickelten, wie in Dschabalpur. Die Gemeinde ist zwar auf 265 Seelen gekommen, steht aber doch ziemlich zurück hinter den Schulen mit 1031 Schülern. Von hier aus sind weitere Stationen gegründet in Bhandara, Wardha und Amrawati — alles Hindustädte, in denen in derselben Weise mit Basârpredigt, Schulen, ärztlicher Mission, Kolportage und Senanamission gearbeitet wird. Die Gemeinden zählen 123 Seelen. Das Bedürfnis einer direkten Arbeit für die Gônds führte 1866 zur Gründung der Station zu Tschindwara, einer 15 deutsche Meilen nördlich von Nagpur gelegenen Distriktsstadt mit 8600 Einwohnern. Missionar Dawson legte sich eifrig auf das Studium der Gôndsprache, verfaßte einen Abriß der Grammatik, übersetzte einige Teile des N. T., Schulbücher 2c. Dabei war er mehrere Monate im Jahre auf Reisen von Dorf zu Dorf. Bald aber finden wir auch hier die Missionsthätigkeit hauptsächlich auf die Stadt konzentriert in Basârpredigt, Schulunterricht 2c. Weitere europäische Kräfte wurden für diese Arbeiten nicht gewährt; Dawson blieb mit seinem Katechisten allein. Einige einzelne Gônds wurden wohl getauft; aber im ganzen scheint es, daß hier von einer weitergehenden Bewegung, wie bei Mandla und sonst unter Aborigines, nichts zu spüren war. Anfänglich zeigen die Berichte weitgehende Hoffnungen, später finden sich Spuren von Entmutigung. Es wird geklagt, daß die Gônds von sehr geringer Fassungskraft seien. Auf den Reisen werden Traktate in Hindi, Urdu und Marâthi verkauft, es wird Senanamission begonnen und die Rubrik Gôndmission verschwindet aus den Jahresberichten. Tschindwara ist eine Station der Nagpurmission

geworden — trotz der noch fortgesetzten Reisen, eine Stadtmission für die Hindubevölkerung. Als Dawson starb 1885, hatte die Missionsleitung keine weitere Freudigkeit zur Fortführung dieser Station, sondern übergab sie der schwedischen Vaterlandsstiftung.

Dieses Unternehmen der schottischen Freikirche war also mißlungen. Es würde für die indische Mission sehr lehrreich sein, wenn die Ursachen solches Mißlingens gründlich erforscht würden. Lag es etwa an den Gônds im Tschindwara-Distrikt, die dort zahlreicher sitzen als in andern Landschaften? Sind sie anders geartet, als ihre Brüder im Mandla-Distrikt? Oder lag es an der Missionsmethode, an den zu hohen Erwartungen, die man von diesen (s. v. v.!) Naturkindern hegte, und den Forderungen, die man an sie stellte? Oder waren es die außerordentlichen Schwierigkeiten einer solchen Mission, die ihren Sitz eigentlich mitten unter den Dörfern der Aborigines haben und sich möglichst von der bunt gemischten Stadtbevölkerung frei halten sollte? Jedenfalls haben in der Missionsleitung darüber Erwägungen stattgefunden; leider hat die Freikirche von dem einst mit großen Hoffnungen begonnenen Unternehmen endgiltig die Hand zurückgezogen und besitzt in den Centralprovinzen nur noch Missionen, die dem Muster A. entsprechen.

3. Die evangelische Vaterlandsstiftung hatte im Jahre 1878 ihre Mission auf diesem Gebiete begonnen und ausdrücklich als vornehmlichstes Ziel derselben die Evangelisierung der Gônds bezeichnet. Darum wurden, sobald die Mittel es erlaubten, diejenigen Distrikte besetzt, in denen jene am stärksten vertreten sind, nämlich Narsinghpur, Sāgar (Saugor), Betul und zuletzt Tschindwara. Man hätte nun erwarten sollen, daß man nach den vorliegenden Erfahrungen die Arbeit möglichst von vornherein nach dem Muster B. gestaltet haben würde. Trotzdem sehen wir auch hier wieder die Stationen in den Hindustädten angelegt, vielleicht mit der einen Ausnahme von Nimpani. Ich finde nichts Näheres über diesen Ort. Nun ist zwar anzuerkennen, daß die Gônds von den Schweden nicht aus den Augen verloren sind. Dennoch ist die Arbeit keineswegs speciell für diesen Zweig der Bevölkerung eingerichtet. Ich habe vergeblich nach einer Angabe darüber gesucht, ob die Missionare oder wenigstens einige von ihnen des Gôndi mächtig sind oder es studieren. Nur einen von ihnen lernte ich persönlich kennen und gedenke seiner in herzlicher Verehrung; aber ich kann mich nicht entsinnen, daß wir über die Gônds gesprochen hätten. Er hatte eine ausgedehnte Hinduschule gehabt, die wegen Zulassung von niederen Kasten zu Grunde gegangen war. Aus einer der letzteren hatte er eine größere Anzahl Freunde gewonnen, die das Wort Gottes gern hörten. Aber kurz vor

meinem Besuch hatte ein Methodist alle diese ca. 50 Personen, ohne daß sie recht wußten, was geschah, getauft. Infolge dessen wurde die Station aufgegeben. Auf einigen Stationen besteht die Arbeit ganz überwiegend in den bekannten Einrichtungen der Hindumission. Auch die Distriktsreisen gelten keineswegs vor allen den Walddörfern, der Gônds, sondern es werden z. B. die Götzenfeste der Hindus aufgesucht. Der Bücherverkauf bezieht sich schwerlich auf die wenigen von Dawson übersetzten Büchlein, zumal die Kunst des Lesens nur in seltenen Fällen vorkommt. Im übrigen finden wir Basârpredigt, Schulen, Waisenhäuser, Sonntagsschule, ärztliche Thätigkeit, Senanamission, ja sogar Vorlesungen für gebildetere Eingeborne und Seelsorge für englische Soldaten. So schätzenswert auch die letzteren Arbeiten sein mögen, so gehören sie doch nicht in die Gôndmission. In einem der Jahresberichte scheint man es gefühlt zu haben, daß das hauptsächlichste Ziel dieser Mission gar sehr in den Hintergrund getreten ist; denn es wird wie zur Entschuldigung ausgeführt, daß die meisten Gônds mit Hindus vermengt lebten, mit ihnen in Berührung ständen und ihre Sprache und Religion angenommen hätten. Diese Darstellung ist nach andern Mitteilungen nicht zutreffend. Jedenfalls besteht die starke Scheidewand noch zwischen den zwei Arten der Bevölkerung. Wenn auch Hindi überall gebraucht wird, so ist es doch nicht das Mittel, durch welches man jenen Waldleuten ans Herz käme. Die Erfahrungen, welche die Goßnerschen Missionare mit dem Mundari und Urao gemacht haben, sind in dieser Beziehung beachtenswert. Auch der Einwand, daß das Gôndi sehr unentwickelt sei, ist nicht stichhaltig, denn ein Volk ist eben nicht weiter entwickelt als seine Muttersprache und die Mission muß sich auf das Niveau der letzteren herablassen, um eine neue Entwicklung möglich zu machen. Endlich wird in jenem Jahresbericht angeführt, daß die Ortschaften der Gônds so ungesund gelegen seien, daß Europäer meist dort nicht wohnen könnten. Die Thatsache der neusten Gônd-Stationen der Kirchenmission widerlegt diese Auffassung. — Unverkennbar befindet sich jetzt die schwedische Mission in einem ähnlichen Zustande wie die Dschabalpur-Mission unter Champion: Ganz überwiegend Hindumission und daneben etwas Gôndmission, die jedoch ohne systematischen Betrieb nicht vorwärts kommt und darum immer mehr in den Hintergrund tritt. Möge es nicht dahin kommen, daß man ihrer gar überdrüssig wird. Folgendes sind die letzten statistischen Angaben dieser Mission: Stationen mit Gründungsjahr: Sâgar (1878), Betul mit Badnur (1880), Tschindwara (1885), Nimpani, zwei Meilen von Betul (1886), Amarwara (1888). 9 schwed. Missionare, 8 eingeborne; 100 Christen, 37 Kommunikanten, 239 Schüler (darunter 61 Mädchen).

4. Eine Quäker-Mission besteht seit 1874 in Hoschangabad, Sohagpur (1878), und Sihor (1891). Nach den wenigen Angaben, die ich darüber finde, scheint auch hier das Werk ganz nach Schema A. eingerichtet. Auf der ersteren Station befinden sich 10 Kirchenglieder. Ebenso wird mannigfache, städtische Missionsarbeit getrieben.

5. Die Original Secession Synod M. wirkt seit 1872 zu Sioni bei geringen Mitteln mit vielem Eifer. Die Predigtreisen erstrecken sich, wie es scheint, nicht in die Gebiete der Gônds. Früher wurde einmal der mißlungene Versuch mit Dorfschulen erwähnt. Zuletzt wurden 16 Kirchenglieder neben größeren Schulen, Waisenhaus, Senanamission ꝛc. angegeben.

6. Die den etwas prätentiösen Namen „Foreign Christian Mission Society" führende Gesellschaft, von der man gelegentlich erfährt, daß sie der Denomination der „Jünger Christi" angehört, hat seit 1882 auf diesem Gebiete eine Station im Nárbadda-Thale: Harda (1 Missionar, 72 Schüler, 650 Sonntagsschüler) und 3 in der östlichen Landschaft Tschhatìsgarh, nämlich: Bilaspur (3 Missionare, 16 Kommunikanten, 30 Schüler), Mungeli (2 Missionare, 6 Kommunikanten, 15 Schüler) und Tschampa (Angaben fehlen).

7. Eine ganze Reihe von sog. Faith Missionaries (Glaubensmissionaren) haben ihre Arbeit in den Centralprovinzen gesucht. Über ihre Grundsätze ist in diesen Blättern mehrfach die Rede gewesen. Sie scheinen sämtlich hingebungsvolle Leute zu sein, aber einseitig der organisierten Mission abhold, meist ohne specielle Vorbildung und sämtlich einer individualistischen Auffassung ergeben. Neuerdings hat sich in London eine Kurku and Central Indian Hill Mission konstituiert, die die Ausbildung, Aussendung und den Unterhalt von solchen Sendboten vermittelt. — A. Norton, ein amerikanischer Methodist, kam 1874 nach Ellitschpur. Er faßte sehr bald mit treffendem Blicke die Kurkus ins Auge. Aber es scheint, ihm fehlte das Verständnis für die stille, langsame Geduldsarbeit, die als Vorbereitung nachhaltiger Erfolge erforderlich ist. Sehr bald taufte er 70 von dem genannten Stamme. Zehn Jahre später finden sich aber nur 17 erwähnt. Er hat sodann seinen Sitz nach Bhaisdehi (Ebenezer, in der Nähe von Burhanpur) verlegt und mehrere Gehilfen gefunden, so daß er zwei andre Plätze besetzen konnte. Die oben genannte Gesellschaft steht in Verbindung mit ihm. — Nach Basim kam 1879 eine aufopferungsvolle, aber, wie es scheint, etwas abenteuerliche Amerikanerin, die mit einigen eingebornen Gehilfen zu Fuß auf die Dörfer ging (ein großer Verstoß gegen die indischen Sittlichkeitsbegriffe), predigte und gelegentlich taufte. Später kamen drei andere Damen dazu. Infolge der

Verheiratung der Stifterin entstanden Mißverständnisse, die sie samt ihrem Gatten auf andre Arbeitsfelder führten (z. B. nach der Militärstation Kampti, wo sie sieben Soldaten bekehrten). Sie kehrten jedoch 1886 nach Basim zurück, wo damals ein Waisenhaus mit 16 Mädchen (11 bekehrten) bestand. 1889 werden 20 Kommunikanten gemeldet. In Burhanpur und Akola und Ellitschpur wird ähnlicherweise von unabhängigen Missionaren gearbeitet; ebenso in Bordhai (zwischen Betul und Tschindwara), wo ein ausgetretener schwedischer Missionar seinen Sitz hat.

Es ist kaum anzunehmen, daß von den genannten Orten eine systematische Arbeit unter den Aborigines getrieben wird, die wir unter Rubrik B. zu bringen hätten. Leider sind vollständige Angaben über die äußeren Erfolge nicht zu erlangen. Nach den einzelnen Zahlen aber, die sich gelegentlich finden, sehen wir genügend, daß es auch hier geht, wie sonst in den Hindumissionen.

8. Nunmehr kommen wir zu einer Mission, welche von den bisher erwähnten merklich abweicht. Die der deutschen evangelischen Synode von Nordamerika in der Landschaft Tschhattisgarh hat es zwar nicht mit den Gônds zu thun. Dennoch ist ihre Thätigkeit ganz vorwiegend einer besonderen Klasse der Bevölkerung zugewendet. Ursprünglich war bei der Gründung 1868 die Sekte der „Satnamis" (Verehrer des wahren Namens) ins Auge gefaßt, welche vor 50—60 Jahren ein Guru unter Verwerfung alles Götzendienstes gestiftet hatte, und die damals unter der Leitung seines Sohnes stand. Die auf diese Leute mit reineren religiösen Begriffen gesetzten Hoffnungen haben sich nicht verwirklicht. Dagegen hat die Mission in der Schicht der Bevölkerung, welcher sie entstammen, einen verhältnismäßig sehr fruchtbaren Boden gefunden. Es sind die Tschamârs, anderwärts als die geringsten unter den Kastenlosen bekannt, welche die Straßen zu kehren und das gefallene Vieh abzuledern haben, hier jedoch Ackerbauer, wenngleich sehr bedrückt von den herrschenden Hindus. Die Hauptstation befindet sich nicht in einer größeren Stadt, sondern in der Nähe eines Ortes Bisrampur, den man auch auf guten Karten nicht verzeichnet findet. Sie bildet ein sog. „Institut". Ob es nach den vorliegenden Erfahrungen richtig war, ein solches anzulegen, ist hier nicht zu erörtern. Jedenfalls müssen wir uns herzlich freuen über die blühende christliche Ackerbaukolonie, die dort entstanden ist. Hier finden wir eine Gemeindeschule (sehr verschieden von den oben erwähnten Schulanstalten) und eine Reihe von Dorfschulen. Die Thätigkeit beschränkt sich nämlich nicht auf diese Kolonie, sondern in verschiedenen Dörfern hat die Mission ihre Anhänger, und weit und breit

reicht der Einfluß, der besonders durch Verteilung von Medizin geübt wird, so daß das Vertrauen großer Kreise der Tschamâr-Bevölkerung gewonnen ist. Die Übertritte erfolgen meistens familien- oder gruppenweis und sind augenscheinlich beeinflußt durch die sociale Lage. Man versteht es hier, sich auch des äußeren Elendes der armen Unterdrückten anzunehmen und diese Barmherzigkeit wird die Brücke, die sie zu „der größten Barmherzigkeit Gottes" hinüberführt, wie dies sehr bezeichnend in einigen Briefen dieser Christen an die Leiter der Mission ausgesprochen ist.

Neben dieser Station ist die zweite in der Hauptstadt der Landschaft, Raipur angelegt; wo etwas mehr nach Art der städtischen Hindumission gearbeitet zu werden scheint. Indessen bilden auch hier die umliegenden Dörfer das Hauptziel, und die dritte Tschandkuri scheint ganz Dorfmission zu sein. In 24 Jahren hat diese Mission 1006 Christen gesammelt, während die Kirchen-Missions-Gesellschaft zu Dschabalpur in 38 Jahren 165 sammelte und die schottische Freikirche mit weit mehr Mitteln und Kräften in 47 Jahren es auf 388 brachte.

Rechnen wir aber einmal die Gemeinden aller jener 7 nach Schema A arbeitenden Missionen zusammen. Leider fehlen von einigen die Angaben, aber wir ergänzen sie durch angemessene Schätzungen und finden 943 Christen. Dagegen hat die Gônd- und Tschamâr-Mission (B) 1127 aufzuweisen, obgleich die in derselben verwendeten Kräfte ungleich geringer waren. Rechnen wir nämlich nach Jahresarbeiten, die Lücken in ungefährer Schätzung ergänzend, so erhalten wir

$$480\ A = 943,$$
$$110\ B = 1127,$$

woraus sich abgerundet die Gleichung ergiebt: $A : B = 2 : 10$, das bedeutet, die Mission nach Schema B leistet fünfmal mehr als die nach Schema A.

Ich lege dieser statistischen Formel keinen übertriebenen Wert bei. Viele Wirkungen der Mission entziehen sich unsrer Wahrnehmung vollständig und sind in Zahlen nicht auszudrücken.

Aber hier handelt es sich zunächst nicht um die verborgenen Wirkungen, die einst in Zukunft zu Tage treten werden, und die auch bei der Mission unter der Rubrik B keineswegs fehlen; sondern hier handelt es sich um Früchte, die jetzt in unsrer Zeit vor unsern Augen reifen können, wenn sie zweckmäßig behandelt werden, und die wir in die sichtbare Kirche einführen können.[1]) In dieser Beziehung ist ein ganz außerordentlicher Unterschied zwischen Ab und Bc der Basârpredigt auf Hindu-

[1]) Mögen sie gleich wie manch ein edler Apfel im Keller erst die volle Reife (Lagerreife) nach geraumer Zeit erlangen.

märkten und der regelmäßigen Dorfpredigt vor Aborigines oder irgend einer homogenen Abteilung der Bevölkerung unbestreitbar. Und ebenso verhält es sich mit manchen andern Zweigen der Missionsthätigkeit. 20 halbnackte Gôndschüler, die mit Mühe in der armseligen Lehmhütte zusammengebracht werden, sind für die Sammlung christlicher Gemeinden mehr wert als 1000 gut gekleidete Hindu und Mohammedanerknaben in dem Prachtbau der englischen Schule, von denen etliche vielleicht bald den Doktorhut erlangen.

Ich glaube, daß jener höchst beachtenswerte Unterschied, den ich hier für ein einzelnes Feld nachzuweisen versuchte, für ganz Indien gilt und zwar für einige andre indische Gebiete in einem noch viel höhern Maße, so daß die in großen Zahlen ausgedrückten Erfolge der Mission im ganzen, zum allergrößten Teil das Ergebnis einer nach Mitteln und Kräften sehr beschränkten Arbeit sind, während eine sehr ausgedehnte Arbeit mit Verbrauch vieler Mittel und Kräfte nur ganz geringe Erfolge hat. Sollten andre durch diese Studie angeregt ähnliche Forschungen anstellen und dabei zu andern Ergebnissen kommen, so will ich mich gern belehren lassen. Aber diese Zeilen werden auf alle Fälle, wenn sie zu weiteren Untersuchungen führen, der großen Sache irgend welchen Dienst leisten.

Um aber der Überschrift gerecht zu werden, muß ich schließlich noch kurz die Übersicht über die Mission in den Centralprovinzen vervollständigen und habe

9. eine anglikanische Mission in Tschanda zu erwähnen, die 1872 von einem eingebornen hochkirchlichen Geistlichen gegründet, später von der Cowley-Brüderschaft übernommen wurde. Sie sollen unter der niedern Kaste der Mhar (Mahâr?) Eingang gefunden haben. Vahl in seiner jüngsten Statistik schreibt ihnen für Indien 120 Kommunikanten zu. Aber es ist doch nicht mit Sicherheit ersichtlich, ob sich dies auf Tschanda bezieht. Jene Zahl würde auf 3—400 Christen schließen lassen. Möglich, daß wir es hier auch noch mit einer in die Rubrik B gehörigen Mission zu thun haben.

10. Endlich aber ist noch eine Mission zu erwähnen, die weder unter A noch unter B paßt, sondern etwas Apartes ist, die der amerikanischen bischöflichen Methodisten. Dieselben arbeiten mit großem Eifer und außerordentlichem Aufwand von Mitteln und Kräften seit 1858 in Nordindien. Ihr ausgesprochenes Ziel war nur, wahrhaft Bekehrte zu taufen und Gemeinden wahrhaft gläubiger Christen zu sammeln. Nach 20—25 Jahren aber belehrte sie der numerisch keineswegs ihren Erwartungen entsprechende Erfolg, daß sie in ihren Missionsgemeinden auch nur Leute, wie die Getauften in Amerika hätten, die auch noch erst der

Geistestaufe und der besonderen Bekehrung bedürfen. Seitdem haben sie ihre Praxis verändert. Zum Teil ist es geradezu ausgesprochen, daß eine doppelte Missionsarbeit nötig sei, erstens, die Heiden möglichst schnell in christliche Gemeinden zu sammeln und zweitens, sie sodann mit allem Nachdruck unter Anwendung der bekannten Mittel zur Bekehrung zu bringen.

So sehr sie nun auch mit jener Scheidung eine bisher in Indien leider sehr verkannte Wahrheit getroffen haben, so sehr sind sie doch in das Gegenteil umgeschlagen und in die größten Verkehrtheiten geraten, indem sie, wo sie es vermögen, möglichst große Scharen fast ohne alle Vorbereitung taufen. Auf den Melas z. B. kommen ganz unglaubliche Dinge vor, daß fremde Leute, deren weitere Entwicklung sich dem Einfluß der Missionare entzieht, getauft werden — gelegentlich sogar, ohne daß die Täuflinge wissen, was eigentlich mit ihnen geschieht.

Dieser verzweifelte Versuch, der auch wieder wie die erste Praxis aus Mangel an Geduld entspringt, muß in die Mission unsägliche Verwirrung bringen. So ist es bereits in den Centralprovinzen geschehen. Die Vertreter der genannten Denomination sind in die schon von andern Gesellschaften bearbeiteten Felder eingedrungen. Der oben erwähnte Fall von Narsinghpur, wo sie der schwedischen Mission ihre Inquirer geradezu wegtauften, ist charakteristisch. Sie zählen ihre Getauften nach großen Zahlen, die man aber noch nicht im Jahresberichte findet, wo übrigens offen zugestanden wird, daß viele derselben ihr Christentum nicht mehr anerkennen, andre sich von ihrer Kaste nicht trennen mögen, während die meisten vom christlichen Leben sehr wenig wissen. Was daraus werden wird, ist noch nicht abzusehen. Daß vor allen Dingen eingeborne Helfer herangebildet werden müssen, ist jenen bischöflichen Methodisten klar. Dazu ist mit australischem Gelde ein Seminar in Narsinghpur gegründet worden. Die andern Stationen sind Dschabalpur, Tschindwara, Harda und Burhanpur mit Khandwa — lauter Stationen andrer Gesellschaften, in die sich die Neuerer in nicht schöner Weise eingedrängt haben. Das wird noch viel Verwirrung geben. Aber Gottes Wege und seine Gerichte werden auch diese Verwirrung entwirren.

Grundemann, Reinhold

Missions-Studien und Kritiken in Verbindung mit einer Reise nach Indien

Bd.: 1

Gütersloh 1894